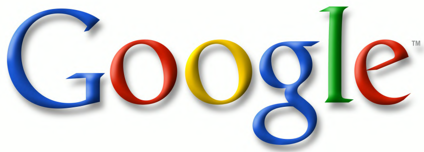


Altitalische Studien.

Herausgegeben

von

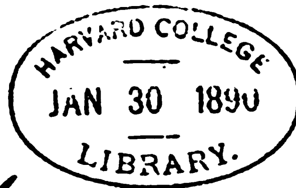
Dr. Carl Pauli.

Viertes Heft.

Hannover.

Hahn'sche Buchhandlung.

1885.



Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

20.

Vorrede.

Zwei jüngst erschienene Anzeigen des dritten Heftes dieser „Studien" geben mir Anlass zu einigen kurzen Bemerkungen an dieser Stelle.

O. G. in der „Wochenschrift für klassische Philologie" 1885, Nr. 16, S. 489 bezeichnet Schaefer als denjenigen Etruskologen, der sich bisher am bestimmtesten gegen den indogermanischen Charakter des Etruskischen ausgesprochen habe. Das möchte ich doch, wie man zu sagen pflegt, nicht auf mir sitzen lassen. Ich meinte, mich in dieser Beziehung doch auch bei verschiedenen Gelegenheiten recht deutlich und entschieden ausgesprochen zu haben, will aber nun doch, um keine Irrtümer aufkommen zu lassen, noch ausdrücklich hier in allerbestimmtester Form erklären, dass ich noch keinen Augenblick an den indogermanischen Charakter des Etruskischen geglaubt habe, auch jetzt nicht an denselben glaube und schwerlich jemals an denselben glauben werde. Ich hoffe, dass diese Erklärung allen Anforderungen Genüge leistet.

Aus eben demselben Grunde muss ich es auch bestreiten, dass, wie Deecke in der „Deutschen Litteraturzeitung" 1885, Nr. 13, S. 446 meint, in meiner Erläuterung der Leidener Inschriften eine Annäherung an ihn stattgefunden habe. Es ist ja möglich, dass objektiv einige Einzelheiten in dieser

Arbeit mit seinen Resultaten in minderer Discrepanz stehen, als in anderen Abhandlungen von mir, aber das ist rein zufällig und jede subjektive Annäherung meinerseits an seine Ansichten muss ich entschieden in Abrede stellen. Die prinzipielle Kluft, die uns scheidet, ist genau so gross, wie sie je gewesen ist.

Muss ich aber auch die Annäherung in diesem Sinne abweisen, so freue ich mich aufrichtig einer anderen Annäherung, die sich durch die genannte Deeckesche Anzeige ermöglicht, ich meine die persönliche Wiederannäherung. Der Ton und die Kampfesweise dieser Anzeige sind verschieden von den bisher von Deecke und seinem Freunde Gustav Meyer innegehaltenen, wie ich sie an verschiedenen Stellen meines III. Heftes gekennzeichnet habe, und es wird dadurch auch mir die Möglichkeit gewährt, auf den scharfen polemischen Ton, wie ich ihn in meinen letzten Arbeiten anzuschlagen mich gezwungen sah, Verzicht zu leisten. Ich begrüsse das mit um so grösserer Freude, als mir persönlich dieser Ton wenig zusagt und ich ihn auch sonst nicht anzuwenden pflege, wie selbst von gegnerischer Seite (Jordan in der Deutschen Litteraturzeitung 1883, Nr. 23, S. 814) anerkannt ist. Aber er lässt sich eben nicht unter allen Umständen vermeiden. Da das vorliegende Heft bereits seit länger gedruckt ist, so war hier eine Milderung einzelner Ausdrücke nicht mehr möglich. Ich hoffe zuversichtlich, dass dieser bessere Ton sich auch auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen.

O. G. ist, wie schon bei früherer Gelegenheit, anscheinend mit der bisher, wie von Deecke, so auch von mir innegehaltenen Art der Publikation in einzelnen Heften oder Monographieen nicht recht einverstanden. Ich glaube aber,

dass diese Art zur Zeit die einzig mögliche und zweckmässige ist. Die Etruskologie ist eine doch noch im Werden begriffene Wissenschaft und von der Gewinnung zusammenhängender Resultate, wie von der Deutung grösserer Inschriften noch sehr weit entfernt. Bei dieser Sachlage hat man, wie ich glaube, nur die Wahl, entweder gar nichts zu publicieren oder den Weg der Monographie einzuschlagen. Meines Erachtens ist letzteres das Zweckmässigere. Selbst wenn, wie ich gern zugebe, auf diese Weise manche Ansicht an das Licht tritt, die noch nicht nach allen Seiten hin sich sicher begründen lässt oder die später als falsch sich herausstellt, so bietet andererseits aber doch gerade diese Art die Möglichkeit einer öffentlichen Discussion, von der nur zu wünschen wäre, dass immer noch mehr Personen sich daran beteiligen möchten, und eben dadurch werden dann die aufgestellten Ansichten entweder besser begründet oder stellen sich als irrig heraus, was beides ja bereits mehrfach der Fall gewesen ist. Beides ist aber doch ganz sicherlich ein Gewinn für die Wissenschaft, der ihren weiteren Fortschritt ermöglicht. Durch das Zurückhalten der Publikation überhaupt würde dieser Fortschritt, wenn auch vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, so doch jedenfalls verlangsamt werden. Einen anderen Weg, den man einschlagen könnte, sehe ich nicht, würde aber natürlich positive Vorschläge in dieser Richtung bereitwilligst einer Prüfung unterziehen.

Auf einige der in den beiden Besprechungen erwähnten sachlichen Punkte werde ich in den nächsten Heften näher eingehen, insbesondere auf die Frage der Echtheit der Bleiplatte von Magliano. Ebenso werde ich, O. G. gegenüber, nachweisen, dass die Namen mit Derivatsuffixen durchweg mit den Formen ohne solche sachlich identisch sind. Hier

will ich nur bemerken, dass die strikt beweisenden Beispiele dafür ziemlich zahlreich sind. Diese Behauptung so bestimmt aufzustellen, bin ich dadurch in der Lage, dass ich den gesamten Familiennamenschatz der Etrusker bis ins einzelste untersucht habe. Die Resultate dieser Untersuchung liegen im Manuscript fertig vor und sollen dem Druck übergeben werden, sobald ich für eine Anzahl von Inschriften, wo das nötig scheint, im Besitz von Abklatschen oder Zeichnungen bin und für das die gesamten Inschriften verarbeitende und daher naturgemäss umfangreichere Buch einen Verleger gefunden haben werde.

Leipzig, den 19. April 1885.

Carl Pauli.

Inhalt.

Verzeichnis
der
behandelten etruskischen Inschriften.

Fa. = Fabretti, Corpus inscriptionum Italicarum antiquioris aevi.
Fa. spl. = Supplementa desselben Werkes.
Ga. = Gamurrini, Appendice al Corpus inscr. Ital.

I.

Über das

altlateinische Lied

der

Arvalbrüder.

Von

Carl Pauli.

Das Lied der Arvalbrüder, wie es uns in den Akten dieser Brüderschaft vom Jahre 218 nach Christo überliefert ist, lautet nach der Abschrift von Bormann, die auch ich mit Jordan (Krit. Beitr. 190 sq.), gegenüber dem Texte Ritschls, für die massgebende halte, folgendermassen:
enoslasesjuvate[e]noslasesjuvateenoslasesjuvateneveluaervemarmasinsincurrereinpleoresneveluervemarmar[si]nsincurrereinpleorisneveluervemarmarsersincurrereinpleoressaturfureremarslimen[sal]istaberbersaturfuferemarslimensalistaberbersaturfuferemarslimensaiisiaberber[sem]unisalterneiadvocapitconctossemunisalterneiadvocapitconctossimunisalterniεadvocapit[conct]osenosmarmorjuvatoenosmarmorjuvatoenosmarmorjuvatotriumpetriumpetriumpetrium[pe]triumpe

Dieses alte Lied ist natürlich seit dem Jahre 1778, wo es in Rom wieder aufgefunden wurde, vielfach Gegenstand der Interpretation gewesen. Diese bisherigen Interpretationen, soweit sie mir bekannt geworden, hier zunächst vorzuführen, scheint mir nicht überflüssig. Es sind die folgenden:

1) Lanzi, saggio di lingua etrusca, I, 142 sqq. (1789):

enos, Lases, juvate.
neve luerve, Marmar, sins incurrere inpleores.
satur fufere, Mars, lumen sali sta, berber.
Semunes alternei advocapit conctos.
enos, Mamor, juvato.
triumpe.
„nos, Lares, juvate.
neve luerhem (= luem), Mamers, sines incurrere in flores.

ador fieri, Mars, λόμην maris siste, ...
Semones alterni advocate(?) cunctos.
nos, Mamuri, juvato.
triumphe."

2) Marini, gli atti e monumenti de' fratelli Arvali, II, 602. (1795.)

„enos, Lares juvate.
ne vel ver ve Maram . . . .
(oder ne vel ver ve Marmar . . .
oder neve luervem aram . . . .) in plures.
sazio d'infuriare, o Marte, salta il limitare.
(del tuo templo), e statti fermo ovvero ci sii
propizio.
. . . . duo capit congios (oder advocabit)
enos, Marmor, juvato.
triumphe."

3) Thorlacius, populäre Aufsätze, übersetzt von Sander, 205. (1812.):

„helfet uns Laren!
lass Marmar keine zerstörende Seuche
unsere Saat verderben!
verleihe Mars dem Korne Heil!
hemme Ares jede Pestluft vom Meere!
rufet abwechselnd alle Semonen an!
auch du, Mamurius, hilf uns!
zum Jubel, zum Jubel!"

4) G. Hermann, elementa doctrinae metricae, 613. (1816.):

enos, Lases, juvate:
neve luerve, Marmar, sirs, incurrere in pleoris,
satur fufere, Mars: limen sali, sta, berber:
Semones alterne, jam duo capit conctos.
enos, Marmor, juvato.
triumpe, triumpe.
„nos, Lares, juvate;

neve luem, Mamuri, siris incurrere in plures:
satur fueris, Mars: limen (i. e. postremum) sali, sta vervex:
Semones alterni; jam duo capit cunctos.
[nos, Mamuri, juvato.
triumphe, triumphe.]"

5) Creuzer, Symbolik II², 991. (1820.):
Text fehlt, Übersetzung wie bei Thorlacius.

6) G. F. Grotefend, lateinische Grammatik für Schulen, II, 287. (1820.)
ennós, Lasés, juváte! néve lúerem, Márs, sins
incúrrere ín pleóres! sátur fúrere, Mármar,
limén salís sta bérber! Sémunís altérnei
advócapít conctós! ennós, Marmor, juváto!
triúmpe, triúmpe!
„age, nos, Lares, juvate! neu luem, Mars, siris
incurrere in plures! satur furere, Mavors,
lumen solis sta fervere! Semonis alterni
advocate cunctos! age, nos, Mars, juvato!
triumphe, triumphe!"

7) Aug. Grotefend, ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, I, 166. (1829.)
enos, Lases, juvate!
neve luervem, Marmar, sins incurrere in pleoris!
satur furere, Mars, limen salis sta berber!
Semunis alternei advocapit conctos!
enos, Marmor, juvato;
triumpe! triumpe!
„nos, Lares, juvate!
neve luem, Mars, sinas incurrere in flores (od. plures)!
satur furere, Mars, lumen solis desine fervere!
Semones alterni advocabite cunctos!
nos, Mars, juvato!
triumpe! triumpe!

8) Zell, Ferienschriften, II, 111. (1829.):
Text wie Grotefend; Übersetzung:
„ihr Laren helfet uns!

lass nicht die Seuche, Marmar, unsere Saat befallen!
hör auf zu wüten, Mars; halt ab der Sonne Gluten!
ruft an im Wechselsange die Semonen alle!
Marmar hilf uns!
Triumph!"

9) Ramshorn, lateinische Grammatik, I, 1100. (1830):
Text fehlt, Übersetzung:
„nos, Lares, juvate.
neve luem, Mamers, sinas incurrere in flores.
satur furere, Mars, lumen solis siste, Berber!
Semones alterni advocate cunctos!
nos, Mamers, juvato!
triumphe!".

10) H. Meyer, anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum I, 4. annot. 7. (1835):
Text wie A. Grotefend, Übersetzung:
„en nos, Lares, juvate:
nec luem, Mars, sinas incurrere in plures.
satiatus furore, siste lumen solis fervere.
advocate alterni Semones cunctos.
en nos, Mars, juva.
triumphe."

11) Klausen, de carmine fratrum Arvalium liber, 23. (1836.):
e nos, Lases, juvate.
neve luerve, Marmar, sins incurrere in pleoris:
satur furere, Mars, limen sali, sta, berber:
Semunis alternei advocapit conctos.
e nos, Marmor, juvato:
triumpe, triumpe, triumpe, triumpe, triumpe.
„age, nos, Lares, juvate.
neve luem, Mars, sinas incurrere in plures:
satur furere, Mars, pede pulsa limen, sta verbere:
Semones alterni advocabite cunctos.
age, nos, Mars, juvato.
triumphe, triumphe, triumphe, triumphe, triumphe."

12) Galvani, lezioni accademiche, I, 177. (1839.):
enos, Lases, juvate: (ter)
neve luervem armar } (ter)
sins incurrere in plores: } (ter)
satur furere, Mares, } (ter)
limen salest aberber: } (ter)
Semuneis alternip } (ter)
advocapite conctos: } (ter)
enos, Mamor, juvato: (ter)
triumpe. (quinquies)
„e noi, Lari, giovate,
nè sia che amara lue
incoglier possa i fiori:
sazio di furie, o Marte,
la sozza peste averti:
alternamente i Sèmoni
tutti invochiam congiunti:
e noi, Mamurio, giova:
trionfo."

13) de Gournay, mémoires de l'Académie royale des sciences, arts et belles-lettres de Caen, Jahrg. 1845, 358. (1845):
Text fehlt, Übersetzung:
„nos, Lares, juvate.
neve lues, Vemars, sinas, incurrere in plenas oras.
sator semen-ferens, Mamers, limen solis, sta perpes.
Daemones alternei advocabite cunctos.
nos, Mamers, juvato.
triumphe."

14) Corssen, origines poesis romanae, 92 sqq. (1846.):
e nós Lases juváte.
neve luérve Marmar sírs (od. sers) incurrere in pleores.
sátur fufere, Márs, limén sal esta bérber.
Semúnes alternéi ádvocapit cúnctos.
e nós Marmor juváto.
triumpe.

Eine Übersetzung giebt Corssen selbst nicht, aber aus seiner Interpretation ergiebt sich die folgende:
„e nos, Lases, juvate!
neve luem, Mars, siveris incurrere in flores,
satur (i. e. plenus) esse (sc. fructus), Mars, lumen sol aestu fervere!
Semones alterni advocabitis cunctos.
e, nos, Marmor, juvato!
triumphe!"

15) Bergk, Zeitschrift für die Altertumswissenschaft, XIV, 142. (1856.):
e nos Lases juvate
nevel verve Marmar sins incurrere in pleoris:
satur fu, fere Mars: limen sali, sta berber.
si munis, aeterne pa, duo capit conctos.
e nos Marmor juvato.
triumpe. triumpe. triumpe. triumpe. triumpe.
„steht uns bei, ihr Laren,
und du, Marmar, lass nicht das Fieber noch weiter um sich greifen:
lass dir genügen, wilder Mars: Licht der Sonne, halt ein mit deiner Glut.
sei gnädig, ewiger Vater, mit dem verbundenen Doppelhaupte.
stehe uns bei, Marmor.
Triumph."

16) Preller, römische Mythologie, II³, 33. (1883, erste Auflage 1858.),
e nos Lases juvate,
neve luerve Marmar sins incurrere in pleoris.
satur furere Mars limen sali, sta berber.
Semunis alternei advocapit conctos.
e nos Marmor juvato.
triumpe, triumpe.
„age nos Lares juvate.
neve luem Mars sine incurrere in plures.
satur furere Mars limen sali, sta verbere.
Semones alterni advocabite cunctos.

age nos Mars juvato.
triumphe, triumphe".
„helfet uns, ihr Laren.
lass keine Seuche über das Volk kommen, Mars.
satt vom Rasen kehre heim in deinen Tempel und höre auf
zu geisseln (deine Streitrosse).
rufet abwechselnd alle Semonen.
hilf uns, o Mars.
Triumph, Triumph."

17) Mommsen, corpus inscriptionum latinarum, I, 9. (1863.):
enos, Lases, juvate!
neve lue rue, Marmar, sins (sers) incurrere in pleores.
satur fu, fere Mars. (limen sali, sta, berber.)
Semunis alternei advocapit conctos.
enos, Marmor, juvato.
triumpe!
„nos, Lares, juvate!
neve luem ruinam, Mars, sinas (siveris) incurrere in plures.
satur esto, fere Mars. (limen sali, sta, verbera solum.)
Semones alterni advocabitis cunctos.
nos, Mars, juvato!
triumphe!"

18) Bücheler, index scholarum von Bonn (Sommer 1876):
enós Lasés juváte,
enos Lases juvate,
enos Lases juvate.
ne vél vervé Marmá sins — incúrrere ín pleóres,
ne vel verve Marmar [si]ns — incurrere in pleoris,
ne vel verve Marmar sers — incurrere in pleoris.
satúr fú, fere Márs — limén [sal]í, sta bérber,
satur fu, fere Mars — limen sali, sta berber,
satur fu, fere Mars — limen sali, sta berber.
[sem]únis áltérnei — ádvocápit cónctos,
semunis alternei — advocapit conctos,
simunis alternei — advocapit [conct]os.

enós Marmór juváto,
enos Marmor juvato,
enos Marmor juvato.
triúmpé triúmpe,
triumpe trium[pe],
triu[mpe].
„nos, Lares, juvate.
ne ve flagellum, Mars, sinas (seiris) incurrere in plures.
satur esto, fere Mars, in limen sali, siste flagellum.
Semones alterni advocabitis cunctos.
nos, Mars, juvato.
triumphe."

19) Marquardt, Römische Staatsverwaltung, III, 438. (1878.): Text und Übersetzung wie Bücheler.

20) Jordan, kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache, 203. (1879.):
e nós, Lasés, juváte (ter)
néve luérvem, Mármar, — seírs incúrrere ín ploéris (ter)
satúr fú fere, Mármar, — níve énsali, sta bérber (ter)
semúnis altérnei — advocápit cónctos (ter)
e nós, Marmár, juváto (ter)
triúmpe. (quinquies)
„auf! uns, ihr Lasen, helfet . . .
nimmer Verderben, Marmar, — lasse einbrechen in mehre . . .
sei satt, du wilder Marmar, — nimmer herein spring, steh, grimmer . . .
die Semunen abwechselnd — wird er alle rufen . . .
auf! uns Marmar helfe . . .
tanze! . . ."

21) L. Havet, de Saturnio Latinorum versu, 412. (1880.):
e nos, Lases, juvate (ter)
ne velueris, Marmars, — incurrere in pleoris . (ter)
satur fu, fere [Mar]mars; nive ensali; sta . . . (ter)
semunis alternei — advocapit conctos. (ter)
e nos, Marmars, juvato. (ter)

triŭmpe, triŭmpe, triūmpe,
triŭmpe, triŭmpe, [triūmpe].
„e! nos, Lares, juvate.
ne volueris, Mamers, — incurrere in pluris.
satur esto, fere Mamers; — neve insili; sta . . .
Semones alterne — advocabit cunctos.
e! nos, Mamers, juvato.
triumphe.“

22) Bréal, mémoires de la société de linguistique de Paris, IV, 380. (1881.):
enom Lases juvate
neve luem arves Marmar sers incurrere
inpleores . . .
sata tutere Mars
clemens satis sta Berber
Semunis alternei advocapit conctos
enom Marmor juvato
triumpe
„eia, Lares, juvate.
neve luem arvis, Marmar, siveris incurrere.
(implores . . .)
sata tutere, Mars.
clemens satis esto, Berber.
(Semones alterne invocabit cunctos.)
eia, Marmor, juvato.
triumpe!“

23) Édon, restitution et nouvelle interprétation du chant dit des frères arvales, 32. (1882.):
e! nos, Lases, juvate!
hi mi lua fave; Marmar, serp, incure se!
inde foris satur fuce, Remars: limen sali!
(stabe abersi)
manis paternei, abvolate!
(conctes)
e! nos Marmor, juvato!
triumpe!

„o! nos, Lares, juvate!
his mihi luam fabis; Umbra, serpe, incurre iis!
inde foras satur fuge, Lemur: limen sali;
(stabit aversim)
Manes paterni, avolate!
(cuncti)
o! nos, Umbra, juvato!
triumphe!"

„o Lares, soyez-nous favorables!
je paierai pour moi avec ces fèves; Ombre, glisse-toi,
cours après elles!
maintenant que tu en es assez, fuis hors de ce lieu,
Lémure: saute le seuil!
(on s'arrêtera en tournant le dos)
Mânes paternels, envolez-vous!
(tous ensemble)
o Ombre, sois-nous favorable!
triomphe!"

24) Ring, altlateinische Studien, 4 sqq. (1882). Derselbe hält den ganzen Text nach Bormanns Überlieferung aufrecht, giebt auch, was sehr zu bedauern, keine Übersetzung, sodern nur eine Interpretation. Aus letzterer ergiebt sich etwa die folgende Übersetzung:

„Lares (Kinder) der Eno, seid günstig.
wolle nicht Marmar Sernos, überschwemmend von neuem
dich stürzen auf die überschwemmbaren Fluren.
Mars Satur, Fureros, Limen, Salius, lege dich trocken.
(der Chorführer) wird die beiden einander vereinigten Semonen anrufen.
Marmor (Tochter) der Eno, sei günstig.
drei umfassend."

25) Probst, Beiträge zur lateinischen Grammatik, Heft I, 103; Heft II, 163. (1883.):

e nós Láses juváte (ter)
neve lúe rúe Mármar — síns incúrrere inpléores (ter)
satúr fú feré Mars — lí mensa lí sta bér ber (ter)

se múnis altérnei — ádvoca pít cónctos (ter)
e nós Mármar juváto (ter)
triúm pe (ter)
triúm triúm pe
„e! uns, Laren, helft (sc. bitten)!
nicht verheere-zerstöre, Marmar! unterlass es!
eiligst ziehe ein (sc. in unsere Gefilde)! Fülle gieb!
reich sei, bringe (sc. Früchte), Mars! bedecke die Tische (sc. mit Nahrung), bedecke! weile!
bringe, bringe (sc. Früchte)!
gnädig sei! Abwechselung (sc. des Wetters) gieb: rufe herbei!
segne alle!
e! uns, Marmar, hilf!
die Strasse segne!
die Strasse, die Strasse segne!"

Allen diesen Deutungen kann ich aus teils sachlichen, teils sprachlichen Gründen nicht zustimmen, muss aber darauf verzichten, diese Gründe hier im einzelnen vorzuführen, um so mehr, als die wichtigsten derselben im Verlaufe der weiteren Untersuchung sich ohnehin ergeben werden.

Statt dessen erscheint es zweckmässig, einige allgemeine Fragen von prinzipieller Bedeutung vorweg zu erörtern, weil erst aus ihrer Beantwortung sich der Standpunkt für die richtige Deutung des Liedes gewinnen lässt.

Die erste dieser Fragen ist die, in wie weit wir der Überlieferung, in der das Arvallied vorliegt, Glauben schenken dürfen. Durch die Beantwortung dieser Frage ist die Methode der kritischen Behandlung bedingt, welche von jeher geschwankt hat, zwischen „der Kühnheit einer Konjekturalkritik .... und einer übermässigen Ehrfurcht vor dem, was im Altertum und was gar auf Stein geschrieben auf uns gekommen ist" (Jordan, krit. Beitr. 190).

Vergegenwärtigen wir uns, um die richtige Antwort auf diese Frage zu gewinnen, die Geschichte unseres Liedes.

Nach der römischen Tradition ist der Kult der Arvalbrüder von Romulus eingesetzt (Gell. 7, 7, 8.: Sed Sabinus

Masurius in primo memorialium, secutus quosdam historiae scriptores, Accam Larentiam Romuli nutricem fuisse dicit. Ea, inquit, mulier ex duodecim filiis maribus unum morte amisit. In illius locum Romulus Accae sese filium dedit seque et ceteros ejus filios „fratres arvales" appellavit. Ex eo tempore collegium mansit fratrum arvalium numero duodecim, cujus sacerdotii insigne est spicea corona et albae infulae. — Plin. 18, 6. ed. v. J.: Arvorum sacerdotes Romulus in primis instituit seque duodecimum fratrem appellavit inter illos Acca Laurentia nutrice sua genitos, spicea corona, quae vitta alba conligaretur, sacerdotio ei pro religiosissimo insigni data, quae prima apud Romanos fuit corona). Das bedeutet also jedenfalls so viel, dass man die Entstehung des Kultes in die allerälteste Zeit des römischen Gemeinwesens setzte. Das ausserordentlich hohe Alter des Kultes wird bestätigt durch die im Haine der Dea Dia gefundenen Gefässe, deren sich die Arvalen bei ihren Kultushandlungen bedienten (Helbig, Italiker in der Poebene 87). Diese Gefässe sind ja jedenfalls bei der Herstellung des Arvalendienstes unter Augustus, als eben der Schauplatz der Handlung in den genannten Hain verlegt wurde, neu angefertigt, aber, was bei der ganzen Art des römischen Volkes nicht zweifelhaft sein kann, nach alten Mustern. Diese Gefässe aber sind nun von der allerprimitivsten Art, zum Teil lediglich mit der Hand gearbeitet (Helbig l. c.), und weichen in ihrer Technik nicht von den in den Terremare gefundenen der Pfahldörfler ab (l. c. 84). Darnach werden wir also dem Kultus, mögen wir über die römische Königsgeschichte denken, wie wir wollen, doch eine Existenz von mindestens 700 Jahren vor Christi Geburt zuschreiben dürfen.

Mindestens ebenso alt ist aber auch das Lied. Zwar ist das, wie es scheint, von den Alten selbst nicht direkt bezeugt, aber es lässt sich durch folgende Erwägung wahrscheinlich machen. Es ist bekannt, dass die Alten selbst an verschiedenen Stellen (Hor. ep. 2, 1, 86 sq.; Quintil. 1, 6, 40.) berichten, dass ihnen das Lied der Salier nicht mehr ver-

ständlich gewesen sei. Dass dies schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der Stadt der Fall gewesen sein muss, sehen wir daraus, dass bereits L. Aelius Stilo sich veranlasst sah, zu dem genannten Liede einen Kommentar zu verfassen, (cf. Varro, l. l. 7, §. 2. Mü.; Fest. pag. 141. Mü.). Nun schreibt die römische Tradition (Liv. 1, 20.) die Einsetzung des Kollegiums der Salier dem Numa zu, die der Arvalen hingegen, wie wir soeben gesehen, dem Romulus, d. h. also, man hielt den letzteren Kult für den älteren. Wenn nun aber schon das nach römischer Auffassung jüngere Lied der Salier zur Zeit der Geburt Ciceros nicht mehr verständlich war, so sicherlich auch das angeblich noch ältere Arvallied nicht mehr. Denn wäre das noch der Fall gewesen, so würde es sicherlich von den in Frage kommenden Schriftstellern irgendwo erwähnt worden sein, dass das nach ihrer Meinung ältere Lied verständlicher sei, als das jüngere. Ein so auffälliges Faktum würde sicherlich Männern, wie Varro, auch aufgefallen und von ihnen erwähnt worden sein. Ihr Schweigen hierüber beweist die Unverständlichkeit auch des Arvalliedes und damit denn auch das hohe Alter desselben. Der Text also auch dieses Liedes hatte um das Jahr 100 v. Chr. eine doch wohl mindestens sechshundertjährige Tradition hinter sich, zunächst sicherlich eine mündliche, später eine schriftliche. Wie es aber um diese Tradition beschaffen war, sehen wir aus Quintilian (1, 6, 40.): Saliorum carmina vix sacerdotibus suis satis intellecta; sed illa mutari vetat religio. Das war also eine rein mechanische Tradition. Dass bei jeder derartigen Tradition, selbst wenn die Sprache noch verstanden wird, im Laufe der Jahrhunderte sich Fehler einschleichen, und zwar nicht gerade in geringer Zahl, zeigen uns die Texte des Ṛgveda und des alten Testamentes. Das konnte also auch bei den alten römischen Kultliedern nicht ausbleiben. War nun aber ein solcher Fehler, gleichviel, wie er entstanden, einmal da, so wurde er, cum illa mutari vetaret religio, von da ab sorgfältigst weitertradiert. Das ist eben echt römisch. Und diese von der religio behüteten Fehler sind

sicherlich neben den altertümlicheren Formen und etwa obsolet gewordenen Ausdrücken ein Grund mit dafür, dass man um 100 v. Chr. diese alten Lieder nicht mehr verstand.

Weiter wissen wir nun, dass der ganze Arvalenkult im Laufe der Zeit eingeschlafen war — leider wissen wir nicht, wann — und erst unter Augustus wieder neu belebt wurde. Wie es dabei hergegangen sei, lässt sich leicht erraten. Genau wie man die alten Schüsseln wieder hervorsuchte und nach ihrem Muster weitere anfertigen liess, genau so stöberte man auch irgendwo eine Abschrift des alten Liedes auf und liess nach ihr die weiteren Abschriften machen, von denen die Arvalbrüder, wie ja die Akten selbst uns berichten, das Lied absangen. Woher diese Abschrift gekommen und von welchem Werte sie gewesen sei, wissen wir nicht, aber setzen wir den günstigsten und wohl nicht unwahrscheinlichen Fall, dass sich im Archiv des Pontifex maximus eine solche befunden habe von verhältnismässig guter Erhaltung des Textes, so bekam man bei der Restitution des Kultes doch mindestens die traditionell gewordenen Fehler mit in den Kauf. Zwischen dieser Restitution und der Zeit des uns überlieferten Textes liegen nun aber weitere zwei Jahrhunderte. Dass die von der alten Abschrift genommenen neuen so lange vorgehalten hätten, ist schwerlich anzunehmen, es mussten also jedenfalls inzwischen etliche Male neue angefertigt werden. Dass man diese von der alten archivalischen, wenn ich sie so nennen soll, neu abkopierte, ist auch kaum wahrscheinlich. Diese war doch jedenfalls schwerer zu lesen, als die Abschrift aus der Zeit des Augustus. Wäre noch die alte Pietät lebendig gewesen, so würde man sich wohl die Mühe nicht haben verdriessen lassen, auf jene alte kanonische Abschrift zurückzugehen, aber davon war selbstverständlich bei den „hohen Herrschaften", welche die Rollen in der Arvalkomödie zu spielen hatten, nicht viel mehr die Rede, und so sind denn auch die späteren Abschriften sicherlich von irgend welchen Schreibern gedankenlos abgeschrieben, wie man's eben unverstandenen Texten gegenüber nicht anders erwarten kann.

Dass damit aber einer Reihe weiterer Fehler Thür und Thor geöffnet war, liegt auf der Hand.

Und von einem solchen Manuskript hat nun schliesslich der Steinmetz den uns überlieferten Text abkopiert, aber was für ein Steinmetz und wie kopiert! Er hat es fertig gebracht, in dem dem Liede voraufgehenden Teile der Akten *Juniap* für *Junias*, *extn* für *extas*, *convenerum* für *convenerunt*, *sacriflro* für *sacrificio*, *otiis* für *ollis*, *ab* für *ad* zu schreiben (cf. Jordan, krit. Beitr. 191), und er hat es ferner fertig gebracht, in dem dreimal wiederholten Texte des Liedes, obgleich es auch dem blödesten Sinne einleuchten musste, dass diese drei Wiederholungen buchstäblich übereinstimmen mussten, folgende Abweichungen erscheinen zu lassen: 2 mal *luerve*, 1 mal *luaerve;* 2 mal *pleores*, 1 mal *pleoris;* 2 mal *sins*, 1 mal *sers;* 2 mal *Marmar*, 1 mal *Marma;* 2 mal *fufere*, 1 mal *furere;* 2 mal *salista*, 1 mal *saiisia;* 2 mal *alternei*, 1 mal *alternie;* 1 mal *semunis*, 1 mal *simunis* (Jordan l. c. 192).

Das ist im wesentlichen die Geschichte unseres Textes, wie sie sich in allgemeinen Umrissen noch erkennen lässt. Die unausbleibliche Folge einer solchen Geschichte aber musste die sein, dass der Text uns in sehr verderbter Gestalt überliefert ist. Alle diejenigen daher, welche, wie Ring und im ganzen auch Probst, den überlieferten Text für richtig halten, verfahren nach kritischen Grundsätzen, für deren Charakterisierung mir ein parlamentarischer Ausdruck durchaus nicht bekannt ist. Aber auch Jordan vermag ich nicht beizustimmen, wenn er (krit. Beitr. 190) es lobt, dass Bücheler verhältnismässig wenig an dem überlieferten Texte geändert habe. Einem Texte gegenüber, der eine solche Geschichte hinter sich hat, wie der unsere, ist das gar kein Lob, eine von richtigen kritischen Grundsätzen geleitete Interpretation muss vielmehr eine bestimmte, nicht zu kleine, Zahl von Fehlern in dem überlieferten Texte annehmen und darnach verfahren, und zwar nicht bloss da, wo die dreimaligen Wiederholungen unter sich abweichen. Auch da, wo sie übereinstimmen, sind wir durchaus nicht sicher, dass die Über-

lieferung den Urtext oder auch nur die Vorlage richtig wiedergiebt. So weit ich sehe, liegt kein Anhalt dafür vor, ob die Vorlage den Text nur je einmal oder in dreimaliger Wiederholung bot. Aber auch in letzterem Falle konnte, worauf schon Jordan (krit. Beitr. 193) mit Recht hinweist, der Abschreiber „leicht einmal seinen zweiten und dritten Vers nach dem ersten der Vorlage einmeisseln und so unbesorgt dreimal den Fehler wiederholen, der in der Vorlage nur einmal begangen war“.

Wir werden somit bei der Behandlung des Textes eine freiere Stellung einnehmen nicht bloss dürfen, sondern müssen, und die Überlieferung muss den sachlichen und sprachlichen Erwägungen gegenüber bei der Interpretation oft in die zweite Stelle treten. Eines freilich ist dabei festzuhalten. Wir dürfen nicht, darin hat Jordan recht, „in eine schrankenlose Konjekturalkritik“ verfallen, wie es einzelne der bisherigen Interpreten gethan haben, sondern es muss gefordert werden, dass keine Änderung des Textes vorgenommen werde, die sich nicht aus einer der durch die Geschichte des Textes gegebenen Fehlerquellen herleiten und begründen lasse.

Die eine dieser Fehlerquellen erfordert noch ein etwas näheres Eingehen. Es ist eine kurze Betrachtung nötig über die Art der Fehler, welche dem Steinmetzen zur Last fallen. Dieselben sind verschiedener Art. Ein Teil von ihnen ist dadurch entstanden, dass die Vorlage des überlieferten Textes in Kursivschrift geschrieben war. Das hat schon Édon gesehen und es ist in der That sicher zu beweisen. Wie oben schon gesagt, zeigt der überlieferte Text in seiner dreimaligen Wiederholung Varianten bei ein und denselben Wörtern. Bei mehreren dieser Varianten nun ist dieses Variieren überhaupt nur erklärlich, wenn die Vorlage Kursivschrift hatte, dann aber mit Leichtigkeit. Varianten dieser Art sind das *furere* neben *fufure* und das *saiisia* neben *salista*. Bezüglich der Buchstabenformen dieser Kursiva verweise ich auf tab. A. des CIL. III, 2. Édon wählt für seine Darstellungen die Kursiva der pompejanischen Inschriften, aber diese liegt zeitlich zu weit von

unserem überlieferten Texte entfernt. Auch das *alternie* neben *alternei* kann auf Rechnung dieser Kursivschrift kommen. Dass auch der unserem Liede voraufgehende Teil der Akten in der Vorlage Kursivschrift hatte, ergiebt sich gleichfalls aus einem Teile der darin enthaltenen Fehler, wie z. B. dem *Juniap* für *Junias*, dem *extn* für *extas*, dem *sacrifiro* für *sacrificio*, dem *ab* für *ad*, welche sich in der Kursiva in den Schriftzügen sehr nahe liegen, nicht aber in der Kapitalschrift.

Ein weiterer Anlass zu Fehlern war für den Steinmetzen durch den Umstand gegeben, dass das Gedicht in der Vorlage ohne Worttrennung geschrieben war. Dass der überlieferte Text, abgesehen von einigen, übrigens zum Teil an falscher Stelle gesetzten Punkten, keine Worttrennung hat, kann man aus dem Facsimile bei Ritschl (PLME, tab. XXXVI.) sehen, und auch die auf Bormanns Abschrift sich stützende Bemerkung Jordans (krit. Beitr. 191) bestätigt es. Aber es lässt sich beweisen, dass auch die Vorlage keine Worttrennung zeigte. Der überlieferte Text bietet zweimal die Lesung *sinsincurrere*, das dritte Mal hingegen *sersincurrere*. Aus der Kursivschrift lässt sich diese Abweichung nicht erklären, denn *ser* und *sin* sind in der Kursiva nicht eben ähnlich. Nun hat man zwar versucht, das *sers* neben *sins* dadurch zu erklären, dass man *sins* für *sinas*, hingegen *sers* für *siveris* nehmen wollte. Aber auch das geht schwerlich an. Die Annahme, dass das *ā* von *sinās* und das *ī* von *siverīs* ausgestossen sei, ist kühner, als dass man ihr zustimmen könnte, zumal das Gedicht sonst ja in allen anderen Formen, *pleores*, *semunis*, *conctos*, die Vokale vor schliessendem *-s* bewahrt zeigt. Und man braucht diese gewagte Annahme nicht, es erklärt sich das *sin* neben *ser* eben auf andere Weise. Der Steinhauer wurde zu seinem *sinsincurrere* durch das Beispiel des *marmar*, *berber*, *rere* (Schluss von *currere*) verleitet, auch in dem vielleicht wenig leserlich geschriebenen *sersin* bei den ersten beiden Wiederholungen ein gleichfalls redupliciertes *sinsin* zu sehen, bis ihm erst die vielleicht deutlicher geschrie-

bene dritte Zeile oder, falls die Vorlage den Text nur einmal hatte, ein genaueres Hinsehen das richtigere *sersin* an die Hand gab. Dass der Steinhauer wirklich in dem *sinsin* eine solche einheitliche und seiner Meinung nach wohl reduplicierte Form sah, ergiebt sich daraus, dass er in der ersten Wiederholung des Textes grade hinter *sinsin* einen der nur spärlich angewandten Punkte setzt. Da nun aber das schliessende *in* dieser Buchstabengruppe zweifellos zu dem folgenden *currere* gehört, so ergiebt sich aus dem ganzen Hergange mit Sicherheit, dass die Vorlage eine Worttrennung nicht hatte, wenigstens an dieser Stelle nicht. War das aber hier der Fall, so ist es durchaus nicht zu kühn, anzunehmen, dass die Vorlage überhaupt keine Worttrennung zeigte.

Weiter aber war der Steinmetz auch dadurch zu Fehlern veranlasst, dass sich ihm die lautlich schwankenden Formen der Sprache des 3. Jahrhunderts und infolgedessen die schwankende Orthographie desselben einmischen. Auf Rechnung dieses Faktors kommt das Nebeneinander von *simunis* und *semunis*, von *luaerve* und *luerve* u. dgl., was sich als bloss graphische Variante nicht erklären lässt. Dass diese selbe Erscheinung auch in den dem Liede voraufgehenden Akten sich finde, darauf hat schon Jordan (krit. Beitr. 193) hingewiesen.

Nachdem damit mein kritischer Standpunkt gegenüber dem überlieferten Texte genügend klar gestellt ist, wende ich mich nunmehr der zweiten allgemeinen Frage zu, die erledigt werden muss, bevor man an die positive Deutung des Liedes herantreten kann.

Diese zweite Frage geht dahin, was wir denn nun in dem Liede inhaltlich etwa zu erwarten haben. Von verschiedenen Interpreten ist in dieser Beziehung auf das Marsgebet beim Cato (cap. 149. ed. Keil) hingewiesen, das da lautet: „Mars pater, te precor quaesoque, uti sies volens propitius mihi, domo familiaeque nostrae, quoius rei ergo agrum terminum fundumque meum suovetaurilia circumagi jussi, uti tu morbos visos invisosque, viduertatem vastitudinemque, cala-

mitates intemperiasque prohibessis defendas averruncesque; utique tu fruges, frumenta, vineta virgultaque grandire beneque evenire siris, pastores pecuaque salva servassis".

Dass uns dieses Marsgebet einen gewissen Anhalt gebe für den Inhalt unseres Liedes und dass man daher nicht, wie Édon es that, in dem Liede der Arvalbrüder, welche überdies nach Ausweis der Akten selbst mit Ähren bekränzt (vittis spiceis coronati) waren und Feldfrüchte von Hand zu Hand gaben (fruges . . . . . dextra dederunt, laeva receperunt), einen Lemuralgesang finden dürfe, glaube ich auch, aber andrerseits doch nur einen gewissen Anhalt.

Diese Beschränkung ist aus mehreren Ursachen geboten. Zunächst ist das Arvallied, um einen Ausdruck Jordans zu gebrauchen, viel „einsilbiger", wenn auch nicht in dem Sinne, wie es bei Probst erscheint, wo es mit seinen Formen *li sta ber ber se pit pe* ungefähr den Eindruck von Chinesischem macht. Jene Einsilbigkeit aber ist die Folge seines höheren Alters und weist somit auf Zeiten zurück, die weit vor dem Marsgebet liegen. Der Zusammenhang mit dem letzteren ist da, aber nur in der Weise, dass wir in dem Catonischen Gebet eine späte Entwickelungsform einer Sache haben, die uns in dem Arvalgebet in einer viel früheren Gestalt und Stufe vorliegt. Es werden also zweifelsohne zwischen beiden gewisse Kongruenz-, aber ebenso sicher auch bestimmte Differenzpunkte vorhanden sein. Sieht man sich nun beide Gebete vergleichend an, so erkennt man sehr leicht, auch in dem noch in seinen Einzelheiten unverstandenen Arvalliede, worin das Kongruente und das Differente beider liegt. Das Differente liegt in den Einzelheiten des Ausdrucks: von allen Einzelausdrücken des Cato findet sich in unserem Liede nicht ein einziger. Das Kongruente hingegen liegt in dem allgemeinen Aufbau beider Gebete, sofern beide eine Bitte um Abwendung von Übeln und um Zuwendung von Segen enthalten. Dies festzustellen, ist von Belang. Es lässt sich bei allen Völkern beobachten, dass in sakralen Dingen ein äusserster Konservativismus herrscht und Gebetsformeln u. dgl. sich

viele Jahrhunderte lang im wesentlichen unverändert forterben. Wenn nun aber das Catonische Gebet mit dem Arvalliede im Ausdruck so gar nichts Gemeinsames zeigt, dann ist der Schluss gerechtfertigt, dass auch der Inhalt nur im allgemeinen als verwandt zu betrachten sei, sofern beide Gebete auf die „Fluren" sich beziehen, dass man darüber hinaus aber aus dem Marsgebet für unser Lied keine Schlüsse ziehen dürfe. Und dies ist das erste beschränkende Moment für die Verwendung des Marsgebetes bei der Interpretation unseres Liedes. Damit ist aber im Grunde die Verwendbarkeit des ersteren eine sehr geringe geworden, denn für das, was nun noch übrig bleibt, brauchen wir das Marsgebet gar nicht, sondern dies können wir uns a priori konstruieren. Das primitivste Element jedes Gebetes, im engsten Zusammenhang stehend mit der Entstehung des Gottesbegriffes überhaupt, ist die Bitte um Abwehr von Schaden und um Gewähr von Gutem. Das kann man in der ältesten sakralen Poesie der verschiedensten und verschiedenartigsten Völker, wie z. B. der Inder und Hebräer, auf Schritt und Tritt beobachten. Auf ein Arvalgebet angewandt, gestaltet sich also dieser allgemeine Satz speziell dahin, dass dasselbe eine Bitte um Abwehr von Schädigung der Fluren und die Bitte um Fruchtbarkeit und reiche Ernte enthalten wird. So gut aber, wie bei Indern und Hebräern zwischen ihren ähnlich gebauten Gebetsformeln kein geschichtlicher Zusammenhang besteht, sondern lediglich ein psychologischer, so gut kann es das auch zwischen dem Marsgebet des Cato und dem Arvalliede, ja bei dem Mangel jeglicher Uebereinstimmung in der Form und im Ausdruck lässt sich annehmen, dass das wirklich so sei. Dann aber lässt sich aus jenem für dieses auch in Bezug auf den speziellen Inhalt nichts entnehmen.

Und weiter wird die Verwendbarkeit des Catonischen Gebetes durch einen zweiten Umstand beeinträchtigt. Jenes ist nur an einen Gott, den Mars, gerichtet, das Arvallied aber an mehrere. Dass darin die Lasen und Marmar genannt sind, ist zunächst sicher, und sicher sind auch die Semonen,

denn diese eliminieren zu wollen, wie es Probst thut, das ist angesichts des Semo Sancus und des *Semunu* in der Inschrift von Corfinium ein mehr als verwegenes Unternehmen. Auch das *Berber* wird ziemlich allgemein für einen Gottesnamen gehalten, und es ist keineswegs sicher, dass es ein blosser Zuname des Marmar sei, es kann eben so gut auch eine Gottheit für sich sein. Dieser Umstand aber macht wieder einen erheblichen Unterschied, denn wo mehrere Gottheiten angerufen werden, dürfen wir eine grössere sachliche Vielseitigkeit erwarten, als da, wo nur von einem die Rede ist.

So schrumpft also die Verwendbarkeit des Catonischen Gebetes für die Interpretation unseres Liedes in bezug auf den speziellen Inhalt desselben auf ein Minimum zusammen, und es lässt sich schliesslich kaum mehr daraus entnehmen, als was wir auch ohnehin wissen konnten.

Dafür eröffnet sich uns aber durch den zuletzt erörterten Punkt, die Vielheit der angerufenen Götter, eine andere Parallele für die Interpretation. Es sind dies die Axamenta der Salier. Es war ja von vornherein anzunehmen, dass diese, als ungefähr gleichaltrig mit unserem Liede, auch einen ähnlichen Bau, wie dieses, zeigen würden. Und wenn uns nun direkt überliefert wird (Paul. pag. 3. Mü.), dass in diesen Axamenten in je einem Verse je ein Gott angerufen und die Verse dann nach diesem Gotte benannt wurden, so stimmt das so genau mit der auch ohne Einzelinterpretation erkennbaren Anrufung der verschiedenen Gottheiten in unserem Liede, dass wir zu dem Schlusse berechtigt sind, auch dieses sei nach dem Schema der Axamenta gebaut gewesen und habe somit in jedem Verse die Anrufung einer anderen Gottheit enthalten. Selbstverständlich müssen aber dies, nach dem oben über den allgemeinen Inhalt unseres Liedes Bemerkten, Arvalgottheiten sein, d. h. solche Gottheiten, deren Wirksamkeit sich auf den Schutz und das Gedeihen der Feldfrüchte bezieht.

Wenn nun aber nach dem eben Gesagten in jedem Verse unseres Liedes eine besondere Arvalgottheit angerufen wurde,

dann lässt sich auch in bezug auf den formellen Aufbau der einzelnen Verse etwas ganz Bestimmtes aussagen. Wir werden in jedem Verse einen Vokativ und einen auf diesen bezogenen Imperativ zu erwarten haben; ob neben dem Imperativ vielleicht auch schon den imperativischen Konjunktiv, sei es positiv, sei es negativ, wie es ja eine Anzahl Interpreten für *neve sins* (resp. *sers*) annehmen, das ist mir bei einem so alten Liede, wie dem unseren, doch recht zweifelhaft.

Damit wäre denn, wie durch die Beantwortung der ersten Frage der richtige kritische Standpunkt, so durch die dieser zweiten der zu erwartende Inhalt des Liedes und seine Form bestimmt.

Nunmehr wende ich mich zur Erklärung des überlieferten Textes. Derselbe lautet, abgesehen von den Varianten und unter Eliminierung des oben bereits besprochenen *sinsin*, wofür *sersin* zu lesen, folgendermassen:

enoslasesjuvateneveluaervemarmarsersincurrereinpleoressatur fufere mars limen salista berber semunisalterneiadvocapitconctosenosmarmorjuvatotriumpe.

Aus diesem Texte heben sich nun als klar verständlich zunächst nur zwei Sätze heraus, nämlich *nos, Lases, juvate* und *nos, Marmor, juvato.*

Die von einzelnen Interpreten angenommene Form *enos* = *nos* hat in den verwandten Sprachen nirgend einen Anhalt, und es ist daher das *e* vielmehr mit mehreren anderen Interpreten für eine Anrufpartikel zu halten, entweder nach später Orthographie für *he* stehend oder, was die mir wahrscheinlichere Ansicht Klausens ist, dem alten *e* entsprechend, welches in *ecastor, equirine, edepol* etc. vorliegt.

Diese beiden allein sicher stehenden Sätze bestätigen das, was oben in betreff der Form unseres Liedes zunächst erschlossen wurde, nämlich dass es Gottesnamen im Vokativ und Imperative enthalten werde.

Nach diesen beiden Bestandteilen werden wir also uns im Texte des Liedes weiter umzusehen haben. Da uns die Zerlegung der Wortformen völlig frei steht, so können Impe-

rative sein die Formen *incurre, inple* (= *imple*), *fere, sali, sta* und, falls sie aus *lue* und *fue* kontrahiert sein sollten, auch *lu* und *fu*.

Ich beginne die Untersuchung dieser Formen mit dem *lu*. Die meisten Interpreten nehmen die Konstruktion *neve* — — —, *Marmar, sinas* (resp. *siris*) *incurrere* an. Ich halte diese Annahme für nicht richtig. Zunächst bezweifele ich das *neve* als Konjunktion. Eine Konstruktion *Lases, juvate neve, Marmar, siris* ist meines Erachtens viel zu schleppend für ein sakrales Gedicht aus so alter Zeit und verträgt sich nicht mit dem zu erwartenden Ton desselben. Auch das *siris* ist mir durchaus verdächtig. Schon oben (pag. 19) habe ich darauf hingewiesen, dass die Lesung *sins* neben *sers* auf ein *sinas* neben *siris* keineswegs hinführe, dass vielmehr dies Nebeneinander sich auf andere Weise erkläre, und dass es sehr kühn sei, in *sins* resp. *sers* den Ausfall eines langen *ā* resp. *ī* anzunehmen, und wenn nun gar für *sers* die altlateinische Form *seiveris* eingesetzt wird, wie wir es für den ursprünglichen Text doch müssen, wie will man da den Vers als Vers überhaupt noch lesen? Ausserdem kann es auch fraglich erscheinen, ob man für die Entstehungszeit unseres Liedes schon den Gebrauch des perfektischen Konjunktivs statt des Imperativs annehmen dürfe. Dass dieser Gebrauch alt sei, ist ja aus den Zusammenstellungen bei Lübbert, gramm. Stud. I, 30 sqq. zu sehen, ob aber so alt, wie unser Lied, das ist doch nicht sicher. Ich glaube, dass man bei der Annahme, dass *sers* = *siris* sei, sich unbewusst von dem *siris* des Catonischen Gebetes und ähnlicher Gebete späterer Zeit hat leiten lassen, wofür aber, wie wir oben sahen, ein Anhalt nicht vorliegt. Jedenfalls wird eine Interpretation, welche die Konstruktion *neve siris* vermeidet, vorzuziehen sein. Zu einer solchen aber bietet sich die Möglichkeit.

Jordan (krit. Beitr. 194) hat bereits darauf hingewiesen, dass Buchstabenverstellungen auch inschriftlich mehrfach sich finden und zu Verdunkelungen geführt haben, und er selbst benutzt dies dann zur Herstellung von *pleores* in *ploeres*

Das ist nun freilich, wie sich nachher herausstellen wird, irrtümlich, aber das Prinzip ist richtig und verhilft uns zur richtigen Deutung unserer Stelle. Dass die Vorlage *luaerve* hatte, aus dem die Vulgärorthographie in den Wiederholungen *luerve* machte, ist nicht zu bezweifeln, aber eben dies *luaerve* zeigt die fragliche Buchstabenverstellung und steht für *luearve,* d. i. *lue arve.* In *arve* aber haben wir weiter die gleichfalls schon von Jordan (krit. Beitr. 193) berührte Abstumpfung der Suffixe, wie sie der Vulgärsprache jener Zeit eigen war und aus ihr auch in die Schreibung des unserem Liede voraufgehenden Teiles der Akten eingedrungen ist. Dies angenommen, wird man *arve* als *arva* aufzufassen haben, und damit hat man den Satz *lue arva, Marmar!* Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, in diesem *lue* den Imperativ von *luo,* dem alten Simplex von *soluo*, *solvo* zu sehen und den Satz zu übersetzen als „löse (befreie) die Fluren, o Marmar!"

Die nächste Frage ist selbstverständlich die, wovon Marmar die Fluren befreien solle. Dieser Satzteil muss im Ablativ stehen und liegt in dem *neve* vor. Dies ist nichts anderes, als die vulgärlateinische Aussprache und Schreibung von *nive.* Dass *i* und *e* damals schon schwankten, zeigt uns auch das *simunis* unseres Liedes neben *semunis.* Wir haben also nun den Satz *nive lue arva, Marmar!* „vom Schnee befreie die Fluren, o Marmar!" Auf das Sachliche des Schnees werde ich unten zurückkommen.

Das *Marmar* unseres Liedes ist unmittelbar identisch mit gr. μάρμαρος „schimmernd, leuchtend", was gleichfalls weiter unten näher erörtert werden wird. Daraus folgt dann, dass für den altlateinischen Text unseres Liedes der Vokativ *Marmare* statt des überlieferten *Marmar* herzustellen ist, entsprechend dem bei Plautus ja noch oft genug belegten *puere* für späteres *puer.*

Der vorstehende Satz ist ein vollständiger, es fehlt ihm kein Satzteil mehr, und es muss daher mit dem *sers* ein neuer Satz beginnen. Auch er kann einen Imperativ enthalten, das *incurre,* denn ein Infinitiv *incurrere* ist, nachdem

das *sers* als *siris* gefallen, wenig wahrscheinlich. Die zur Vervollständigung des Satzes zu erwartenden Satzteile sind der Name einer Gottheit im Vokativ und eine Örtlichkeit, auf welche das *incurre* sich bezieht. Beides ist mit einer ganz geringen Änderung aus dem *sers* zu gewinnen. In der Kursiva jener Zeit sind *r* und *a* ungemein ähnlich und ich sehe daher in *sers* eine Verlesung aus *seas*. Dies aber zerlege ich weiter in *sea s* und hierin sehe ich ein *Seia sa*. Die *Seia* ist die Göttin des Säens, welche wir aus den Indigitamenten (cf. Preller, röm. Myth. II³, 223) kennen. Die Schreibung *Sea* für *Seia* ist die der Vulgärsprache unserer Zeit entsprechende (cf. Corssen,Ausspr. I², 308). Das *sa* aber ist der auf *arva* bezügliche neutrale Pluralakkusativ des altlateinischen Pronomens, von dem uns andere Kasus in den Formen *sum, sam, sas* (cf. Neue, lat. Formenlehre II¹, 141) erhalten sind. Das *incurrere* ist hier als Transitivum mit dem Akkusativ *sa* = *arva* verbunden. Das findet sich neben der Konstruktion mit dem Dativ oder mit *in* und dem Akkusativ auch später noch (cf. Draeger, hist. Synt. I¹, 349). Was die Bedeutung anlangt, so fehlt natürlich dem *incurrere* in unserem Liede jede Spur des Gewaltsamen, wie es das spätere *incurrere*, insbesondere als militärischer Terminus, an sich trägt, es ist vielmehr nichts anderes, als ein *celeriter intrare, celeriter ingredi*, und es steht ein *incurrere arva* in einer Linie mit Wendungen, wie *ingreditur colles* (Ov. met. 14, 846), *priusquam hostium intraret agrum* (Liv. 34, 26, 9). Wir haben somit den Satz gewonnen *Seia sa incurre* „Seia betritt sie (die Fluren) schnell!“ oder „eile auf sie hin!“

Das nun folgende Stück des Liedes zeigt deutlich sogleich wieder den Imperativ *inple*. Hierzu ist, um den Satz zu vervollständigen, zunächst ein Objekt zu erwarten. Dies ist das von dem bisherigen *incurrere* nach meiner Deutung abgetrennte *re*. Diese Form steht nach der Aussprache jener Zeit für *rem* geschrieben (cf. Corssen, Ausspr. I², 273). Dies *res* aber bedeutet „Reichtum, Vermögen“, wie auch später noch

oft (Stellen zahlreich in den Wörterbüchern). Dass gerade dies die Grundbedeutung des Wortes sei, wird sich weiter unten ergeben. Als sich später die Bedeutung verallgemeinerte, wurde diese spezielle durch den Zusatz *familiaris* markiert. Unser Lied hat noch die alte Bedeutung des Wortes, selbstverständlich ohne das *familiaris*. Dies *rem imple* heisst also „Reichtum fülle ein (sc. *arvis* oder *nobis*)". Die Konstruktion von *implere aliquid alicui rei*, wie ich sie für unser Lied angenommen habe, ist später, soweit ich sehe, nicht mehr nachzuweisen. Hier herrscht nur *implere aliquid aliqua re*. Aber nach der Analogie von *donare* und besonders dem gleichfalls mit *in* zusammengesetzten *impertire* kann nicht bezweifelt werden, dass auch jene andere Konstruktion dereinst Geltung gehabt habe, und da „etwas einer Sache einfüllen" ohne Zweifel sinnlicher und ursprünglicher ist, als „etwas mit einer Sache füllen", so ist gerade die erstere Konstruktion unserem alten Liede durchaus angemessen. Will man aber das nicht zugeben, so kann auch das *re* als Ablativ bleiben, und man hätte dann die Konstruktion *re inple* (sc. *arva* oder *nos*), was sachlich dasselbe wäre. Ich persönlich halte aber die erstere Konstruktion für die vorzuziehende. Die Schreibung *inple* für zu erwartendes *imple* lässt verschiedene Erklärungen zu. Es kann entweder von alter Zeit her diese Schreibung religiose weitertradiert sein, oder aber die Schreiber hielten das Wort *in* für die selbständige Präposition, indem sie, wie viele unserer modernen Interpreten, in *in pleores* zerlegten. Weiter ist nun zu dem *inple* wieder ein Gottesname im Vokativ zu erwarten, der nach Lage der Sache nur in dem *ores* liegen kann. Ich halte dies *ores* zunächst für die vulgäre Schreibung statt *oris* (cf. Corssen, Ausspr. II², 331 sq.), wie ja die eine Wiederholung des Textes sogar noch liest, und dies *oris* dann weiter für verlesen infolge der Kursiva, und zwar aus *opis*. Beide Formen sind einander in kursiver Schrift sehr ähnlich. Das Wort *ops*, mit dem der Name der Göttin natürlich identisch ist, wird im späteren Latein allerdings als konsonantischer Stamm behandelt, aber

wir sind nicht ohne Anzeichen dafür, dass es dereinst ein i-Stamm war. So hat bei Varro, l. l. V. §. 141. der Florentinus *ab opi* und K. O. Müller hat es daher mit Recht in den Text genommen, den Akkusativ *Opim* bietet Ovid. met. 9, 498, den Nominativ *Opis* haben Plaut. Bacch., 893, Hyginus fab. 130, und Paul. 187. Mü. Damit ist die sprachliche Berechtigung, ein *Opis* auch für unser Lied anzusetzen, dargethan. Dass aber die „Reichtum spendende" Opis auch sachlich passt, liegt schon in ihrem Namen. Über weitere sachliche Beziehungen wird später gehandelt werden.

Bei dem nun folgenden Satze kommen als Imperative zwei Formen in Frage, *fu* und *fere*. Für erstere hat sich die Vulgata mit ihrem *satur fu* „sei satt" entschieden, *fere* hat als Imperativ nur Probst in Anspruch genommen. Dass der Vokativ von *fuo* als *fue* erscheinen müsste, ist kein Gegengrund gegen *fu* „sei", denn *fue* könnte im Laufe der Tradition sehr wohl zu *fu* verschmolzen sein, aber es stehen sachliche Gründe dem *fu* „sei" entgegen. Ein Satz „sei satt, wilder Mars" passte zur Not in den Zusammenhang, so lange man in unserem Liede den Mars als Abwehrer einer Seuche sah. Es passte freilich auch da nur zur Not, aber es gab doch halbwege einen Sinn. Im Zusammenhange aber des bis jetzt erschlossenen Teiles unseres Liedes giebt es einen solchen nicht mehr. Wohl aber hat das *fere* in einem Arvalliede, wo sicher um die fertilitas arvorum gebeten wurde, von Hause aus eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Die Erhaltung des schliessenden *e* macht keine Schwierigkeiten. Dass die Formen *fer, fers, fert* etc. ohne Bindevokal, wie man zu sagen pflegt, gebildet seien, ist ein Mythus. Die oft genug belegten Formen *dice, duce, face* für *dic, duc, fac* und mehr noch das *inger* bei Catull. 27, 2. für *ingere* zeigen deutlich genug den wahren Sachverhalt, dass nämlich *fer* aus *fere* (und ebenso *fers* aus *feris* etc.) erst entstanden sei. Dass uns die Form *fere* sonst niemals belegt ist, ändert an diesem Sachverhalt nichts. Wenn freilich Probst (2, 169.) die Erhaltung des *-e* in unserem Liede auf die Betonung *feré* zurück-

führen will, so glaube ich das allerdings nicht (auf die Metrik des Liedes komme ich unten zurück), sondern sehe den Grund vielmehr darin, dass schon die Alten, wie die Mehrzahl unserer modernen Interpreten, in dem *fere Mars* ein „o wilder Mars!“ sahen, denn irgend e i n e n Sinn mussten sie sich bei den Worten doch denken. Ist nun *fere* der Imperativ, so haben wir zunächst nach dem Objekt zu suchen. Nach der Analogie des *re(m) inple* verfällt man auf *fu*. Natürlich würde dies dann für *fum* stehen müssen. Dies *fum* aber lässt sich in der That als ein altes lateinisches Substantivum mit voller Sicherheit erklären. Wie *jūs, crūs* etc. im Lateinischen zunächst aus **jovos, *crovos* kontrahiert sind, wie gr. πλοῦς, νοῦς als πλόϝος, νόϝος, so dies *fum* aus *fovom*, Nominativ also *fovos*, wie πλόϝος und νόϝος. Dies *fovos* würde, wie gr. πλόϝος zu πλέϝω, zu einem Verbum **fĕvo* gehören. Dasselbe ist nicht mehr belegt, lebt aber in seiner Ableitung *fē-cundus*, welche sich zu ihm verhält, wie *jū-cundus* zu *jŭvo*, Wie aber von gr. νόϝος nun weiter νοϝέω herkommt, so nun vom lat. **fovos* das abgeleitete Verbum *foveo*. Und eine dritte Ableitung haben wir in dem *fuma* „terra“ der Glossen (cf. G. Loewe, Prodr. 106. 426.), welches somit als ganz richtig sich herausstellt. Diese verwandten Wörter genügen auch, um mit voller Sicherheit die Bedeutung von **fovos* zu erschliessen. Dieselbe ergiebt sich als „Fruchtbarkeit, Wachstum, Gedeihen“. Damit steht auch *foveo* nicht in Widerspruch. Denn die ursprüngliche Bedeutung von *fovere* ist natürlich nicht „wärmen“ oder gar das medizinisch-technische „bähen“, sondern allgemeiner „gedeihen machen“.

Damit ist also ein altes **fovos* „Wachstum“ als dereinst im Latein vorhanden gewesen sicher nachgewiesen, das Recht aber, obsolet gewordene Wörter für die Erklärung eines so alten Denkmals, wie unser Lied es ist, anzunehmen und sie wieder zu erschliessen, wird wohl niemand in Frage stellen wollen.

Weiter haben wir nun wieder den Gott zu suchen, der „Fruchtbarkeit bringen“ soll. Sein Name steckt in dem *Satur.*

Dies ist der ältere Name des Gottes *Saturnus*. Schon etr. Fo. u. Stu. III, 21. habe ich kurz angedeutet, dass *Saturnus* von *Sator*, wie die ältere Form statt *Satur* lauten muss, abgeleitet sei, und dass dies *Sator* weiter für *Sautor*, *Savetor* stehe. (Auf die Einwände Jordans und Gruppes komme ich unten zurück.) In unserem Liede haben wir nun die dort nur erschlossene Form *Sator* noch direkt erhalten. Das *u* statt *o* in der Endung kann Verdumpfung des Vulgärdialekts oder aber eingetreten sein, indem man schon im Altertume, wie die Mehrzahl der modernen Interpreten, darin das Adjektiv *satur* „satt" sah.

Die parallel gebauten soeben behandelten beiden Anrufungen heissen also: *rem inple, Opis! Sator, fum fere!* „Reichtum fülle ein, o Opis! Sator, bringe Gedeihen!" Es gereicht mir zu ganz besonderer Genugthuung, hier Herrn Professor Jordan einen Ersatz dafür bieten zu können, dass ich in der sogenannten Duenos-Inschrift den Saturnus und die Ops zur Thür hinausgebracht habe (cf. Jordan, quaest. roman. subsic. 10), indem ich ihm die beiden Gottheiten hier, wo sie hingehören, wieder zur Thür hineinführe.

Wichtiger freilich ist noch ein anderes, was sich aus dem Nachweise der Ops in unserem Liede ergiebt, der Grund nämlich, weshalb man bei der Herstellung des Kultes grade den Hain der Dea Dia zum Schauplatz desselben erwählte. Dieser Grund liegt darin, dass die Dea Dia und die Ops identisch sind. Das nahm nach sachlichen Indizien schon Preller (röm. Myth. II³, 26) an, es lässt sich aber auch sprachlich nachweisen, welchen Nachweis ich weiter unten bei Betrachtung der in unserem Liede erscheinenden Gottheiten erbringen werde.

Nunmehr kommen wir an das berühmte Stück *marslimensalistaberber*. Hier ist scheinbar alles in Ordnung. Wenn es heisst: „Mars, spring auf die Schwelle; steh, grimmer", so ist alles vorhanden, was nach meiner obigen Auseinandersetzung (pag. 24) zu erwarten steht, Imperative und Gottesname im Vokativ. Und doch ist alles nur Schein und Blendwerk. Zunächst kommt der Mars in unserem Liede

gar nicht vor und kann nicht vorkommen aus Gründen, die sich unten bei der Betrachtung der in dem Liede genannten Göttergestalten ergeben werden.

Aber auch das folgende *limen* ist falsch überliefert. Ein *limen sali* giebt keinen Sinn, weder grammatisch, noch auch sachlich, was beides schon Jordan (krit. Beitr. 201. 208) treffend gezeigt hat. Es ist also die fragliche Stelle unseres Textes falsch überliefert. Die Herstellung ergiebt sich leicht. Es liegt ein blosser Lesefehler vor, wieder veranlasst durch die Kursiva und unterstützt durch die Vorstellung der späteren Zeit, dass Mars ein Feldgott sei. Statt *marslimen* ist zu lesen *maxsumen* und dies ist in *maxsume in* aufzulösen, eine Vokalverschleifung, deren Annahme nicht das geringste Bedenken gegen sich hat und wie wir sie ähnlich auch in dem *seasin* für *sea sa in* oben bereits fanden.

Dass man noch bis in die christliche Zeit *xs* für *x* schrieb, ist aus CorssenAusspr. I², 297 zu ersehen. Und gerade unser Wort findet sich als *Maxsima* in der späten Inschrift IRN. no. 3281. Eben dieselbe Inschrift bietet aber auch die Form *miserrumum* und beweist damit, das auch das *u* des Superlativsuffixes bis in jene späte Zeit geschrieben wurde. Dass überhaupt Götter von den Alten als *maximus* bezeichnet wurden, ist an dem *Juppiter optimus maximus* zur Genüge zu sehen. Hier bezieht sich die Anrede *maxsume* auf den Sator, was seiner sachlichen Seite nach weiter unten zur Erörterung kommen wird.

Es bleibt das *(i)nsalistaberber* zu betrachten übrig. Hier könnte an sich sowohl das *sali*, wie das *sta* der zu erwartende Imperativ sei. Zwei Imperative anzunehmen, wie dies die Vulgärinterpretation in verschiedener Weise thut, ist misslich. Der Aufbau der bisher enträtselten Teile des Liedes spricht entschieden dagegen. Wenn man aber zwischen *sali* und *sta* als Imperativ zu wählen hat, kann kein Zweifel sein, dass man sich für *sta* zu entscheiden habe. Diese Form kann, immer die Richtigkeit der Überlieferung vorausgesetzt, nur Imperativ sein, *sali* hingegen kann auch noch manches andere

sein, sofern es ja nicht bloss von *salire*, sondern auch von *sal* und *salum* herkommen kann. Und diese Annahme führt auch zu einem trefflichen Sinn. Das *in sali sta* ist als *in salis sta* zu fassen. Der Wegfall des -*s* kommt auf Rechnung der Vulgärsprache jener Zeit (cf. Corssen, Ausspr. I², 292) und hat hier in unserem Liede noch seinen besonderen Grund darin, dass auf das auslautende *s* von *salis* unmittelbar das anlautende *s* von *sta* folgte. Zwei ähnliche Fälle aus älterer Zeit habe ich altital. Stud. I, 16. besprochen. In diesem *in salis sta* nun gehört *in* zu *sta*, es ist also das Ganze = „insta salis". Dass auch das alte Latein, gleich dem alten Griechisch, die Tmesis der Präposition kannte, zeigen bekannte plautinische Beispiele, wie *ibo intro* (Amph. 1007. Fl.); *intro ego hinc eo* (ibid. 1039. Fl.); *i, puere, prae* (pseud. 170. Fl.). Wollte man einwenden, *intro* und *prae* seien hier Adverbien, so wäre das zwar kein Gegengrund, denn alle Präpositionen fungieren im Verbalkompositum als Adverbien, aber für diesen Fall wäre an Schreibungen zu erinnern, wie in der lex Julia municipalis (CIL. I, 206) das *ab juraverit* (113), *ad tributus erit* (43), *in aedificatum* (70), *ob venerit* (21), oder wie das *in doucebamus* in der epistula ad Tiburtes (CIL. I, 201, 6). Dies *in salis sta* übersetze ich nun „widerstehe dem Wogenschwall." Was die Bedeutung des *instare* und seine Konstruktion anlangt, so liegen Beispiele, wie *instare cedentibus, fugientibus, perculsis* ziemlich nahe, doch ist hier das *instare* offensiver, als in dem *in salis sta* unseres Liedes, welches eher dem defensiv gefärbten *obstare* der späteren Zeit entspricht. Auch *resistere* liegt in der Bedeutung sehr nahe. Diese geringe Nüance anzunehmen, ist ohne Bedenken, denn an sich liegt ja in der Präposition *in* nicht mehr Offensive, als in *ob*, wie denn z. B. ja *offendo* selbst genau so offensiv ist, wie *infensus*. Es hat also ein *in salis sta* „stehe entgegen dem Wasserschwall" nichts Bedenkliches.

Das Wort *salum* bezeichnet im späteren Latein gewöhn-

ich das Meer, und zwar speziell die weite, wogende See, aber auch die Strömung eines Flusses, wie in dem Satze *saevit enim majore salo* (Stat. Th. 10, 867). Darnach wird man schliessen dürfen, dass das Wort ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung gehabt habe. Ich habe es daher durch „Wasserschwall" wiedergegeben. Was speziell unser Lied darunter verstehe, wird sich unten ergeben.

Zu der Bitte *in salis sta* fehlt uns jetzt nur noch der Name des angerufenen Gottes. Dafür ist nur noch das *berber* übrig, und so haben ja denn auch die meisten Interpreten hierin die Bezeichnung eines Gottes gesehen. Die Form *berber* ist natürlich falsch. An griech. βάρβαρος darf man bei einem so alten Denkmal nicht denken, und in echt lateinischen Wörtern ist *b* kein ursprünglicher Anlaut. Es steht entweder für *p* oder für *gv* und *dv*. Ein *perper*, *gvergver*, oder *dverdver* aber braucht man nur zu lesen, um ihre geringe Wahrscheinlichkeit zu sehen. Wenn nun aber *berber* nicht die richtige Form ist, so kann die Unrichtigkeit entweder die Kursiva oder die Vulgärorthographie als Quelle haben. Die in der Kursivschrift dem *b* ähnlichen Buchstaben sind *d*, *p* und bisweilen auch *a*. Ein *derder* und *perper* giebt gar keinen Sinn, und auch ein *aeraer* ist schwerlich das Rechte. Es müsste dies doch wohl in *aer aer* zerlegt werden, so dass man darin einen Gott Ἀήρ sähe. Aber einerseits ist ein solcher nicht bekannt, und andrerseits ist das Wort griechisch und daher für unser Lied so wenig zu verwenden, wie βάρβαρος. Es bleibt also zur Erklärung des *berber* nur die Vulgärorthographie übrig. Diese giebt uns aber auch sofort das Richtige. In der Vulgärorthographie der Kaiserzeit schrieb man *b* für *v* (cf. Corssen Ausspr. I², 131 sq.), und das ergiebt also für *berber* ein ursprüngliches *Verver*. Dies ist an sich eine menschliche lateinische Form, und dass sie auch sachlich genau passt, wird sich weiter unten zeigen. In unserem Liede ist natürlich für den Urtext der Vokativ *Ververe* statt *Verver* herzustellen, wie oben (pag. 26) *Marmare* statt *Marmar*.

Das nun folgende Stück des Liedes *semunisalterneiadvocapitconctos* bildet ein Ganzes. Das richtige Verständnis desselben ist bedingt durch das richtige Verständnis des *advocapit,* denn hierin steckt zweifellos das Verbum, und erst, wenn wir dieses sicher haben, lässt sich die Konstruktion der übrigen Satzteile bestimmen. Die Vulgata fasst es als eine Futurform non *advoco*, teils als für *advocabitis* stehend, teils aber gar als für *advocabite*, was ein Imperativus Futuri sein soll!! Von einer Besprechung dieser letzteren Form kann ich wohl Abstand nehmen, aber auch jene erste Erklärung ist einfach unmöglich, und zwar wegen des *p*. Bücheler hat zwar an umbr. *p* für *b* erinnert und an altlat. *Alixenter*, Jordan an das *cupat* der faliskischen Ziegel und an das „angebliche" sabinische *alpus*. Das alles ist absolut unzutreffend. Die Form *Alixenter* ist pränestinisch (cf. altital. Stud. I, 17), *cupat* faliskisch. Beide Dialekte stehen unter dem Einfluss etruskischer Lautbehandlung, so dass bekanntlich Corssen einen eigenen faliskisch-etruskischen und pränestinisch-etruskischen Dialekt statuieren wollte. Damit ist es nun freilich nichts, aber der Einfluss des Etruskischen auf den latinischen Dialekt der genannten beiden Städte lässt sich nicht wegdisputieren, und eben auf seine Rechnung kommt der Wandel der Media in die Tenuis, so dass also daraus für das Altlateinische nichts bewiesen wird. Ebenso wenig beweist für dasselbe natürlich ein Lautwandel im Umbrischen und Sabinischen. Jordan nennt zwar das *alpus* „angeblich" sabinisch, aber es wird von Paulus als solches bestimmt bezeichnet. So lange nicht das Gegenteil sicher bewiesen ist, wird man ihm glauben müssen, und so lange beweist eine sabinische Form nichts für das Altlateinische. Man wird also ein altlateinisches *advocapit* für *advocabit* als überhaupt möglich in Abrede stellen müssen. Nun bliebe freilich eine andere Möglichkeit. In der Kursiva sind *p* und *b* öfter einander ähnlich, und so könnte man das *advocapit* auf ein verlesenes *advocabit* zurückführen. Aber auch diese Annahme führt zu

Schwierigkeiten, und zwar sachlichen und sprachlichen. Wer soll sachlich das Subjekt zu *advocabit* sein? So lange man das Gebet als im wesentlichen an den Mars gerichtet ansah, konnte man ja an diesen denken. Nach meiner Deutung kommt er aber in dem Liede gar nicht vor, und wen von den Göttern Marmaros, Seia, Opis, Sator, Ververos soll man sich nun als Subjekt aussuchen? Oder soll der Priester das Subjekt sein? Warum denn nur einer von den zwölf Arvalen? Und was fangen wir sprachlich mit dem *alternei* an neben einem singularen Verbum? Allen diesen Schwierigkeiten entgeht man mit einem Schlage, sobald man das *advocapit* in *ad vo capit* zerlegt und dies als *ad vo(s) capit(e)* auffasst. Der Abfall des schliessenden *s* ist der Vulgärorthographie gemäss, wie oben in *sali* für *salis*, und die Annahme, dass in *capit* für *capite* das kurze unbetonte *e* der nicht mehr verstandenen Form abgefallen sei, ist angesichts Formen, wie *tribunal* für *tribunale*, *calcar* für *calcare*, *volup* für *volupe*, *facul* für *facile* etc. wohl nicht zu kühn, wird ja überdies auch von der Vulgärinterpretation, wonach *advocapit* gleich *advocabite* sein soll, angenommen.

In diesem *ad vos capite* haben wir nun zunächst dieselbe Tmesis, wie soeben in dem *in salis sta*. Es ist also das *ad capite* das spätere *accipite*. In unserem Liede hat es den Sinn des *hospitaliter accipere*, wofür die Belegstellen in den Wörterbüchern zahlreich zu finden sind. Das eingeschobene *vos* ist Vokativ, wie er analog beim Imperativ sich findet in plautinischen Wendungen, wie *abi tu sane superior* (stich. 700. Fl.); *si quidem mihi saltandumst, jam vos date bibat tibicini* (ibid. 757. Fl.); *tene tu hoc* (ibid. 762. Fl.); *intro hinc abeamus nunc jam — — — vos, spectatores, plaudite* (ibid. 774/75. Fl.). Diese Beifügung des Pronomens erfolgt gemeiniglich, wie ja auch vorstehende Beispiele erkennen lassen, dann, wenn Personen im Gegensatz stehen, also analog der sonstigen Anwendung der Personalpronomina. Ein solcher Gegensatz ist daher auch in unserm Liede anzunehmen. Und er ist auch in der That vorhanden. Alle vor-

hergehenden Imperative wenden sich an die Götter, das *ad capite* hingegen an die Gebetsgenossen.

Die weitere Darlegung über diesen Punkt verschiebe ich noch und stelle erst die weitere Konstruktion des Satzes fest. Als Objekt oder zum Objekt gehörig ergiebt sich ohne weiteres das *conctos*, und von ihm aus gelangt man auch leicht zu dem *Semunis* als dem Objekte selbst. Das *u* dieser Form statt *o* ist wohl dadurch entstanden, dass man wegen des *alter* von *alternei* in dem *unis* eine Form von *unus* zu finden glaubte. Das pälignische *Semunu* der Inschrift von Corfinium darf man zur Erklärung natürlich nicht heranziehen. Das nun noch übrig bleibende *alternei* bezieht sich auf das *vos*. Damit ist also Sinn und Konstruktion auch dieses Satzes klar gestellt. Derselbe heisst: *Semonis alternei ad vos capite conctos!* „ihr nehmt die Semonen alle abwechselnd auf!"

Das *e, nos, Marmor, juvato* ist an sich klar, nur wird man statt *Marmor* vielmehr ohne Lautschwächung und mit der alten Vokativendung (cf. oben pag. 26) *Marmare* zu lesen haben.

Das *triumpe* halte ich im Einklange mit Jordan (Top. 1, 1, 275; krit. Beitr. 210) für dem Liede ursprünglich nicht angehörig. Ja, ich glaube sogar, dass der Ursprung dieses *triumpe* sich noch nachweisen lässt. Aus Varro (l. l. 6, 68. Mü.) wissen wir, dass die einen triumphierenden Feldherrn begleitenden Soldaten ihm während des Zuges auf das Kapitol die Worte *io triumphe!* zuriefen, und aus Horaz (od. 4, 2, 49 sq.) sehen wir, dass das auch im Augusteischen Zeitalter noch Mode war. Es liegt ausserordentlich nahe, zu vermuten, dass von diesem Gebrauche her das *triumpe* erst verhältnismässig spät unserem Liede angefügt sei, vielleicht sogar erst bei der Wiederherstellung des Arvalenkultes unter Augustus. Der Gebrauch der lateinischen Tenues an Stelle der Aspiraten reicht, wie die Beispiele des CIL. I. zeigen, so ziemlich bis gegen das Ende der republikanischen Zeit. Jedenfalls lässt sich annehmen, dass man unter Augustus sich der älteren Form *triumpe* statt *triumphe* noch erinnerte und

gerade um ihrer Altertümlichkeit willen ihr in unserem Liede den Vorzug gab. Der Zweck der Hinzufügung aber war wohl der, dass die Arvalbrüder nach dem Rhythmus dieses (übrigens ja beliebig wiederholungsfähigen) *triumpe* die Tripodation ausführen sollten, was sie vielleicht nach dem Rhythmus des eigentlichen Liedes nicht mehr fertig brachten, und was vielleicht mit dadurch hervorgerufen sein mochte, dass man die Form *triumpe* für sprachlich verwandt mit *tripodare* hielt.

Auf Grund der vorstehenden Interpretation stelle ich nun den Text im Zusammenhange, so wie seine Übersetzung hier zusammen, und zwar gebe ich den Text in altlateinischer Form (nicht Orthographie), d. h. in derjenigen Form, die uns in den ältesten Inschriften noch thatsächlich vorliegt. Hierbei sind wegen des *in salis sta* und des *ad vos capite* auch bei den übrigen Verbalkompositis die Präpositionen abzutrennen. Dieser Text liesse sich ja an sich in noch älterer Gestalt geben, indem man z. B. statt *Sautor* noch *Savetor,* statt *incurre* noch *eni querne* u. s. w. herstellte, aber es scheint zweckmässig, hier nicht über die direkt belegbaren Sprachgestalt hinauszugehen. In dieser nun lautet das Lied: *e, nos, Laseis, jovate! nived lue arva, Marmare! Seia, sa en corre! rem en ple, Opis! Sautor, fovom fere, maxume! en saleis sta, Ververe! Semoneis alternei ad vos capite counctos! e, nos, Marmare, jovatod!*

Und dies heisst zu Deutsch:

„He, uns, ihr Lasen, helfet! vom Schnee befreie die Fluren, o Marmaros! Seia, eile auf sie hin! Reichtum fülle ein, Opis! Sautor, Gedeihen bringe, du Höchster! Stehe entgegen dem Wasserschwall, o Ververos! Die Semonen nehmet auf, ihr, wechselweise die gesamten! He, uns, o Marmaros, hilf!“

In dieser Deutung hat das Lied einen durchaus logischen und sachgemäss fortschreitenden Inhalt. Es beginnt mit einer Anrufung der Laren. Die Laren sind Genien niederen Ranges, deren Schutze allerhand Örtlichkeiten anvertraut sind. Trotzdem uns *Lares agri* bestimmt belegt sind (*vos quoque*

felicis quondam, nunc pauperis agri custodes, fertis munera vestra, Lares — Tib. 1, 1, 19 sq.), so haben doch einzelne Interpreten allerhand Ansichten zu Tage gefördert, nach denen hier die Laren die Hausgötter sein sollen. Das ist natürlich alles abzuweisen, und die Lases sind hier nichts anderes, als die *custodes agri* des Tibull, wie denn Jordan (Vesta und die Laren, 18) mit Recht sie als ursprüngliche Flurgötter hingestellt hat. Mit ihrer Anrufung als der Flurgötter im allgemeinen beginnt naturgemäss das Lied und wendet sich sodann den höheren Gottheiten zu, deren jede eine besondere Aufgabe in Bezug auf die *arva* zu erfüllen angegangen wird. Zuerst wird Marmaros, der „leuchtende" Sonnengott, angerufen, dass er die Fluren vom Schnee befreie. Wer dächte nicht an Goethes „Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick", und „die Sonne duldet kein Weisses". Das befreite Feld betritt Seia, die Göttin des „Säens". Unter ihrem Schutze, den er naturgemäss zunächst anruft, „dem dunkeln Schoss der heil'gen Erde — vertraut der Sämann seine Saat und hofft, dass sie entkeimen werde zum Segen". Um diesen Segen bittet er das Götterpaar Ops und Saturnus. Und von diesen Göttern geschützt und gesegnet, „keimt lustig die köstliche Saat". Aber noch droht ihr Gefahr. „Aestatis initium tempestates atque imbres secum ferre eo perspicitur, quod a. d. III. id. Maias, quo die aestatis initium fasti Romani habent, Pleiades oriuntur, a. d. IX. cal. Junias Canis, a. d. VI. cal. Junias Hyas, a. d. IV. non. Junias Hyades quae omnia sidera imbres ventosque excitare vulgo dicebantur" (Corssen, orig. poes. rom. 91) Und um Abwehr dieser *imbres*, des „Wasserschwalls" *(sala)* wird Ververos angerufen. Aber die älteste Religion zeigt überall die Auffassung eines Wechselverhältnisses zwischen Mensch und Gottheit. Für die Gaben der Götter ist der Mensch auch seinerseits zu Gaben verpflichtet, und jene erlangt er nur, wenn er seinerseits allen Pflichten gegen die Götter nachgekommen ist. Darum heisst es auch in dem Catonischen Marsgebet ausdrücklich: Mars pater, te precor

quaesoque, uti sies volens propitius . . ., quoius rei ergo agrum terminum fundumque meum suovetaurilia circumagi jussi. Hier ist das Verhältnis der Gegenseitigkeit sehr bestimmt ausgedrückt. Dem entsprechend zeigt denn auch unser Lied in seinem zweiten Teile die Aufforderung an die Opfergenossen, alle Saatgötter, denn dass die Semonen dies sind, hat Jordan (krit. Beitr. 206) durchaus richtig gesehen und begründet, d. h. alsó die Lases, den Marmaros, die Seia, die Ops, den Saturnus und den Ververos, gastlich (d. h. mit Opfern) bei sich aufzunehmen, und zwar alternierend, sofern die fratres Arvales eine festgeschlossene Genossenschaft sind, von denen jeder die Gesamtheit vertritt, und das sollen sie eben abwechselnd thun. Mit einer Schlussanrufung des zuerst genannten Einzelgottes, des Marmaros, schliesst das Lied.

Man wird zugeben müssen, dass die vorstehende Deutung des Liedes auch sachlich allen Anforderungen entspricht, die man an eine solche zu stellen hat. Nur an dem „Schnee" könnte man Anstoss nehmen wollen, bei einer Feier, die, gleichviel, ob nun das Maifest der Arvalen mit den Ambarvalien eins sei, oder nicht, in den Mai fiel, und zwar in die letzten Tage des Mai. Aber das ist doch kein stichhaltiger Gegengrund gegen meine Deutung. Zunächst wissen wir doch nur, dass nach seiner Wiederauffrischung in der Kaiserzeit das Arvalenfest in diese Zeit fiel. Über die echte alte Feier wissen wir in bezug auf ihre zeitliche Lage genau so wenig, wie über die Art und Weise ihres Begängnisses. Es kann also die alte Feier sehr wohl in einer früheren Jahreszeit gelegen haben und erst später, vielleicht eben der Ambarvalien wegen, sofern sie von diesen verschieden war, in die gleiche Zeit mit diesen gelegt sein. Das sind lauter Dinge, über die wir nichts wissen, und wenn wir eben die Zeit der alten Arvalenfeier nicht wissen, so kann man auch an dem „Schnee" keinen Anstoss nehmen. Aber es kommt noch eins hinzu. Das Lied weist auf eine Zeit zurück, wo die Italiker noch viel weiter nördlich, also unter anderen klimatischen Verhält-

nissen wohnten. Diese Thatsache ergiebt sich aus folgenden Gründen.

In unserem Liede wird der Gott Sautor mit dem hervorhebenden Prädikate *maxume* angerufen. Diese Auszeichnung wird immer nur dem Gotte zu Teil, den man in der That als den höchsten ansah. Das zeigt uns das *Juppiter optimus maximus*, aber es ist auch ohne das selbstverständlich. Wie kommt es nun, dass unser Lied grade den Sautor als den Hauptgott hinstellt? Es ist ein Gesetz der Mythologie, dass ein Volk unter den ererbten Göttergestalten stets diejenige an die Spitze stellt, welche nach den klimatischen Verhältnissen des betreffenden Landes und den dadurch bedingten Lebensverhältnissen des Volkes selbst thatsächlich als die wichtigste erscheint. So ist im Ṛgveda zweifelsohne der Gewittergott Indrá, der die Dämonen der Dürre bekämpft, die Hauptfigur. So ist bei Griechen und Römern dem „ewig lachenden Himmel des Südens“ entsprechend, der „leuchtende“ Himmelsvater Ζεύς, Juppiter, dem freilich auch einige Attribute des Gewittergottes beigegeben sind, der Hauptgott geworden, während er den Indern als Diauṣ pitar, den Germanen als Tŷr, Tiu, Zio wohl auch bekannt ist, aber bei beiden eine durchaus untergeordnete Rolle spielt. Und ebenso ist in dem „sturmreichen“ (ventosa) Germanien der „Sturmgott“ Wodan an die Spitze getreten, während der entsprechende indische Vāta nur eine Gottheit niederen Ranges ist. Nach eben diesem Gesetze haben wir es nun auch zu erklären, dass der in Indien nur einen mittleren Rang einnehmende Savitar in unserem Liede in die erste Stelle gerückt ist. Die Inder des Ṛgveda sind im wesentlichen Viehzüchter, die Italiker des Arvalliedes sind Ackerbauer. Schon dadurch wird die Stellung des „Wachstum bringenden“ Gottes gehoben. Aber noch mehr. Unter den „Saatgöttern“, den Semonen, ist er in der That auch sachlich der zum Hauptgott am meisten geeignete. Seia und Ops kommen als Göttinnen nicht in Betracht, Marmaros und Ververos aber werden nur um Abwehr von Übeln gebeten und ihre Thätigkeit

ist eben darum nur eine negative. Sautor aber hat eine positive Aufgabe, er ist es, der der im Acker ruhenden Saat „Wachstum bringt“ (das *fovom fere* des Liedes), von ihm hängt das Gedeihen derselben ab und damit die Wohlfahrt des ganzen Volkes. Kein Wunder also, dass er der Hauptgott ward.

Aber gerade der Umstand, dass er es ward, eröffnet uns nun noch die oben berührte weitere Perspektive in Bezug auf Zeit und Ort der Entstehung unseres Liedes. Bekanntlich wirken neue Impulse stets am stärksten, und von diesem Gesichtspunkte aus gewährt uns das *maxume* unseres Liedes einen Anhalt für die Entstehung dieses letzteren selbst. Sie fällt in die Zeit, als die Italiker eben von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen waren und nun, noch unter dem vollen und frischen Eindruck dieser neuen Lebensverhältnisse, zu dem „Wachstum bringenden“ Sautor um Gedeihen für ihre Saaten flehten. Nun aber finden wir bereits bei den „Italikern in der Poebene“ (cf. Helbig l. c. 16.) als wichtigste Nahrungsquelle neben der Viehzucht einen, wenn auch immerhin noch primitiven, Feldbau. Es steht somit nichts im Wege, die Entstehung der Urform unseres Liedes in diese Zeit zu verlegen, und dass sie wirklich in diese Zeit fiel, das zeigt eben die Anrede *Sautor maxume*. Er ist noch der Hauptgott des Arvalliedes. Später als die Italiker südwärts rückten, in das Land des „ewig blauen Himmels“, da ward Juppiter ihr Hauptgott, aber die Erinnerung an die alte Zeit ist keineswegs erloschen, die *regna Saturnia* „das goldene Zeitalter“, die *arva Saturnia* als Bezeichnung Italiens, die *gens Saturnia* als solche für die Italiker weisen deutlich genug auf diesen früheren Zustand zurück. Wenn aber die Entstehung des Liedes so in eine Zeit fällt, als die Italiker noch in den Terremare sassen oder vielleicht gar noch weiter nördlich, dann ist auch die Erwähnung des „Schnees“ und die Bitte an den Marmaros, das „Feld von ihm zu befreien“, kein Gegengrund gegen meine Erklärung der betreffenden Stelle des Liedes.

Mit dieser Zeitbestimmung für den Ursprung des Arvalenliedes stimmt auch der schon oben (pag. 14) berührte Umstand überein, dass die im Haine der Dea Dia gefundenen, den alten Mustern nachgebildeten Gefässe den in den Terremare gefundenen im Typus genau entsprechen.

Damit ist anscheinend die Interpretation des Liedes zu Ende, sprachlich und sachlich, aber doch eben nur anscheinend.

Ich habe mich bei der vorstehenden Darlegung auf die rein philologischen Mittel der Interpretation beschränkt und auch thatsächlich meine Resultate für mich selber auf rein philologischem Wege gewonnen. Aber andrerseits ist von vornherein zu vermuten, dass ein so altes Denkmal, wie unser Lied, auch noch Beziehungen nach rückwärts, d. h. zu den voritalischen, proethnischen Zeiten und zu den anderen Indogermanenstämmen, werde erkennen lassen, und um diese Beziehungen aufzudecken, werden wir uns an die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Mythologie zu wenden haben. Den hohen Wert dieser Disciplinen für Aufgaben, wie die vorliegende, hat schon Preller (röm. Myth. I³, 47) erkannt und hervorgehoben. Seine Worte sind so zutreffend, dass ich mir nicht versagen kann, sie hier wörtlich zu wiederholen. Er sagt: „Ausser den eigentlichen Studien des römischen Altertums aber sind auch die neuerdings mit so vielem Erfolge betriebenen der vergleichenden Linguistik und die der vergleichenden Mythologie für unsere Aufgabe von grosser Wichtigkeit, zumal da die Quellen sonst so spärlich fliessen und vieles Alte und Ursprüngliche, oft das Wichtigste, ohne die Hülfsmittel jener beiden vergleichenden Studien gar nicht erkannt werden kann. Das eine führt, auf die alten Wortstämme der Götternamen eingehend, zu dem Ursprünglichen der dabei zu Grunde liegenden Vorstellung, welche durch die falsche Etymologie und deutelnde Willkür der Alten oft ganz verloren gegangen war. Der andere lehrt durch Vergleichung verwandter Religionssysteme, namentlich der auch in der Sprache verwandten Völker, das in der Überlieferung des einen Volks Verdunkelte oft auf überraschende Weise aufklären“.

Und so geben denn die genannten Disciplinen auch bei unserem Liede noch eine reiche Fülle von weiteren Aufschlüssen, und zwar Aufschlüssen, die nun ihrerseits wieder das auf rein philologischem Wege gewonnene Ergebnis in der erheblichsten Weise zu stützen und zu bestätigen geeignet sind.

Ich beginne die Untersuchung mit den Namen der in unserem Liede genannten Götter, und zwar führt billig der *Sautor maxumus* den Reigen. Schon altit. Stu. I, 10. habe ich es ausgesprochen, dass diese Göttergestalt in die proethnische Zeit hinüberreicht, sofern der Sautor sich in Namen und Funktion genau mit dem in Ṛgveda erscheinenden Gott Savitar deckt. Diese schon von Lassen aufgestellte Gleichung ist mehrfachen Anfechtungen ausgesetzt gewesen. Das ist insbesondere von Jordan (Observationes romanae subsicivae, Königsberg 1883) und Gruppe (Philologische Wochenschrift 1883, 169) geschehen. Jener bestreitet, dass *Saturnus* auf eine Grundform *Saveturnus* zurückgehe. Seine Gründe wiegen freilich sehr leicht. Da ich aber l. c. den Beweis nur angedeutet hatte, so will ich hier denselben in etwas ausführlicherer Gestalt geben. Für denselben haben wir auszugehen von der auf dem etruskischen Templum von Piacenza erscheinenden Form *satre*, wie dort ein Gott genannt wird. Dies *satre* ist die dem lat. *Sator* genau entsprechende etruskische Form, welche ihr Analogon an etr. *setre*, *seϑre* = lat. *Sertor* findet, deren Identität direkt nachweisbar ist. Von diesem *Sator* ist nun das lateinische *Saturnus* nur eine Weiterbildung und zwar mit demselben Suffix, mit dem der deutsche „Sturmgott“ *Wōdan* (got. **Vodans*) vom indischen *vāta* „Wind, Windgott“ weitergebildet ist. Dass auch den Italikern diese Weiterbildung auf *-nus*, weiblich *-na*, nicht fremd war, zeigt uns die Göttin *Diana*. Die *Diana* ist niemand anders als die *Dea Dia*. Schon oben (pag. 31) ist erwähnt worden, dass die Dea Dia mit der Ops identisch sei, und weiter unten wird gezeigt werden, dass *dia* für *dīva* stehe. Dem entspricht es nun durchaus, wenn die *Diana* mehrfach in der Messung *Dīana* erscheint, was also für *Dīvana* steht (Preller, röm.

Myth. I³, 313, not. 1, Jord.), wenn die Diana gleich der Ops, die Bezeichnung *opifera* trägt (l. c. 317, not. 1, Jord. nach der Inschrift Or. I. no. 1456, gegen deren Echtheit meines Erachtens mit Unrecht Zweifel erhoben werden), was genau dem *Romuli ... bona sospites ope gentem* (Catull. 34, 22 sqq.) entspricht, wenn die Diana in ihren ältesten Kulten als eine Göttin der Fruchtbarkeit erscheint, insbesondere der ehelichen, aber nicht bloss dieser, denn sie ist auch den späteren Dichtern noch die Göttin der Fruchtbarkeit des Feldes. Letzteres tritt besonders bezeichnend hervor in der Stelle Catull. 34, 17 sqq.: *Tu..., dea, ...rustica agricolae bonis tecta frugibus exples.* Ist es nicht, als hörte man noch das *rem en ple, Opis* unseres Liedes nachklingen! Und sollte nicht schliesslich auch die Sichel noch die Diana, gleich dem Saturn, als die Göttin des Erntesegens kennzeichnen, wenn dieselbe später auch, der griechischen Artemis zu Liebe, als die Mondsichel gedeutet wurde? Ich glaube, es ist nach allem diesen an der Deutung der Diana als Dea Dia, als Ops nicht mehr zu zweifeln. Ist das aber der Fall, dann bietet uns die Weiterbildung *Diana* neben *Dia* die genaue Parallele für die Weiterbildung *Saturnus* neben *Sator*, ja, es ist wieder sehr bezeichnend, dass grade das Götterpaar *Sator* und *Di(v)a* beide diese gleiche Weiterbildung zeigen. Damit dürfte denn die Identität des *Sator* mit dem *Saturnus* genügend erwiesen sein.

Diesem *Sator-satre* nun ist ein sowohl bei Etruskern wie Römern üblicher Familienname *Saturius, Satrius* etr. *satri* gebildet. Jordan sucht die Zusammengehörigkeit dieser Namen durch die einfache Frage zu widerlegen: quid...si...negarem quicquam cognationis istis nominibus intercedere? Leugnen lässt sich ja freilich alles, aber einmal ist blosses Leugnen kein Gegenbeweis, und sodann, wenn Jordan konsequent sein will, muss er dann auch leugnen, dass der Gentilname *Jovius* mit *Jupiter*, *Martius* mit *Mars*, *Saturnius* mit *Saturnus* irgend welchen Zusammenhang habe. Eins ist die Konsequenz des andern. Da er aber dies doch schwerlich wird leugnen

wollen, so wird ihm auch sein Leugnen eben schwerlich viel nützen, und ich kann somit im Beweise fortfahren. Neben dem Namen *satri* und seiner Weiterbildung *saturine* erscheint nun in den etruskischen Inschriften auch eine Familie *sautri*, weitergebildet *sauturine*. Wer die etruskischen Inschriften kennt, weiss, dass sehr oft in nachweislich identischen Namen die Laute *au* und *a* wechseln, wie z. B. in *rafe* neben *raufe*, *larste* neben *laurste*, *plate* neben *plaute* u. s. w. Darnach ist es durchaus unstatthaft, die Namen *satri-saturine* und *sautri-sauturine* aus einander zu reissen. Wir haben auch hier ein und dieselbe Familie vor uns, und beide Namensformen sind identisch. Diese Identität also vorausgesetzt, so kommt nun weiter in Frage, ob die Form *sautri* oder *satri* die ältere sei, oder vielmehr es kommt eigentlich im Ernste nicht in Frage. Jordan freilich hat es in Frage gestellt, mit den Worten: quid si contra contenderem Etruscos *Satrius* nomen inserta *u* deformasse? Behaupten lässt sich ja freilich alles, aber einmal ist wieder ein blosses Behaupten kein Beweis, und sodann fürchte ich, dass sprachwissenschaftlich gebildete Philologen über die „u inserta" lächeln werden. Die Behauptung Jordans ist genau so, wie wenn man sagen wollte, *Maurs* sei aus *Mars* „inserta u" gebildet, was ja freilich dem sonst so trefflichen Preller begegnet ist, aber von niemand anders als Jordan selbst gebührend rektifiziert wird (cf. Preller, röm. Myth. I³, 335, mit Jordans Note). Über die Zeit derartiger Insertionen ist die Wissenschaft jetzt hinaus. Und dass die Sache im Etruskischen nicht anders ist, dafür verweise ich Jordan auf Corssen (Etr. II, 205), der hier durchaus das Richtige gesehen hat. Damit ist also *Sautor* als ältere Form des Gottesnamens *Sator*, etr. *satri* über jeden Zweifel sicher gestellt. Aber mit dem *Sautor* sind wir noch nicht bei der italischen Grundform angelangt, diese lautet vielmehr *Savetor*, und dies habe ich erschlossen aus der Form *Saeturnus* (CIL. I, no. 48.). Hier glaubt Jordan mich auf Ritschl Op. IV, 272 sqq. verweisen zu sollen mit den Worten: Ritschelium...de *Saeturnus* formae origine ita absolvisse, ut siquis argumenta ejus silentio transeat nihil

egisse censeat. Dadurch bin ich denn allerdings gezwungen, auf diese sogenannten argumenta Ritschls einzugehen und sie zu widerlegen. Letzteres ist freilich ausserordentlich leicht, so leicht, dass ich eben geglaubt hatte, das überhaupt nicht nötig zu haben.

Ritschls Ansicht ist bekanntlich die, dass *Saeturnus* für *Saīturnus* stehe und auf eine Form *saītus* neben *sătus* zurückgehe, in welcher Form das i „copula vocalis“ sei, und dass diese Form *saītus* ihre Stütze finde an der Analogie von *arguiturus* (Sall. bei Prisc. X, p. 882), *luiturus* (Claudian, de VI. cons. Honorii 141.), *abnuiturus* (Sall. bei Arusianus Messius pag. 210), *abnuitio* (Paul. Diac. 108, 7), *diruitam* (Grut. 1071, no. 6. CIL. VI, 1, no. 626.); ebenso stehe *rūta caesa* (Varro l. l. 9, 104) für *ruīta*, *status* für *staītus*, *cītus* (neben *cĭtus*) für *ciītus*, *nequītum* für *nequiītum*. Von der „copula vocalis“ will ich absehen. Der Ausdruck ist zwar sehr ungeschickt, denn zwischen *sa-* und *-tus* giebt es nichts zu kopulieren, aber es ist eben nur ungeschickter Ausdruck. Was aber die Sache selbst anlangt, so sind sämtliche beigebrachten Analogieen durchaus hinfällig. Die Formen *stātus, rūta, cītus* und *nequītum* zunächst sind so wenig aus *staītus, ruīta, ciītus, nequiītum* hervorgegangen, wie etwa *sēdes* aus *seīdes* u. dgl. Es sind vielmehr sämtlich Neubildungen, welchen die Wurzelgestalt mit langem Vokal zu Grunde liegt im Gegensatz gegen die älteren Bildungen, wie skr. *hitás, bhutás, itás*, gr. στατός, θετός, δοτός, lat. *dătus, rŭtus, ĭtus*, in denen infolge der Betonung der Endsilbe der ursprünglich lange Wurzelvokal verkürzt wurde. Diese Neubildungen aber sind hervorgerufen durch diejenigen Formen der genannten Verba, die von Hause aus den langen Vokal zeigten, und es liegt somit die Erscheinung vor, die wir seit den Junggrammatikern als Formenassimilation oder Formenausgleichung zu bezeichnen pflegen, und wie sie z. B. auch im Deutschen vorliegt, wo mhd. *reit, riten; bōt, buten; half, hulfen* sich zu nhd. *ritt, ritten; bōt, bōten; half, halfen* ausgeglichen haben. Es ist also von einer Analogie zwischen

Saturnus, resp. **saitus* und *stātus, rūta, cītus, nequītum* gar keine Rede. Aber auch die zweite Gruppe der Ritschlschen Formen, *arguiturus, luiturus, abnuiturus, abnuitio, diruitam*, bilden eine solche Analogie nicht. Auch diese Formen sind Neubildungen infolge einer Formenassimilation, nur dass hier nicht Formen der Verba *arguo* etc. selber assimilierend eingewirkt haben, sondern die grosse Kategorie der Participien auf *-itus*. Es ist also z. B. *nuitus* gebildet, wie *cubitus*. Bei *arguiturus, luiturus, abnuiturus* aber hat noch der Umstand mitgewirkt, dass grade das Participium Futuri eine grosse Neigung zu derartiger Neubildung besitzt, was am schlagendsten durch *moriturus* neben *mortuus* bewiesen wird. Nun könnte man freilich behaupten wollen, auch in *Saeturnus* liege eine solche Neubildung vor, aber diese Annahme scheitert an folgenden zwei Gegengründen. Der erste derselben ist die zeitliche Differenz zwischen der Form *Saeturno* und den obigen Neubildungen *arguiturus* etc. Es liegt in der Natur der Sache, dass derartige Neubildungen einer jüngeren Zeit angehören, und so sind ja denn auch die oben von Ritschl angeführten Belege der Formen sämtlich aus jüngerer Zeit, auch die angeführte Inschrift ist jung, wenn nicht gar die Herausgeber des CIL. VI. mit ihrer Vermutung recht haben, dass vielleicht *diruptam* zu lesen sei. Die Form *Saeturno* hingegen ist alt, denn sie liegt der gewöhnlichen Form *Sāturnus* als die ältere zu Grunde und von einem *Sǎturnus* ist nirgend eine Spur. Eine derartige zeitliche Differenz ist aber etwas sehr Wesentliches, und sie zu ignorieren, ist ebenso wenig erlaubt, wie etwa von einer Neubildung im Neuhochdeutschen einen Schluss zu machen auf eine ebensolche im Mittelhochdeutschen.

Der zweite Gegengrund aber liegt darin, dass die Form *Saeturno* ein Eigenname ist. Wenn wir ein Participium *saetus* oder *saeturus* hätten, dann liesse sich ja allenfalls behaupten, bei eben dieser Form habe die erwähnte Formenassimilation an die Bildungen auf *-etus*, später *-itus*, begonnen, aber für einen E i g e n n a m e n *Saeturnus* lässt sich diese

Behauptung nicht aufstellen. Bei einem solchen, der nachweislich der ältesten Periode italischer Mythologie angehört, ist irgendwelche Beziehung zu den Participien auf *-etus* und *-eturus*, selbst die participiale Herkunft des Wortes angenommen, ohne jeden Zweifel längst nicht mehr gefühlt worden, und damit fällt dann jede Möglichkeit fort, dass die betreffenden Participien den genannten Eigennamen in ihre Analogie gezogen haben sollten.

Damit dürfte denn die Ritschlsche Ansicht zur Genüge als hinfällig sich ergeben haben, und ich kann nunmehr den Faden meines Beweises, dass die Grundform des vorliegenden Gottesnamens *Savetor* laute, wieder aufnehmen. Wir hatten also bis jetzt einen Gott *Sautor*, später *Sātor*, der zu den Saatgöttern gehört, und einen Gott *Saeturnus*, später *Sāturnus*, der gleichfalls ein Saatgott ist, gefunden und hatten ferner gesehen, dass eine Weiterbildung von Götternamen durch das Suffix *-nus* nicht bloss überhaupt, sondern auch innerhalb des Lateinischen selbst sich finde. Beide Gottheiten nun für verschiedene zu halten, das erscheint mir angesichts ihrer gleichen Funktion und der grossen Ähnlichkeit ihrer Namen gradezu vermessen, und zu dieser verzweifelten Annahme würde man nur dann seine Zuflucht nehmen dürfen, wenn es an der Möglichkeit fehlte, *Sautor* und *Saeturnus* lautlich mit einander zu vereinigen. An dieser Möglichkeit fehlt es aber nicht bloss nicht, sondern sie liegt vielmehr unmittelbar zur Hand. Beide Formen einigen sich in der Grundform *Savetor*. Beide Lautvorgänge sind ja im Lateinischen ganz gewöhnlich. So haben wir einerseits *favitor* (Plaut. Amph. pr. 78), daraus mit Ausstossung des *i* *fautor* und daneben endlich *Fauna Fatua*, welches als für *Fautua* stehend Bréal (Inscr. de Duenos 10) richtig erkannt hat. So haben wir ferner neben einander *navita* und *nauta*, *navifragus* und *naufragus*, so kommt *audeo* von *avidus* her, *claudo* von *clavis* u. s. w., welche alle den Ausfall des unbetonten *i* resp. *e* beweisen. Die Kontraktion von *au* zu *ā* aber haben wir in *Mārs* aus *Maurs*, *Lārentia* aus *Laurentia* (etr. Fo. u. Stu. I, 79 sqq.), *Asculum* aus *Ausculum*

u. s. w. Dieser letztere Lautübergang spielt namentlich im Etruskischen eine grosse Rolle. Andrerseits aber kann die Lautgruppe *ave* auch das *v* ausstossen und zu *aĕ* werden. So geht *amāram* doch, wie *audieram* zeigt, zweifellos aus *amaĕram* und dies aus *amaveram* hervor. Weiteres über diesen Vorgang bei Corssen, Musspr. I², 316 sqq. Und dass auch beide Entwickelungsreihen neben einander bei ein und demselben Worte sich finden können, zeigt z. B. der Gentilname *Gavilius*, der in den etruskischen Inschriften einerseits als *cavle* (Ga. no. 277.), *caule* (z. B. Fa. no. 629 bis), *cale* (Ga. no. 147.), andererseits als *caile* (Fa. no. 317.) sich findet. Und genau entsprechend ist auch das Verhalten der dem *ave* analogen Lautgruppe *ove*, welche einerseits in *ou, ū* andererseits in *oi, oe* sich wandelt, wie denn z. B. aus einer Grundform *Clovilius* einerseits lat. *Cloulius* (z. B. CIL. I, no. 381.), andrerseits *Cloilius* (Zw. no. 31.), später *Cloelius*, wird. Angesichts aller dieser Thatsachen die Identität von *Sautor* mit *Saĕturnus* und ihr Zurückgehen auf eine gemeinsame Grundform *Savetor* zu leugnen, heisst einfach die Wahrheit nicht sehen wollen. Ferner habe ich nun behauptet, dass dieser *Savetor* mit dem indischen *Savitar* identisch sei. Diese Gleichsetzung ist von Gruppe als „gewagt" bezeichnet worden und durch den Einwand zu entkräften versucht, „der letztere Name sei eine nach speziell indischen Lautgesetzen sich vollziehende Bildung von Wurzel *sū*, die sich in den europäischen Zweigen des indogermanischen Sprachstammes allerdings, aber nur in anderer Bedeutung finde." Bevor ich meine obige Gleichsetzung beider Namen positiv beweise, muss ich erst auf diesen Einwand eingehen So sehr ich sonst Gruppes sachgemässe und von solidem Wissen getragene Art der Besprechung schätze, so halte ich doch seine obige Ansicht für unrichtig. Zunächst, warum soll denn *savitar* eine nach speciell indischen Lautgesetzen sieh vollziehende Bildung sein? Haben wir nicht in lat. *favitor, meretrix* u. s. w. genau die gleiche Bildung? Ich sehe wohl, was Gruppe zu dem „speciell indisch" veranlasst, nämlich das *i* in *savitar*. Aber diese Bildungen sind nicht, hier liegt der unausge-

sprochene Irrtum Gruppes, Wurzelnomina, wie *pitar*, *mātar* u. dgl., sondern nomina verbalia, wie sie denn ja auch thatsächlich im Sanskrit das eine Futurum bilden helfen. Es ist also *savitar* nicht in *sav-i-tar* zu zerlegen, sondern in *savi-tar*, so gut, wie *favitor* in *favi-tor*, *meretrix* in *mere-trix*, und das *i* resp. *e* gehört dem Verbalstamm an, ist nicht etwa „Bindevokal" oder eine ähnliche ominöse „Einschiebung". So gut *favi-tor* auf *faveo*, *meretrix* auf *mereo*, so gut geht *savitar* auf ein **savájāmi* zurück. Dass gerade dieses Verbum in dieser Konjugationsform nicht erhalten ist, thut natürlich nichts zur Sache. Dieses Verbalnomen aber entstand nun schon in proethnischer Zeit, das beweist unwiderleglich die lateinische Futurbildung auf *-turus* neben der indischen auf *-tar*, nur dass der Lateiner noch mit *-os* weitergebildet hat. Abgesehen hiervon, ist zwischen z. B. skr. *bhavitāsmi*, d. i. nach indischen Lautgesetzen *bhavitā(r) asmi*, und lat. *fōturus sum*, d. i. nach lateinischen Lautgesetzen *foveturus sum*, kein Unterschied. Dass nun aber nicht bloss formell dieselbe Bildung, sondern auch materiell ein nach ihr gebildetes proethnisches einzelnes Wort sich bei zwei Völkern des indogermanischen Stammes erhalten haben kann, ist nicht bloss an sich möglich, sondern unter besonderen Umständen sogar wahrscheinlich. Als ein solcher besonderer Umstand ist aber sicherlich der zu erachten, dass ein solches Verbalnomen auf *-tōr* ein Göttername wurde, der dann in zwei gesonderten Sprachen sich erhalten konnte, so gut wie lat. *Jūppiter* neben skr. *Diauṣpitár*.

Mit dem Nachweise, dass *Savetōr* eine proethnische Bildung sei, erledigt sich auch der zweite Einwand Gruppes, die Wurzel *sū* finde sich in den europäischen Sprachen nicht in der Bedeutung, die sie in *savitar* zeige. Das ist zunächst nicht ganz richtig ausgedrückt. Die Wurzel *sū* heisst „erregen, beleben, schaffen; gebären" (cf. Grassmann, Wörterb. zum Ṛgv. s. v.) und liegt allerdings in den europäischen Wörtern für Sohn, got. *sunus*, lit. *sunùs*, sl. *synŭ* vor, dem auch skr. *sūnus* entspricht. Aber, wie gesagt, Gruppe hat sich nur im Ausdruck vergriffen, dies meint er nicht, in Wirk-

lichkeit vermisst er in den europäischen Sprachen Verba unserer Wurzel. Diese fehlen in der That. Wie *favitor* ein *faveo* neben sich hat, so verlangt er für *Savetor* ein **saveo*, „excito, creo, gigno". Aber gerade der Umstand, dass dies **saveo* im Lateinischen fehlt, so gut, wie oben schon gesagt, skr. **savâjāmi* neben *savitar* fehlt, gerade dieser Umstand beweist, dass wir, so gut wie in *sūnus*, ein schon in proethnischer Zeit gebildetes Wort vor uns haben, welches beide Einzelsprachen als fertiges mit fertiger Bedeutung und losgelöst von seinem Stammverbum überkommen haben.

Damit sind Gruppes Einwände als nicht stichhaltig erwiesen, und ich kann mich nunmehr dem positiven Nachweise, dass lat. *Savetor* und skr. *Savitar* identisch sind, zuwenden. Lautlich decken sich beide Formen völlig, auch in dem lat. *e* neben skr. *i*, es wird also nur nachzuweisen sein, dass beide Götter auch sachlich sich decken. Etymologisch würde der Name „Erreger, Beleber, Schöpfer, Erzeuger" bedeuten, wie dies in Bezug auf die etruskischen Formen schon Corssen (Etr. II, 274) richtig gesehen hat. Dass auch der lat. *Sator* unseres Liedes der „belebende, schaffende, zeugende" Gott sei, zeigt das *fovom fere* „bringe Wachstum, Gedeihen" wohl deutlich genug. Und denselben Charakter trägt auch der indische *Savitar*. Grassmann (Rv. Wb. s. v.) erklärt ihn als „die Leben zeugende, Segen schaffende Kraft der Sonne", A. Kuhn (Herabkunft des Feuers 122) sagt: „Überhaupt werden Tvaṣṭar, Savitar, Bhaga, Praǵāpati der älteren Zeit nur verschiedene Namen für den einen in Wolken und Sonnenstrahlen seine Schöpferkraft offenbarenden Himmelsgott sein". Diese beiden Zeugnisse zweier Männer, deren Sachkenntnis auf diesem Gebiete wohl von niemandem wird bestritten werden, genügen, um die Natur des indischen Savitar festzustellen, und zwar festzustellen als eine solche, die sich mit der des italischen Savetor durchaus deckt.

Damit dürfte die Identität beider Göttergestalten denn doch wohl endgültig sicher gestellt sein.

Weiter wende ich mich nun zu der Opis. Gerade unter

diesem Namen ist sie als Gottheit bei den verwandten Völkern nicht nachweisbar. Auch die Wortform *opis* selbst ist so in den andern verwandten Sprachen nicht vorhanden, obgleich Verwandte von ihr in skr. *apnas* „Reichtum, Besitz", altn. *afl* „Kraft, Stärke", lit. *apstas* „Fülle, Überfluss" vorliegen. Auch im Griechischen finden sich verwandte Wörter, freilich wohl kaum in ἄφνος „Reichtum, Fülle", wo sowohl das φ, als auch besonders das α Schwierigkeiten verursachen, als vielmehr in folgenden bei Hesychius erhaltenen Wörtern: ὄμπνη „τροφή, εὐδαιμονία"; ὄμπνια „καρποφόρος"; ὀμπνίῃ δαιτί „ἀντὶ τοῦ πολλῇ": ὀμπνίου νέφους „μεγάλου, πολλοῦ, ηὐξημένου"; ὀμπνιόχειρ „πλουσιόχειρ, πλούσιος", in denen der Nasal vor dem π sich leicht erklärt. Trotz dieses Fehlens der Form *opis* sowohl als Apellativs, wie auch als Götternamens, ist die Gottheit Opis selbst dennoch als eine bereits proethnisch vorhandene nachzuweisen. Und die Handhabe hierzu bieten uns grade die soeben angeführten Hesychischen Glossen, insbesondere die folgenden, an obige sich anschliessenden: ὄμπνιος λειμών „ὁ τῶν πυρίνων καὶ Δημητρίων καρπῶν· ἐπεὶ Ὄμπνια ἡ Δημήτηρ". Hier haben wir also: Ὄμπνια als einen Namen der Δημήτηρ, diesem Ὄμπνια aber würde ein lateinisches **Omnia* für **Opnia* entsprechen, wie denn auch das in den obigen Glossen erscheinende ὄμπνιος unmittelbar mit lat. *omnis* identisch ist, welches somit für **opnius* steht und ursprünglich „reichlich" bedeutet. Durch die Δημήτηρ Ὄμπνια ist uns nun auch der weitere Weg gewiesen, die Ops schon als eine proethnische Göttergestalt nachzuweisen, bevor ich ihn jedoch betrete, muss ich erst den anderen Namen der Ops, das Dea Dia (cf. oben pag. 31) in seiner Bedeutung klarstellen. Das *Dia* dieses Namens steht für *Diva*. Dies ergiebt sich daraus, dass die mit der Ops gleichfalls ursprüngliche identische Göttin Angeronia (cf. Preller, l. c. 37) auch *Diva* genannt wird. Nun aber haben wir im Lateinischen zwei Adjektiva *dīvus*, das eine weitergebildet zu *dīvinus* und „göttlich" bedeutend, das andere zu *dīves* und „reich" bedeutend. Beide sind natürlich ursprünglich eins und einigen sich in der Bedeutung „glänzend", aber die ge-

nannten Weiterbildungen zeigen, dass doch im Lateinischen eine Spaltung der Bedeutung eingetreten ist. Nun fragt es sich also, ob die Dea Dia die „göttliche Göttin“ oder die „reiche Göttin“ sei. Gewöhnlich wird auf Grund des gr. δῖα θεάων das erstere angenommen, und an sich wäre es ja immerhin möglich. Auf das *divom deo* des Salierliedes freilich darf man sich nicht berufen, denn dies lässt selbst mehrfache Erklärungen zu, wie ich in einem der nächsten Hefte dieser „Studien“, in welchem ich das Salierlied zu behandeln gedenke, darthun werde. Aber wenn auch an sich eine „göttliche Göttin“ möglich, so liegen doch eine Reihe bestimmter Anzeichen vor, aus denen sich ergiebt, dass die Dea Dia die „reiche Göttin“ bedeute. Um aber diese Anzeichen deutlich herauszustellen, muss ich zuvor den Namen Δημήτηρ erörtern. Der Name Δημήτηρ wird gemeiniglich als Γῆ μήτηρ erklärt (z. B. Preller, griech. Myth. I^{3}, 618, not. 2), indem man sich dabei auf dorisch δᾶ „γῆ“ beruft, dem jetzt noch kypr. ζᾶ (mehrfach in der grossen Inschrift von Idalion) beizufügen wäre. Aber die Sache hat eine gradezu unüberwindliche Schwierigkeit. Wäre die Göttin eine bloss dorische Stammesgöttin, so wäre gegen ein Δαμάτηρ als Γῆ μήτηρ sicherlich nichts einzuwenden, aber sie ist so ziemlich allen Stämmen gemeinsam und hat überall ein δ zu Anfang, obwohl sonst die Form ihres Namens, die Vokale beweisen es, je nach den betreffenden Dialekten variiert. Daraus folgt unweigerlich, dass das δ ihres Namens ein ursprüngliches sein muss. Nun wissen wir, dass im Griechischen die Lautgruppen αια und εια in ᾱ resp. η kontrahiert werden können (cf. γαῖα und γῆ, δᾶ; Ἀθηναία und Ἀθηνᾶ; Ἑρμείας und Ἑρμῆς; Πηνελόπεια und Πηνελόπη), und daraus gewinnen wir die Möglichkeit, dass auch in Δημήτηρ das η diesen Ursprung haben, die Form also für Δειαμήτηρ stehen kann. Und dass sie das wirklich thue, zeigen uns nun die sachlichen Beziehungen. Wenn die Erklärung als Δειαμήτηρ richtig ist, so ist das Kompositum natürlich eine Zusammenrückung von δεία μήτηρ, und hiermit stimmt nun unmittelbar die *Dea Dia*, welche ja auch unter

dem Namen *Tellus Mater* angerufen wurde (cf. dazu Preller, röm. Myth. II³, 3). Dass *dia* für *dīva* stehe, hat sich uns bereits oben ergeben, und wir haben somit eine δείϝα μήτηρ = *dea dīva* gefunden. Dies δείϝα, *dīva* nun bedeutet „reich". Zunächst haben wir im Griechischen folgende sachliche Beziehungen. Der Sohn der Δημήτηρ heisst Πλοῦτος (hymn. Cer. 489), eine Gespielin ihrer Tochter ist die Πλουτώ (ibid. 422), der Gemahl der Tochter aber Πλούτων. Und dieser Πλούτων ist nun seinerseits wieder identisch mit dem italischen *Dis pater, Diespiter*. *Dīs* steht für *dīves* und ist auch sachlich gleich Πλούτων (so auch Jordan zu Preller, röm. Myth. II³, 65, not. 3.), daran ist nicht zu zweifeln. Mit *Dīs pater* aber ist *Diespiter* sprachlich unmittelbar dasselbe, nur dass in letzterem Namen, wie in Δημήτηρ, die beiden Elemente komponiert, in ersterem nur neben einander gestellt sind. Auf diesem Unterschiede beruht die Verschiedenheit der Lautbehandlung als Folge des verschiedenen Accentes. Eine *dīves pàter* giebt *dís pàter*, hingegen ein *divéspater* giebt *diéspiter*, das ist beides durchaus klar. Es ist also die Beziehung des *Diespiter* auf *Juppiter* und seine Etymologisierung von *dies* „Tag" ein späteres Missverständnis, woran ja die römische Mythologie so reich ist.

Wenn nun aber der *Dis pater, Diespiter* = Πλούτων der „reiche Vater" ist, dann ist auch die sachlich direkt mit ihm verbundene *Dea Dia* = Δημήτηρ nichts anderes, als die „reiche Göttin, resp. Mutter". Das ist natürlich die „Mutter Erde", aber der Name bedeutet nicht „Mutter Erde".

Die Parallele zwischen *Diespiter* und Δημήτηρ würde auch sprachlich vollständig sein, wenn sich statt des *Diespiter* auch ein *Diuspiter* belegen liesse, denn dies wäre *Dīvispater* wie Δημήτηρ gleich Δειαμήτηρ. Vielleicht haben wir den letzten Nachklang dieser alten vollständigen Parallele noch in dem *Divus pater* und *Diva mater* der Indigitamenta (cf. Preller, röm. Myth. I³, 56).

Diese Deutung der *Dea Dia* als „reiche Göttin" findet nun auch noch von anderer Seite her eine weitere Bestäti-

gung. Der Dis pater steht in ältester Zeit in engem Zusammenhang mit dem Saturnus (cf. Preller, röm. Myth. II[3], 14, und besonders die Stelle aus Macrob. Sat. 1, 11, 48. daselbst in Note 2.). Es ist also der Saturnus, der nach unserem Liede „Wachstum verleiht“, der „reiche Vater“, wie seine Gattin Ops die „reiche Mutter“. Und nun tritt das Wunderbare ein, dass auch der dem Saturnus entsprechende vedische Savitar schon die gleiche Bezeichnung zu führen scheint. Es wird nämlich Savitar gerade sehr häufig als *devás Savitā́* im Ṛgveda bezeichnet (Pb. wb. s. v. *deva*), derselbe aber andererseits auch *bhágas Savitā́*. Letzteres heisst der „Spender“, der „reiche“ Savitar. Da nun skr. *djumát* „glänzend“, aber auch „Reichtum“ bedeutet, ebenso *djumná* „Glanz“ und „Reichtum“, beide von derselben Wurzel, wie *devás*, so ist es nicht unmöglich, dass auch die Bezeichnung *devás Savitā́* nicht „Gott Savitar“, sondern der „reiche Savitar“ heisse. Ganz analog liegen beide Bedeutungen auch in dem dem skr. *bhágas* entsprechenden sl. *bogŭ* neben einander, denn auch dies heisst sowohl „Gott“, wie „reich“ (in *ubogŭ* „arm“, cf. Miklosich, lex. palaeoslovenicum s. v.). Ist diese Erklärung des *devás Savitā́* richtig, dann folgt aus ihr dreierlei: 1) dass auch *Dea Dia*, weil gleich *Ops*, die „reiche Göttin“ bedeute; 2) dass Δημήτηρ, weil gleich *Dea Dia*, die „reiche Mutter“ sei; 3) dass *Saturnus*, weil gleich *Dis pater, Diespiter*, gleich *devás Savitā́* sei. Letzteres würde dann den oben für diese Gleichsetzung entwickelten Gründen noch einen weiteren hinzufügen.

Damit ist denn also die Opis als eine proethnische Göttergestalt nachgewiesen, sofern ihre beiden Namen, wenn auch etwas variiert, im Griechischen erhalten sind, *Ops* als Ὄμπνια, *Dea Dia* als Δημήτηρ.

Weiter betrachte ich nun den Marmaros. Der Gott, der „die Fluren von Schnee befreit“, ist von vorn herein als ein Sonnengott wahrscheinlich, und das erweist denn auch die Etymologie seines Namens. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass *Marmaros* unmittelbar mit gr. μαρμάρεος „schimmernd“ und μαρμαίρω „schimmern“ verwandt ist und den Sonnengott

als den „schimmernden“ bezeichnet. Seine nächsten sprachlichen Verwandten sind daher die indischen *Marútas*, aber sachlich sind sie von ihm verschieden, denn sie bezeichnen, den klimatischen Verhältnissen Indiens entsprechend, die „schimmernden“ Blitzgötter, die Gefährten des regenbringenden Gewittergottes Indra. Es können also die *Marútas* nicht zum Nachweise dienen, dass der *Marmaros* schon proethnisch eine bestimmte Göttergestalt war. Dass aber das Wort als solches schon existierte, zeigen die griechischen Formen. Bei dieser Sachlage werden wir annehmen müssen, dass in der Vorzeit eine Bezeichnung der Sonne als *deivos marmaros* „der funkelnde Gott“ vorkam, aus der dann, einem alsbald zu erwähnenden Gesetze der Mythologie gemäss, später ein neuer Gott *Marmaros* sich abzweigte. Wir haben also in unserem Liede zwei verschiedene Personifikationen der Sonne vor uns, den *Sautor* und den *Marmaros*, welchen auch verschiedene Funktionen zugeteilt sind.

Mit dem *Marmaros* wird nun gemeiniglich der *Mars* identifiziert, auch wird angenommen, dass der letztere in unserem Liede vorkomme. Beides ist unrichtig.

Die beiden Namen *Marmaros* und *Mars* haben keinerlei etymologische Verwandtschaft mit einander. Dass der Name *Mars* aus dem ja noch lange bei den Dichtern erhaltenen *Māvors* kontrahiert sei, geht unwiderleglich aus dem *M. Fourio C. f. tribunos militare de praidad Maurte dedet* (CIL. I, no. 63.) hervor. Es heisst der Name somit *Mārs* und diese Form zeigt den in den italischen Dialekten (einschliesslich des Etruskischen) durchaus nicht seltenen Uebergang von *au* in *ā* (cf. oben pag. 49). Die Grundform *Māvors* aber steht ihrerseits nach den lateinischen Lautgesetzen für *Māsvors* mit Ersatzdehnung, wie *dīverto* für *dīsverto*. Die Form *masculus* zeigt, dass *mās*, *māris* ursprüngliches *s* habe und somit aus *mās-(s), mās-is* hervorgegangen sei. Es heisst also *Māvors*, *Maurs*, *Mārs* zweifellos „Männerwender“, entsprechend dem griechischen τροπαῖος, und ebenso zweifellos ist, dass mit diesem Namen ein Kriegsgott bezeichnet sei. In *Marmaros*

hingegen ist das *r* ein ursprüngliches, nicht aus *s* hervorgegangen. Das zeigen nicht bloss die soeben verglichenen griechischen Formen, da ja im Griechischen ein *s* weder vor *m*, noch zwischen Vokalen in *r* sich wandelt, sondern das zeigen auch die dem *Marmaros* entsprechenden Formen der andern italischen Dialekte. Diese liegen vor in dem als oskisch und sabinisch überlieferten *Mamers* (Paul. pag. 131. Mü.; Varro, l. l. 5, §. 73. Mü.) und dem *Mamuri* des Salierliedes (ibid.). Aus *Māmercus* und *Māmertini*, welche von den Alten mit Recht zu *Mamers* gestellt werden, sehen wir, dass *Māmers* und somit natürlich auch *Māmuri* mit *ā* in der ersten Silbe anzusetzen seien. Aus *Mamercus* neben *Mamertini* sehen wir ferner, dass als Stamm bloss *Māmer-* anzusetzen ist, und dass in *Mamers* eine Weiterbildung mit *-ti*, also *Mamers* = *Māmer-ti-s*, vorliegt, während *Mamuri*, Genetiv von *Māmur-io-s*, die Ableitungsendung *-io* zeigt. Es ergiebt sich also aus den genannten Formen ein alter Stamm *māmer-* resp. *māmur-*, welcher zur Bezeichnung eines Gottes diente. Mit diesem *māmer-*, *māmur* aber ist nun das *marmar-* resp. *marmor-* unseres Liedes unmittelbar identisch. Es ist eine bekannte lautliche Erscheinung, dass die volle Reduplikation, wie wir sie in *marmar-* noch finden, in der Weise sich abstumpft, dass im ersten Teil derselben der auslautende Konsonant ausgestossen und dafür der demselben voraufgehende Vokal gedehnt oder diphthongisiert wird. Solche Bildungen sind z. B. die indischen Intensiva, wo *dardar* und *dādar*, *dardhar* und *dādhar*, *badbadh* und *bābadh* neben einander stehen, sind ferner gr. δαίδαλος für *δάλδαλος, παίπαλος für *πάλπαλος. und dieselbe Erscheinung haben wir auch in lateinischen Formen, wie in *pāpilio* für **palpilio*, in *pōpulus* für **polpulus*. Bekannt ist ferner, dass das Lateinische in reduplizierten Formen den Vokal des zweiten Gliedes zu schwächen liebt. So haben wir *cecini* für **cecani*, *peperi* für **pepari*, *pepuli* für **pepeli*, so auch *pāpilio* für **pāpalio*, *pōpulus* für *pōpolus*. Unter Beachtung dieser beiden Lauterscheinungen dürfen wir also für das *marmar-* unseres Liedes in späterer Zeit *māmer-* und *māmur-* erwarten,

wobei die Identität dieser letzteren beiden Formen mit ihrer verschiedenen Vokalisation der zweiten Silbe direkt bewiesen wird durch etr. *mamurce* (Ga. no. 933.) auf einer campanisch-etruskischen Schale neben dem gewöhnlichen etr. *mamerce* (z. B. Fa. no. 2753 bis), neben welchen beiden Formen die altvolsinischen Inschriften (Fa. spl. III, no. 295. 302. 304.) sogar noch die Form *mamarce* mit dem alten *a* in der zweiten Silbe zeigen. Damit ist denn aber auch der Beweis geführt, dass in *Mamers* und *Mamuri* und folgeweise in *Marmaros* das *r* ein ursprüngliches sei. Das ergiebt sich aus den Formen *Mamertini* und *Mamercus*. Vor *t* und *c* geht ein *s* im Oskischen so wenig wie im Lateinischen jemals in *r* über, sondern bleibt *s*. Wo also vor *t* und *c* in den genannten Sprachen ein *r* erscheint, ist es ein ursprüngliches. Ist das aber der Fall, dann ist zwischen *Marmar* und *Mars* ein etymologischer Zusammenhang nicht möglich.

Damit ist nun freilich noch nicht bewiesen, dass zwischen dem *Mavors* „dem Männerwender" und dem *Marmaros* „dem leuchtenden" auch kein sachlicher Zusammenhang bestehen könne. Im Gegenteil, ein solcher Zusammenhang kann recht wohl bestehen, und wenn wir wahrnehmen, dass bei Oskern und Sabinern der Sonnengott *Mamers* auch als Kriegsgott und umgekehrt der Kriegsgott *Mars* bei den Römern auch als Sonnen- und Feldgott fungiert (cf. Bergk, Zeitschrift für Altertumswissenschaft 1856, 143 sqq.; Preller röm. Myth. I², 341 sqq.), so wird ihr sachlicher Zusammenhang sehr wahrscheinlich. Zwar wäre es möglich, diesen Zusammenhang als einen bloss äusserlichen und erst gewordenen hinzustellen, indem man annähme, was ja auch sonst in der Mythologie sich findet, dass die grosse Namensähnlichkeit der beiden Götter in späterer Zeit sie auch sachlich habe zusammenfliessen lassen, wie ja auch die umgekehrte mythologische Erscheinung nicht selten ist, dass aus zwei verschiedenen Namen ein und desselben Gottes sich im Verlaufe der Zeit zwei verschiedene Gottheiten entwickeln. Dagegen spricht jedoch der Umstand, dass diese Verschmelzung schon sehr früh eingetreten und die Kulte des *Marmaros* auf den *Mars*

übertragen sein müssten. Dies zeigt die weite Verbreitung des *Mars* eben als Frühlingsgottes bei den italischen Völkern. Dem steht nun aber der Umstand durchaus entgegen, dass die als Anlass zu einer solchen Verschmelzung anzunehmende Namensähnlichkeit, *Mamers* und *Mavers*, zu jener frühen Zeit noch gar nicht vorhanden war, die beiden Götter vielmehr noch *Marmaros* und *Masvertis* oder *Masvortis* hiessen. Damit wird dann die Annahme einer bloss äusseren Vermischung beider Göttergestalten hinfällig, und wir werden zu untersuchen haben, ob sich zwischen ihnen nicht ein innerer und ursprünglicher Zusammenhang finden lasse. Das aber ist nun in der That der Fall. Ein Kriegsgott ist in der Mythologie der Indogermanen nirgend als ursprüngliche Gottheit vorhanden, diese Funktion ist vielmehr überall nur ein Accidens, und sie wird zumeist demjenigen Gotte zugeteilt, der aus den oben (pag. 41) berührten Gründen der Hauptgott der einzelnen Völker geworden ist. So ist bei den Indern der Gewittergott Indra der Kriegsgott, bei den homerischen Griechen waltet Zeus des Sieges, wenn er auch für bestimmte Verrichtungen den Ares und die Pallas neben sich hat, bei den Germanen ist Krieg und Sieg in des Walvaters Wuotan Händen. Nun haben wir oben (pag. 41) gesehen, dass zur Zeit der Entstehung unseres Liedes *Sautor*, der „Leben spendende" Sonnengott, der Hauptgott der Italiker war. Neben ihm aber steht als eine zweite Personifikation eben der Sonne der *Marmaros*. Der milde *Sautor* ist zum Kriegsgott wenig geeignet, wohl aber der *Marmaros*. Wer mit seinen Strahlen die „Fluren vom Schnee befreit" oder, mythologischer ausgedrückt, wer mit seinen feurigen Pfeilen die Dämonen des Eises und Schneees bekämpft, der ist von vornherein zum Kriegsgott prädestiniert. Und so ist denn der *Marmaros* auch der „Männerwender", der *Mavors*, für die menschlichen Verhältnisse geworden. Damit hätten wir denn allerdings die Identität des *Marmaros* und *Mars* gefunden, aber eine andere Frage ist nun die, ob wir den letzteren in unserem Liede erwarten dürfen. Ich habe diese Frage oben (pag. 57) ver-

neint, und auch Jordan hat, obwohl aus anderen Gründen, *Marmar* statt *Mars* in seinen Text eingestellt. Meine Gründe aber, die ich oben noch nicht gegeben, sind diese: 1) ist in dem betreffenden Verse schon ein Gottesname, *Sautor*, enthalten und die Annahme eines zweiten widerstreitet dem sonstigen Aufbau des Gedichts; 2) hätte die Bezeichnung des Gottes als *Mavors* „Männerwender" in einem Arvalliede und im sonstigen Zusammenhange unseres Textes durchaus keinen Sinn.

Damit wäre denn auch die Persönlichkeit des Marmaros genügend klargestellt und als eine Abzweigung aus dem alten indogermanischen Sonnengott nachgewiesen.

Der nächste Gott, den ich behandle, ist der Ververos. Sein Name ist dem des *Marmaros* analog gebildet. Er hat die Regengüsse von den Saaten abzuwehren *(en saleis sta)*. Und das sagt denn auch sein Name. Derselbe kommt her von dem idg. *ver* „wehren, hemmen, hindern, gefangen halten". Von derselben Wurzel kommt aber auch der vedische Gott *Vṛtrá*, und sein Geschäftskreis ist derselbe, den unser *Ververos* hat. Auch er wehrt den Wassern, wie dies z. B. folgende Stellen des Ṛgveda zeigen: *jás apás vavṛvā́ṅsam vṛtrám gaghā́na* „der den die Wasser hemmenden Vṛtra schlug" (Ṛgv, 2, 14, 2); *jád vṛtrám apás vavṛvā́ṅsam hann* „als du den die Wasser hemmenden Vṛtra schlugst" (Ṛgv. 6, 20, 2); *jás avitha índram vṛtrā́ja hántave vavṛvā́ṅsam mahī́s apás* „der du halfst dem Indra, den Vṛtra zu schlagen, der die grossen Wasser hemmte" (Ṛgv. 9, 61, 22). Aber nun zeigt sich ein sachlicher Unterschied zwischen Ververos und Vṛtra. Jener ist ein segnender, dieser ein verderblicher Gott, den Indra bekämpft und dazu zwingt, die von ihm eingeschlossenen Wolkenkühe ihr segenbringendes Nass auf die dürstende Erde strömen zu lassen. Aber der Unterschied ist kein primärer, sondern nur ein gewordener. Es ist nur die Kehrseite der Erscheinung, die wir oben besonders beim Sautor beobachteten. Wie bestimmte Göttergestalten, deren Wirken der Natur des Landes entsprach, an die Spitze des Götterkreises traten, so

sanken andere, deren Wirken der Natur des Landes nicht entsprach, herab und wurden zu bösen Göttern. Das ist dem indischen Vṛtra geschehen. Dem indischen Klima entsprach es, in dem Gotte, „der die Himmelswasser abhält", einen bösen Gott, den Dämon der Dürre, zu sehen, die Italiker aber, deren Fluren von Schnee und Regengüssen heimgesucht wurden, sahen in dem Gotte, „der die Himmelswasser abhält", einen segnenden Schirmherrn, dessen Beistand sie anriefen.

Man könnte geneigt sein, nachdem sich so die Verwandtschaft unseres *Ververos* mit dem vedischen *Vṛtra* herausgestellt hat, statt *Ververos* vielmehr *Verteros* lesen zu wollen, so dass beide Gottheiten auch im Namen völlig identisch wären. Ich glaube aber, das wäre zu weit gegangen. Zunächst liegt doch die Lesung *verter* dem überlieferten *berber* ferner, als mein *verver*. Sodann zeigt *Ververos* eine Bildungsweise, wie sie auch sonst bei mythologischen Dingen sich findet, so z. B. gleich in dem *Marmaros* unseres Liedes selbst und im gr. Τάρταρος. Diese reduplicierten Bildungen, denen ohne Zweifel eine intensive Bedeutung innewohnt, gehören mit zu den ältesten der indogermanischen Sprachen, und da unser Lied in dem *Marmaros* die gleiche Bildung zeigt, so scheint es mir nicht geraten, das *Ververos* durch die jüngere Bildung *Verteros* zu ersetzen. Und zu diesen besonderen Gründen gesellen sich auch noch prinzipielle Bedenken. Ich glaube nicht, dass man annehmen darf, in indogermanischer Urzeit sei alles schon so fixiert gewesen, wie in jüngeren Epochen. Ich meine vielmehr, dass man noch ein gewisses Fliessen annehmen muss. So kannten die alten Indogermanen wohl einen Gott, „der die Himmelswasser hemmte", benannten ihn auch mit Namen von der Wurzel *ver* „wehren, hemmen", aber, weil man sich dieser Benennung noch bewusst war, so war dieselbe noch nicht an eine bestimmte sprachliche Form gebunden, sondern in Freiheit mehrere Formen von der Wurzel *ver* neben einander in Gebrauch, also etwa *Ververos* und *Verteros*, von denen dann später die eine bei dem einen, die andere bei dem anderen Volksstamme sich fixierte. Dem

steht die oben gefundene Gleichung lat. *Sautor, Savetor* = skr. *Savitar* nicht entgegen. Hier haben eben zwei Volksstämme zufällig dieselbe Form fixiert, was ja natürlich auch vorkommen kann. Aus allen diesen Gründen also wird man sich dahin entscheiden müssen, dass die Lesung *Vertere* in unserem Liede allerdings möglich ist, dass aber bis dahin, dass sich etwa neue Gründe, vielleicht aus dem *Veturi* des Salierliedes, was ich hier aber nur andeuten will, für dieselbe ergeben sollten, *Ververe* den Vorzug verdient, zumal auch diese Form als proethnisch sich nachweisen lässt. Wie *Marmaros* im gr. *μάρμαρος, so hat *Ververos* im gr. εἴρερος, nach griechischen Lautgesetzen aus ϝέρϝερος hervorgegangen, seine genaue Parallele. Das Wort ist ein ἅπαξ λεγόμενον und erscheint nur Hom. Od. 8, 529:

οἱ δέ τ' ὄπισθεν
κόπτοντες δούρεσσι μετάφρενον ἠδὲ καὶ ὤμους
εἴρερον εἰσανάγουσι.

Gerade dieser Umstand, dass das Wort nur hier noch vorkommt, beweist, dass es ein schon bei Homer im Absterben befindliches, also zweifelsohne proethnisches Wort sei. Als Bedeutung desselben wird „Gefangenschaft" oder „Gefängnis" angegeben, früher auch wohl „Sklavin". Letzteres ist bestimmt falsch, von jenen beiden scheint mir „Gefängnis" den Vorzug zu verdienen, denn eben unser Gott *Ververos* verlangt die Bedeutung „bewachend, zurückhaltend, gefangen haltend", substantivisch der „Zwinger", was wohl auf das „Gefängnis", nicht aber auf die „Gefangenschaft" passt. Die Sache liegt also bei dem *Ververos* ähnlich, wie bei dem *Marmaros*. Beide Wörter sind proethnische, dort aber noch keine Götternamen, sondern Adjektiva. Aber die mit ihnen bezeichneten Göttergestalten selbst sind auch proethnisch, wenn auch mit anderen Namen benannt. Der *deivos marmaros* ist der indische *Sūria*, der *deivos ververos* der indische *Vṛtra*.

Die nächste Gottheit ist die Seia. Wenn auch sie selbst als Gottheit unter diesem Namen sich nicht bei den verwandten Völkern nachweisen lässt, so ist doch ihres Namens

Form bei denselben vorhanden. Im lit. *sėja* „Saat, Saatzeit" (auch die Letten haben das Wort) liegt die ganz genau entsprechende Bildung vor, und damit ist denn der Name auch dieser Göttin als ein proethnisch bereits vorhandenes Wort erwiesen.

Ähnlich liegt die Sache bei den Semonen. Bezüglich ihrer hat schon Jordan (kr. Beitr. 206) das Richtige gesehen. Eine Erklärung dieses Wortes aus *semi-hemones* „Halbmenschen" d. i. „Halbgötter" oder aus *se-hemones* „Unmenschen" ist im Ernste nicht diskutabel. Wohl aber ist es sprachlich und, nach Ausweis eben unseres Liedes, auch sachlich durchaus gerechtfertigt, wenn Jordan *Semo* für die Maskulinform zu *semen* erklärt und es durch „Saatgeist" übersetzt. Und dies wird nun wieder dadurch bekräftigt, dass auch das Wort *sēmen* „Same", gleich den übrigen Götternamen unseres Liedes, ein bereits in voritalischer Zeit ausgeprägtes ist. Es ist unmittelbar identisch mit altsl. *sěmę*, lit. *sėmů*, ahd. *sāmo*, alle dreie „Same, Saat" bedeutend. Die letzteren beiden Formen sind sogar auch, gleich unserem *Semo*, männlich. das ist aber jedenfalls nur ein zufälliges Zusammentreffen, denn in *Semo* ist die Maskulinisierung ohne Zweifel nur eine Folge der Personifizierung.

Es bleiben uns endlich noch die Lases zu betrachten übrig. Für dieselben wird gemeiniglich etruskischer Ursprung angenommen. Das ist sprachlich wie sachlich falsch. Das Wort soll gleiches Stammes mit den etruskischen Vornamen *lar*, *laris*, *larϑ* sein. Das ist unmöglich. Diese Wörter haben, wie ich etr. Fo. u. Stu. I, 80 sq. nachgewiesen habe, ein aus *au* hervorgegangenes *ā* (cf. oben pag. 49) und ein echtes *r*. In *Lases* hingegen ist kurzes *ă* und ein ursprüngliches *s*, welches erst später im Lateinischen nach dem bekannten Lautgesetz in *r* übergeht. Dieses ursprüngliche *s* zeigt auch das Etruskische selber noch in den Göttinnennamen *lasa*, der mit verschiedenen Zusätzen, als *sitmica* (Fa. no. 2096), *vecu* (Fa. no. 2484), *ϑimrae* (Fa. no. 500), *racuneta* (ibid.) sich findet,

und welchem das lat. *Lara* (Ov. fast. II, 599.) mit der genannten Umwandlung genau entspricht. Nun könnte man allerdings die Verwandtschaft mit *lar*, *laris*, *larϑ* wegen der sprachlichen Unmöglichkeit, dass ein Stamm *laur-* und ein Stamm *las-* eins seien, fallen lassen und behaupten, die *Lases* gehörten zu diesen etr. *lasa* und seien diesen entlehnt. Aber dieser Annahme stehen sachliche Gründe entgegen. Wir haben oben (pag. 40 sqq.) gesehen, dass die Entstehungszeit unseres Liedes in eine Zeit fällt, wo die Italiker noch in den Terremare oder noch weiter nördlich wohnten. Da aber waren die Etrusker noch gar nicht in Italien (cf. Helbig, Ital. in der Poebene 99 sqq.) und ebensowenig waren sie Nachbarn der Italiker, wie gleichfalls aus Helbigs Darlegungen zu ersehen. Dann aber können auch die *Lases* den Etruskern nicht entlehnt sein, sondern es muss umgekehrt etr. *lasa*, wie so mancher andere Göttername, den Italikern entlehnt sein. Unter diesen Umständen müssen also auch die *Lares* eine indogermanische Etymologie haben und ihnen verwandte Gottheiten, ev. verwandte Wortformen (wie bei *Ops*, *Marmaros*, *Ververos*, *Seia*, *Semo*) bei den übrigen Indogermanen sich finden. Die ursprüngliche Form des Namens scheint *Lasi-s* zu sein, wie *Opi-s*, also ein *i*-Stamm. Man wird dies aus dem neben *Larum* sich findenden pluralen Genetiv *Lari-um* und der analogen Entwickelung von *Opis* zu *Ops* (cf. oben pag. 28 sq.) schliessen dürfen. Ein Stamm *lasi* kann sowohl in *la-si* wie in *las-i* zerlegt werden. Schon die Analogie von *op-i* macht letzteres wahrscheinlicher, zur Gewissheit wird es durch die *Larunda* (Varro, l. l. 5, 74. Mü.). Dies ist eine ganz klare, nebenbei gesagt, indogermanische Bildung, wie *secundus* etc. und zerlegt sich somit in *Lar-unda*. Und wie nun *secundus* von *sequor*, *oriundus* von *orior* sich ableitet, so haben wir auch für *Larunda* ein altes Verb **laso*, **lasěre* (resp. **lăsor*, **lasi*) vorauszusetzen. Ein solches findet sich nun freilich weder im Lateinischen, noch in den anderen italischen Dialekten, aber die verwandten Sprachen bieten es. Man hat versucht, die Laren an skr. *las* „begehren", gr. λιλαίομαι

„begehren“ anzuschliessen, aber sicher mit Unrecht. Zunächst heisst das skr. Verbum *lášāmi* und *lášjāmi*, so dass die Wurzel gar nicht *laś*, sondern *laṣ* heisst, was nach indischen Lautgesetzen für *lakṣ* steht. Dieses *lakṣ* aber ist eine desiderative Bildung von einer Wurzel *lagh*, die im gr. λαγχάνω und im deutschen *erlangen* erhalten ist, und es bedeutet somit skr. *lášāmi* ursprünglich zu „erlangen suchen“. Auch gr. λιλαίομαι ist schwerlich mit lat. **laso* verwandt, denn es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob λιλαίομαι wirklich, wie man meint, für λιλάσιομαι stehe. Und ebenso wenig, wie sprachlich, passt diese Etymologie sachlich, denn die *Lares* sind doch wahrlich keine *Cupidines*.

Wohl aber haben wir ein mit lat. **laso* unmittelbar identisches Wort in skr. *lásāmi* „strahlen, glänzen“. Das giebt uns eine durchaus sachlich entsprechende Erklärung für *Lara*, *Larunda* und *Lares*. Zunächst ist daran zu erinnern, dass ja auch die *dēvās* „Götter“ als die „leuchtenden“ bezeichnet sind. Aber ausser dieser allgemeinen Analogie haben wir nun auch bei den genannten Gottheiten selbst Kennzeichen genug, die sie als die „glänzenden“ bezeichnen. Zunächst heisst die Schwester der *Lara* bei Ovid (fast. II, 603.) *Juturna*. Hierfür ist die ältere Form *Diuturna* (cf. Jordan zu Preller, röm. Myth. II³, 128). Eine Ableitung dieses Namens aus *diuturnus* „langdauernd“ giebt keinen annehmbaren Sinn, auch an *juvare* wird kaum zu denken sein. Der Name schliesst sich vielmehr an skr. *djotar*, das Nomen verbale zu skr. *djut* „leuchten, glänzen“, und zeigt diesem gegenüber dieselbe Weiterbildung, die wir oben bei *Saturnus* und *Diana* beobachteten. Es heisst also *Diuturna* die „glänzende, leuchtende“, und da ist die Benennung der anderen Schwester mit einem ähnlichen Namen doch wohl natürlich genug. Es bedeutet daher auch *Lara*, die „strahlende, glänzende“.

Diese *Lara* aber ist nach Ovid die Mutter der Lares compitales. Bekanntlich giebt es eine grosse Anzahl aller möglichen Lares, welche das Gemeinsame haben, dass sie schützende Genien niederen Ranges sind. Die Hauslaren bilden nur eine

bestimmte Gruppe der Laren überhaupt, und der Begriff der Laren ist ein viel allgemeinerer. Sachlich entsprechen sie genau den Elben der deutschen Mythologie. Der Name dieser aber, altn. *álfar*, mhd. *elbe*, ist von Grimm (Myth. I[4], 367) zweifellos richtig als die „weissen, lichten" gedeutet. Damit wäre also einerseits die sprachliche Parallele zu den *Lases*, den „strahlenden, glänzenden", gefunden und andererseits die Lases selbst als ein bereits proethnisch fixiertes Göttergebilde nachgewiesen, welches man mit verschiedenen, aber unter sich synonymen Namen benannte. Ja, es scheint sogar, als ob auch die Wurzel *albh* „weiss sein, leuchten", von der die *álfar* ihren Namen haben, den Italikern zur Bezeichnung der Elementargeister nicht fremd gewesen sei. Haben wir doch die Nymphe *Albunea*, und vielleicht ist auch der *Albsis pater* (cf. ephem. epigr. II, 198.) zu unseren Geistern gehörig.

Dieser Auffassung der Lares als Elben stehen auch die etruskischen *Lasae* nicht entgegen. Wir finden sie dargestellt als dienende Gottheiten, in verschiedener Verwendung, z. B. als Schicksalsbotinnen, weiblich, „einmal nach Haartracht und Muskulatur jünglingsartig", meist geflügelt, oft mit Zweigen oder Blumen in den Händen oder auch auf Blumenkelche gelagert (cf. Mü.-De. II, 97 not. 50; De. etr. Fo. IV, 43 sq.). Ich sollte meinen, dass in dieser Schilderung die Elben denn doch wohl mit Händen zu greifen sind.

Damit wären denn auch die letzten Gottheiten unseres Liedes als bereits proethnisch vorhanden nachgewiesen.

Aber nicht bloss die in dem Liede genannten Gottheiten reichen in dieser oder jener Weise über die italische Zeit hinaus, sondern das Gleiche lässt sich auch für die Gebetsformeln des Liedes oder die in ihnen enthaltenen Ausdrücke nachweisen.

Da ist zunächst das *rēs* in der Bedeutung „Reichtum, Vermögen". Es giebt im Sanskrit zwei Wörter *rās* und *rajís*, beide „Gut, Reichtum" bedeutend und zu *rā* „geben" gehörig. Beide ergeben lateinisch eine Form *rēs* und, da sie in ihrer Deklination schon im Sanskrit sich mit einander

mischen, so lässt sich nicht entscheiden, welchem von ihnen lat. *rēs* entspricht. Möglich, dass auch dieses aus beiden Stämmen sich mischte. Beide Wörter nun spielen bei den Anrufungen der Götter im Ṛgveda eine grosse Rolle. So haben wir (ich gebe die Belege der besseren Verständlichkeit halber durchweg ohne Sandhi) z. B. *rājás* (acc. plur. von *rás*) „Schätze" in folgenden Anrufungen: *rājás pūrdhi* „Schätze fülle zu" (Ṛv. 1, 36, 12; 8, 84, 4.); *rājás — çagdhi nas* „Schätze spende uns" (Ṛv. 2, 2, 12.); *tá nas çaktam — rājás* „spendet ihr beiden uns Schätze" (Ṛv. 5, 68, 3.); *makṣú rājás — dāta* „schnell gebt Schätze" (Ṛv. 7, 56, 15.) u. a.; so haben wir das noch häufigere *rayím* (acc. sing. von *rayís*) „Reichtum" z. B. in: *sá nas — rayím dās* „gieb du uns Reichtum" (Ṛv. 5, 33, 6.); *ágne rayím — dhehi* „o Agni, schaffe Reichtum" (Rv. 6, 8, 5.); *rayím — asmé — dhattam* „Reichtum schaffet uns beide" (Ṛv. 1, 47, 6.); *sá tvám nas — rayím rāsva* (von *rā* „schenken") „du schenke uns Reichtum" (Ṛv. 8, 23, 12.); *rayím gṛṇaté rirīhi* (gleichfalls von *rā*) „Reichtum schenke dem Sänger" (Ṛv. 6, 65, 6.); *tvám rayím — nas kṛdhi* „mache du uns Reichtum" (Ṛv. 10, 167, 1.); *asmé rayím — kṛdhi* „mache uns Reichtum" (Ṛv. 3, 1, 19.) *á indra — rayím — bhara* „herbei, o Indra, bringe Reichtum" (Ṛv. 1, 8, 1.); *á nas agne rayím bhara* „herbei uns, o Agni, bringe Reichtum" (Ṛv. 1, 79, 8.) und in vielen anderen Stellen, unter denen besonders die bemerkenswert sind, in denen das Verbum nach der Natur des betreffenden Gottes ausgewählt ist, wie z. B. in *sá nas á vaha — rayím divas duhitar* „du fahre uns Reichtum herbei, o Himmelstochter" (d. i. die Uschas, die Göttin der Morgenröte, welche am Himmel herauffährt) (Ṛv. 6, 64, 4.); *á nas açvinā — ráthena — rayím vahatam* „herbei fahret uns, ihr beiden Açvinen (d. i. Rosselenker), mit eurem Wagen Reichtum" (Ṛv. 1, 34, 12.); *ágne çuçugdhi á rayím* „o Agni (d. i. Gott des Feuers) glänze Reichtum herbei" (Ṛv. 1, 97, 1.); *rayím asmásu dīdihi* „strahle uns Reichtum, (o Agni)" (Ṛv. 2, 2, 6.); *á indo — rayím — pavasva* „Reichtum ströme herbei, o

Indu" (d. i. „Tropfen", Bezeichnung des Somatrankes) (Ṛv. 9, 29, 6.); *ā́ nas rajím ṛbhavas takṣata* „Reichtum zimmert uns herbei, o ihr Ṛbhus" (d. s. die göttlichen Zimmerleute und Wagenbauer) (Ṛv. 4, 36, 8.). Diese Stellen beweisen uns, dass wir in dem *rēs* „Reichtum" ein uraltes Wort vor uns haben, dessen Gebrauch in sakralen Formeln weit über die italische Zeit hinaufreicht.

Und ein Gleiches gilt von dem *en ple* unseres Liedes. Unter den soeben aufgeführten Stellen für *rā́s* zeigt die erste zweimal belegte die Formel *rājás pūrdhi* „fülle Reichtümer". Dies *pūrdhi* ist Imperativ eines Verbums von der Wurzel skr. *par, prā* „füllen", deren Reflex im Griechischen und Lateinischen *πλη*, *plē* lautet. Es entspricht also die Wendung *rājás pūrdhi* dem *rem (en) ple* unseres Liedes. Und dies *par* ist nun ein in den Gebetsformeln des Veda häufig angewandtes Verbum. So finden wir z. B.: *evā́ nas indra vā́riasja pūrdhi* „so, o Indra, fülle uns mit Gut" (Ṛv. 7, 24, 6.), und dasselbe Verbum tritt, was besonders wichtig ist, da ein, wo von Nahrung, Speise, Feldfrüchten u. dgl. die Rede ist. Derartige Stellen sind: *djaús pṛthiví — piprtā́m nas bhárīmabhis* „Himmel (und) Erde mögen uns füllen mit Nahrung" (Ṛv. 1, 22, 13.); *pūrdhí jávasja kāçínā* „fülle (uns) mit einer Handvoll Gerste" (Ṛv. 8, 67, 10.): *tám ū́rdaram ná pṛṇatā jávena índram sómebhis* „ihn, den Indra, füllt mit Somatränken, wie einen *ūrdara* (Pb. Wb. „Scheffel"; aber auch „Scheuer" ist möglich) mit Gerste" (Ṛv. 2, 14, 11.). Diese Bespiele beweisen uns also, dass auch das *en ple* unseres Liedes in sakralen Formeln, besonders, wo es sich um Gaben zur Nahrung u. dgl. handelt, in voritalische Zeit hinaufreicht.

Und was nun endlich die ganze Konstruktion *rem en ple*, d. h. *implere aliquid alicui rei* anlangt, die wir oben (pag. 28) im Lateinischen nicht mehr nachweisen, sondern nur nach der Analogie von *dono* und *impertio* erschliessen konnten, so bietet uns der Ṛgveda auch diese, indem er bei seinem *par* „füllen" nicht nur *aliquid aliqua re* (instr. oder gen.), sondern auch *aliquid alicui rei* konstruiert.

Wir kommen zu der Wendung *fovom fere* „bringe Wachstum“. Auch sie ist der Reflex einer alten sakralen Formel aus voritalischer Zeit, gleich dem *rem en ple*. Die dem lat. *fere* entsprechende Sanskritform lautet *bhara*, und diese ist uns bereits oben in einigen Belegstellen zu *rajís* entgegengetreten, wo es hiess: *rajím bhara* „bring Reichtum“. In ähnlichen Wendungen erscheint nun das *bhara* in reichster Fülle. Beispiele mögen sein: *tuám agne — rátnam bhara* „du, o Agni, bringe Reichtum“ (Ṛv. 4, 2, 13.); *vásu — á bhara* „bringe Gut herbei“ (Ṛv. 8, 45, 40. 42.); *á bharā vásūni* „bringe Güter herbei“ (Ṛv. 7, 77, 4.); *ḱitrám rádhas á bhara* „schönen Reichtum bringe herbei“ (Ṛv. 7, 81, 5.); *sá nas rádhāṅsi á bhara* „du bringe uns Reichtümer herbei“ (Ṛv. 7, 15, 11.); *váriam agne — á bhara* „Schatz, o Agni, bringe herbei (Ṛv. 5, 16, 5.); *vāǵam á bharā nas* „Nahrung bringe uns herbei“ (Ṛv. 1, 63, 9.); *á bharā bhóǵanāni* „bringe Lebensmittel herbei“ (Ṛv. 5, 4, 5.); *íṣam stotṛ́bhjas á bhara* „Labetrank bringe den Sängern herbei“ (Ṛv. 5, 6, 1—10.); — *nas pitúm á bhara* „Trank bringe uns herbei“ (Ṛv. 8, 32, 8.). Das ist also, was den allgemeinen Bau anlangt, dieselbe Formel, wie sie in dem *fovom fere* unseres Liedes vorliegt.

Diese ganze Formel würde im Sanskrit *bhavám bhara* lauten; findet sich aber so im Ṛgveda nicht, wie dieser denn das Substantiv *bhavás* überhaupt nicht gebraucht. Das spätere Sanskrit kennt das Wort, aber in der sehr abstrakt gewordenen Bedeutung „Entstehung“. Dass aber diese aus einer älteren Bedeutung „Wachsen, Wachstum“ hervorgegangen sei, lehrt uns das Griechische. Hier ist die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *bhū* in dem Verbum φύω „wachsen lassen; wachsen“ deutlich genug in Stellen, wie σκῆπτρον οὔποτε φύλλα καὶ ὄζους φύσει (Hom. Il. 1, 234 sq.); τοῖσι δ' ὑπὸ χθὼν δῖα φύεν νεοθηλέα ποίην (ibid. 14, 347.); οἱ ὄζοι ἐπ' ἀκροτάτῃ πεφύασιν (ibid. 4, 484.); ἀλλὰ τά γ' ἄσπαρτα καὶ ἀνήροτα πάντα φύονται (Od. 9, 109.). Diese Stellen zeigen sehr bestimmt, dass die eigentliche Bedeutung der Wurzel *bhū* die des physischen „Wachsens“ sei, insbesondere von Pflanzen. Diese

letztere besondere Beziehung gerade auf das Pflanzenleben tritt ja auch in φυτόν „Gewächs" d. i. „Pflanze" deutlich hervor. Die Bedeutung „Wachsen, Wachstum" muss also auch für skr. *bhavás* die ältere gewesen sein.

Es fragt sich nun, ob das Fehlen des Wortes *bhavás* resp. der Formel *bhavám bhara* im Ṛgveda sich genügend erkläre. Und das scheint mir allerdings so. Zunächst ist zu beachten, dass auch das dem gr. φύω entsprechende Verbum *bhávāmi* im Ṛgveda bereits seine ursprüngliche Bedeutung „wachsen" eingebüsst und die abstrahierte „werden, entstehen" angenommen hat. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass auch das Substantiv *bhavás* nicht erst im späteren Sanskrit, sondern schon im vedischen die abstrakte Bedeutung „Entstehung" gehabt habe. Ferner aber kommt hinzu, dass die Inder des Ṛgveda im wesentlichen Viehzüchter sind und der Ackerbau durchaus zurücktritt. So werden denn wohl die Götter oft genug um Fruchtbarkeit der Herden angegangen, aber kaum je um Wachstum und Gedeihen der Feldfrucht. Aus diesen beiden Gründen, denke ich, erklärt es sich zur Genüge, weshalb uns im Ṛgveda die Formel *bhavám bhara* als solche nirgend entgegentritt. Trotzdem kann sie bestanden haben, wenn aber auch nicht, so ist doch das *fovom fere* unseres Liedes wenigstens nach dem Prototyp einer alten, voritalischen Gebetsformel gebaut, deren anderweite Reflexe in den angeführten Stellen des Ṛgveda erhalten sind.

Es giebt aber auch noch eine zweite Möglichkeit, die Formel *fovom fere* zu erklären und zu deuten. Oben (pag. 56) bei der Besprechung des Sautor ist uns die Form skr *bhágas* entgegengetreten. Dort war sie ein Beiname des Savitar und hiess der „Spender". Aber dasselbe Wort bedeutet auch „Spende, Segen, Reichtum" und wird im Ṛgveda vorwiegend von den Segensgaben der Götter gebraucht, wie es denn auch in der Bedeutung „Spender" fast ausschliesslich Epitheton der Götter ist. Auch dies Wort findet sich nun mit *bhara* = *fere* verbunden, z. B. in *á nas bhara bhágam indra*

djúmantám „herbei bringe uns, o Indra, glänzenden Reichtum" (Ṛv. 3, 30, 19.). Da nun lat. *fovos* nicht bloss = skr. *bhavás*, sondern auch durch *fogvos* hindurch = skr. *bhágas* sein kann, so kann *fovom fere* unmittelbar = skr. *bhágam bhara* sein und „bringe Segen, Reichtum" bedeuten. Damit würde dann in den beiden Bitten *rem en ple, Opis* und *Sautor, fovom fere* ein vollständiger Parallelismus vorliegen. Und dieser selbe Parallelismus zwischen *rajís* und *bhágas* lässt sich nun auch im Ṛgveda wieder belegen. Er liegt vor z. B. in *asmé rajím ná suártham dámūnasam* | *bhágam dákṣam ná paprk̄ási dharṇasím* „Schatz, schönwirkenden, dem Mangel wehrenden, Reichtum, tüchtigen, kräftigen fülle uns zu" (Ṛv. 1, 141, 11.); *vīrám k̄a nas á pavasvā bhágam k̄a* | .... *rajím k̄a nas á pavasvā samudrád* „einen Sohn und Reichtum ströme uns herbei, ... Schatz ströme uns herbei aus dem Meere" (Ṛv. 9, 97, 44.). Eben um dieses Parallelismus halber scheint mir diese Erklärung vorgezogen werden zu müssen, obgleich natürlich die Deutung des *fovom fere* als „bring Wachstum" sachlich und sprachlich ebenso gut möglich ist.

Die Bedeutung des Wortes *salum* als „Wasserschwall" im Sinne von „Regengüsse" wird ebenfalls auf sprachwissenschaftlichem Wege d. h. durch die Etymologie sicher gestellt. Das Wort ist eines Stammes mit skr. *sáras* „Wasser, See, Teich", *sarasí* „Teich", *sarít* „Fluss, Bach", *salilá* (assimiliert für *sarilá*) „Meer, Flut", altpreuss. *salus,* welches im Elbinger Vokabular durch „reynflis" d. i. „Regenbach" glossiert ist. Alle diese Wörter kommen von einer Wurzel, welche „strömen, fliessen" bedeutet, und sie alle bezeichnen daher ganz allgemein nur „strömendes Wasser". Am nächsten steht unserem *saleis* die altpreussische Form. Das *salus* ist eine im Elbinger Vokabular öfter sich findende ungenaue Schreibung für *salōs,* dies aber ist der Plural eines weiblichen *sala.* Die ganze Differenz zwischen dem altpreussischen und lateinischen Worte ist also nur das abweichende Genus. Und so wie sich dieses altpr. *salus* auf den Regen bezieht, so bedeutet auch das *saleis* unseres Liedes „Regengüsse". Eine genaue sprach-

liche Parallele hierzu bietet uns wieder der Ṛgveda. Das gewöhnliche vedische Wort für „Meer" ist *samudrás*, welchem ein gr. *ὁμυδρός entsprechen würde. Auch dieses Wort bedeutet also nur allgemein „Wasserfülle", wird aber nun im Ṛgveda, genau wie das *salum* in unserem Liede, auch zur Bezeichnung der „Himmelsgewässer" gebraucht, wofür das Pb. Wb. eine ziemliche Anzahl Belege hat, von denen ich aber hier keine aufführe, weil die Beziehung auf die Himmelswässer sich nur im Zusammenhang des ganzen Liedes erkennen lässt, genau wie auch bei unserem *saleis* sich die Bedeutung „imbribus" erst aus dem Ganzen des Liedes ergiebt.

Auch die ganze Wendung *en saleis sta, Ververe* „stehe entgegen den Wassern, o Ververos" hat ihr Seitenstück im Ṛgveda, doch ist es dort das Kompositum *pari ṣṭhā* „umstellen", welches vom Hemmen der Himmelsgewässer gebraucht wird. So findet es sich an folgenden Stellen: *páriṣṭhitam asṛǵas ūrmím apā́m* „die ringsumstellte (d. i. gehemmte) Woge der Gewässer liessest du fliessen" (Ṛv. 6, 17, 12.); *sṛǵás mahī́s indra jā́s apinvas | páriṣṭhitās áhinā çūra pūrvī́s* „du liessest fliessen die Ströme, o Indra, welche du schwelltest, die vielen von dem Ahi umstellten, o Held" (Ṛv. 2, 11, 2.); *tuám indra srávitavaí apáskar | páriṣṭhitās áhinā çūra pūrvī́s* „du, o Indra, machtest die Wasser strömen, die vielen von dem Ahi umstellten, o Held" (Ṛv. 7, 21, 3.); *vṛtrám ǵaghanvā́n asṛǵat ví síndhūn | páriṣṭhitās atṛṇat badbadhānā́s | sīrā́s índras srávitave pṛthivjā́* „den Vrtra erschlagen habend, liess Indra die Flüsse ausströmen, die umstellten, eingesperrten Ströme machte er frei, zu fliessen auf die Erde" (Ṛv. 4, 19, 8.). An allen vier Stellen ist der, der die Wasser umstellt, d. h. sie am Niederfliessen hindert, der Vṛtra, den wir oben als den Ververos ermittelt haben. Es ist also auch in diesem Teile unsers Liedes die Parallele mit dem Ṛgveda eine vollkommene.

Endlich findet auch das *sa en corre* „betritt sie (sc. die Fluren)" im Ṛgveda seine Parallele. Das lat. *curro* ist nach den lateinischen Laut- und Wortbildungsgesetzen als aus

**querno* hervorgegangen anzusehen. Der Wurzelbestandteil *quer* erscheint im Sanskrit als *kar*. Es entspricht daher dem lat. *curro* das skr. *karāmi*, wenn auch beide Verba nach verschiedenen Konjugationen gehen. So wie nun lat. *en corro* von dem Betreten einer Örtlichkeit durch eine Gottheit in unserem Liede gesagt ist, genau so werden im Ṛgveda die Komposita *á kar* und *úpa kar*, auch im Doppelkompositum *úpa á kar*, in ganz gleicher Verwendung gebraucht. Beispiele sind: *tás á karanti samaná purástād* „sie (sc. die Morgenröten) kommen herbei gemeinschaftlich von Osten" (Ṛv. 4, 51, 7.); *víçaa asmákam á kara* „zu unseren Häusern komme herbei, (o Rudra)" (Ṛv. 1, 114, 3.); *úpa nas dúras kara* „zu unseren Thüren komm herbei, (o Rudra)" (Ṛv. 7, 46, 2); *úpa nas pito á kara* „komme herbei zu uns, o Pitu (Personifikation der Nahrung)" (Ṛv. 1, 187, 3). Damit ist also auch der Gebrauch des *curro* und seiner Komposita bei Aufforderungen an die Götter, irgendwohin sich zu begeben, als voritalisch nachgewiesen.

Es stellt sich somit heraus, dass, wie die Göttergestalten unseres Liedes und zum Teil auch ihre Namen, so auch die Gebetsformeln desselben, sei es wörtlich, sei es ihrem Typus nach, über die italische Zeit der Italiker hinaufreichen. Man könnte bezüglich der Gebetsformeln meinen, dass eine zufällige Ähnlichkeit vorliege, kein geschichtlicher Zusammenhang, aber eine solche Annahme ist leicht zu widerlegen durch den Hinweis auf lat. *crēdo*. Es ist längst bekannt und allgemein anerkannt, dass dies dem skr. *çrád dadhāmi* „Vertrauen setzen, Glauben schenken" entspricht, wie es mehrfach im Ṛgveda belegt ist, z. B. durch *çrád dadhati tvíşīmate índrāja* „sie vertrauen dem gewaltigen Indra" (Ṛv. 1, 55, 5.); *çrád te dadhāmi pramathája manjáve* „auf deinen ersten Eifer setze ich mein Vertrauen" (Ṛv. 10, 147, 1.). Wenn aber in *crēdo* sich, wie jeder zugiebt, die alte Formel *çrád dadhāmi* wiederfindet, dann kann es auch keinem Zweifel unterliegen, dass unter dem Schutze der religio (cf. oben pag. 15) auch noch andere derartige Formeln durch die Jahrhunderte hin-

durch sich retten konnten und dass daher der Zusammenhang zwischen den identischen Formeln skr. *rayím pūrdhi* = lat. *rēm plē* und skr. *bhágam bhara* = lat. *fovom fere* ein geschichtlicher sei.

Es ist bei der vorstehenden Untersuchung der etwaige metrische Bau unseres Liedes völlig aus dem Spiel geblieben. Dies ist deshalb geschehen, weil die Gefahr nahe lag, dass die Interpretation durch vorgefasste Ansichten über das Wesen des Saturniers, in dem ja nach allgemeiner Annahme das Lied abgefasst sei, hätte beeinflusst werden können. Aus diesem Grunde schien es mir zweckmässiger, den Text des Liedes zunächst nach den sachlichen und sprachlichen Indicien zu analysieren und dann erst das so gewonnene Resultat auf seinen metrischen Bau hin zu untersuchen.

Dass unser Lied überhaupt metrisch gebaut sei, folgt zwar aus der Bezeichnung als carmen nicht mit Notwendigkeit, ist aber doch der Sache nach wohl als wahrscheinlich anzunehmen. Und so fügt sich denn auch in der That der Text des Liedes, wie er von mir hergestellt, sehr leicht einem metrischen Schema. Freilich ist dies, wie sich sogleich ergeben wird, nicht der gewöhnliche Saturnier.

Ich lese nun unser Lied metrisch folgendermassen:

ĕ, nós, Lāsēs, jŏvātĕ!
nīvéd lŭĕ árvă, Mármărĕ!
Sēiá, sắ én córrĕ!
réın én plé, Ŏpis!
Saūtór, fŏvóm fĕrĕ, máxŭmĕ!
én sălēs stă, Vērvérĕ!
Sēmónēs ăltérnēì
ád vōs cápĭtĕ coúnctòs!
ē, nós, Mārmárĕ, jŏvátŏd!

Einzelne dieser Verse lassen sich auch anders lesen. Abgesehen von etwaiger Elision, auf welchen Punkt ich hier nicht näher eingehen will, sind folgende abweichenden Messungen möglich:

Saŭtōr, foúm fĕrĕ, máxŭmĕ;
Sémōneís ăltérneì oder
Sēmóneīs áltérneì.

Diese Lesungen sind möglich, meine obigen Messungen sind mir jedoch wahrscheinlicher. Für nicht zulässig hingegen halte ich, zu messen:

ăd vós cápĭtĕ coúnctòs.

Bekanntlich tritt in den altlateinischen Versen der Wortaccent neben der Quantität mehr hervor, als später. Nun aber trägt bei Verben, die mit Präpositionen komponiert sind, zunächst begrifflich die letztere den Ton, insbesondere wenn sie in der Tmesis erscheint. Und dass das nicht bloss begrifflich, sondern auch geschichtlich so war, zeigt uns die Betonung des Sanskrit und Griechischen. In jenem heisst es durchaus *á vakṣati* „er fahre herbei"; *á gamat* „er gehe herbei"; *prá k'etajati* „er erhellt"; *úpa gahi* „gehe heran"; *sám ṛńǵate* „sie streben hin"; *úd jemire* „sie haben erhöht" und so stets. Ähnlich ist das griechische μετὰ δ'ἴον ἕηκεν; πρὸ γὰρ ἧκε; ἐπὶ μέγαν ὅρκον ὀμοῦμαι u. s. w., wo der Accent auf der Verbalform wohl erst jüngeren Ursprunges ist. Und dass nun auch das alte Latein so betonte, zeigt uns das *én córrè* und deutlicher noch das *én saleís sta,* welches eine andere Messung nicht zulässt. Und eben auf Grund dieses letzteren halte ich auch ein *ad vós cápite* für unzulässig.

Das *triumpe* habe ich bei der metrischen Anordnung des Textes weggelassen, weil ich dasselbe, wie schon oben (pag. 37) gesagt, für späteren Zusatz halte.

Ohne das *triumpe* ergeben sich also, wie man sieht, im ganzen neun Verse. Das wären also $4^1/_2$ oder, wenn man den ersten und letzten Vers, wie gewöhnlich geschieht, als für sich stehend ansehen will, $3^1/_2$ der gewöhnlichen Saturnier. Schon dies macht die Annahme von Saturniern im gewöhnlichen Sinne bedenklich. Wir erhalten dann auf alle Fälle halbe saturnische Verse, im ersteren Falle einen, im letzteren gar drei. Wenn aber auch nur ein Halbvers übrig bleibt, so wird man mit Recht fragen, weshalb wir denn überhaupt

die Verbindung je zweier Halbverse zu einer Langzeile annehmen müssen oder auch nur dürfen, und ob nicht vielmehr jeder Halbvers als ein selbständiges Ganze anzusehen sei. Ein Grund für die Annahme von Langzeilen, wie sie dem gewöhnlichen Saturnierschema entsprechen würden, liegt nirgend vor. Zwar gehören die beiden Kurzzeilen

Semóneis altérnei
ád vos cápite coúnctòs

grammatisch zusammen, aber alle übrigen Kurzzeilen bilden auch grammatisch ein Ganzes, und die Mehrzahl wird doch wohl als die Norm anzusehen sein, und es wird sich daher kaum aus der grammatischen Einheit vorstehender beider Kurzzeilen etwas über ihre metrische Zusammengehörigkeit schliessen lassen. Spricht also dieser Umstand nicht mit Bestimmtheit für die Existenz der Langzeile, so spricht ein anderer Umstand mit Bestimmtheit dagegen. Dies ist die Art, wie die dreimalige Wiederholung der einzelnen Teile des Gedichtes sich zu den Kurzzeilen verhält. Der erste wiederholte Teil umfasst eine Kurzzeile, der zweite drei Kurzzeilen, der dritte und vierte je zwei Kurzzeilen, der fünfte eine Kurzzeile. Das spricht mit Entschiedenheit gegen die Verbindung je zweier Kurzzeilen zu einer Langzeile, sofern es zeigt, dass die Zusammenlegung mehrerer Kurzzeilen zu einem Ganzen nicht auf Grund der Metrik, sondern auf Grund eines andern Prinzips stattgefunden hat. Dieses kann aber kaum etwas anderes gewesen sein, als der Inhalt, resp. die sachliche Zusammengehörigkeit der Kurzzeilen.

Freilich lässt sich fragen, ob in bezug auf diesen Punkt wohl die Überlieferung, die ja sonst so viele Fehler habe, für zuverlässig zu halten sei. Die Frage ist berechtigt, und ich glaube wirklich, dass auch hier die Überlieferung fehlerhaft sei. Inhaltlich scheint mir folgende Gruppierung notwendig:

e, nos, Laseis, jovate!
nived lue arva, Marmare! | Seia, sa en corre!
rem en ple, Opis! | Sautor, fovom fere, maxume!

en saleis sta, Ververe!
Semoneis alternei | ad vos capite counctos!
e, nos, Marmare, jovatod!

Die Zusammengehörigkeit der Bitten an Marmaros und Seia ergiebt sich durch das auf *arva* bezogene *sa*, während bei den Bitten an die Opis und den Sautor die Zusammengehörigkeit aus der Zusammengehörigkeit des angerufenen Götterpaares und dem Parallelismus des *rem en ple* mit dem *fovom fere* folgt. Auch bei dieser Einteilung gewinnen wir drei isolierte Kurzzeilen, und dieses Ergebnis verbietet meines Erachtens durchaus die Annahme metrischer Langzeilen. Ich glaube nicht, dass in dieser Weise Lang- und Kurzzeilen hätten gemischt werden können.

Dies ist meines Erachtens der erste Punkt, in welchem sich der metrische Bau unseres Liedes von dem späteren Saturnier unterscheidet, aber damit sind die Unterschiede noch nicht erschöpft. Zunächst zeigen Vers 2, 4, 5, 6 (mit Vers bezeichne ich von hier ab die Kurzzeile) unweigerlich, dass jedem Verse auch vier Hebungen zukommen können. Das ist nun freilich auch sonst schon angenommen (cf. z. B. Jordan, krit. Beitr. 210. 222.). aber in Fällen, die nicht zwingender Natur waren. Unsere vier Fälle aber sind das, die betreffenden Verse können nicht anders gelesen werden. Das ist aber eine Sache von grosser Wichtigkeit. Es ist aus allgemeinen metrischen Gründen unmöglich, dass Verse mit drei und solche mit vier Hebungen gleichwertig seien. Wenn nun mehrere Kurzzeilen, wie oben, vier Hebungen haben, so folgt daraus unweigerlich, dass jede halbe Kurzzeile von Hause aus vier Hebungen hatte, und dass die Verse, welche in unserem Liede anscheinend nur drei Hebungen haben (Vers 1, 3, 7, 8, 9), in Wirklichkeit so zu lesen sind, dass die letzte Silbe den auch in der alten deutschen Metrik bekannten Halbton trägt, wie ich ihn vorstehend durch ` bezeichnet habe, und dass die so gemessenen Verse erst durch die Unterdrückung der letzten Senkung aus einem Vierhebungsverse entstanden seien.

So haben früher schon Bartsch und Westphal die Sache angesehen, und so hat auch neuerdings Frederic Allen in seiner trefflichen Abhandlung „über den Ursprung des homerischen Versmasses“ (Kuhns Zeitschr. 24, 576 sqq.) geurteilt. Das ist also das Zweite, wodurch der Vers des Arvalliedes von dem späteren Saturnier abweicht.

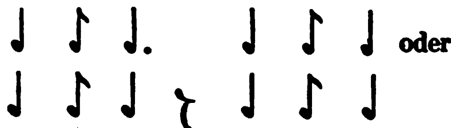
Weiter beginnen die Verse unseres Liedes teils mit der Hebung, teils mit der Senkung, ersteres in Vers 4, 6, 8, letzteres in Vers 1, 2, 3, 5, 7, 9. Auch hier ist von dem späteren Saturnierschema, dass der erste Halbvers mit der Senkung, der zweite mit der Hebung beginne, noch nichts zu spüren, unser Lied hat vielmehr noch völlige Freiheit. Auch dieses Resultat stimmt mit dem von Allen (l. c. 585) auf anderem Wege gefundenen durchaus überein.

Auch mit dem Ritschlschen Gesetze, dessen Richtigkeit ich übrigens hier dahingestellt sein lassen will, dass in jedem Halbverse nur eine Senkung fehlen könne, ist es in unserem Liede nichts. Dasselbe gestaltet sich, abgesehen von der Anfangssenkung, vielmehr so:

e, nos, Laseis, jova ⌣ te!
nived lue arva, Marmare!
Seia, sa en ⌣ cur ⌣ re!
rem ⌣ en ⌣ ple, Opis!
Sautor, fovom fere, maxume!
en saleis sta, Ververe!
Semo ⌣ neis alter ⌣ nei
ad vos capite counc ⌣ tos!
e, nos, Marmare, jova ⌣ tod!

Es fehlen also in mehreren Versen zwei Hebungen, und zwar in allen drei überhaupt möglichen Variationen der Stellung. Auf eine unterdrückte Senkung führt sich, wie schon vorhin bemerkt ist, natürlich auch, wie vorstehende Schreibung andeutet, die Herausbildung des Halbtones am Versende zurück. Dies beliebige Fehlen der Senkungen, welches übrigens in der Metrik anderer Völker seine genaue Parallele findet, erklärt sich mit Leichtigkeit aus dem Umstande, dass unser

Lied gesungen wurde. Da, wo im Texte die Senkungen fehlen, wurde je nach dem Sinne der Stelle, die vorhergehende Note gehalten oder es trat eine Pause ein, so dass also das Schema, in Noten dargestellt, so aussieht:



Auch dieses aus unserem Liede sich ergebende Resultat stimmt mit den Ergebnissen Allens (l. c. 585) wieder durchaus überein.

Alles in allem gewinnen wir also aus der Betrachtung unseres Liedes einen Vers mit folgenden Eigenschaften: Vier Hebungen sind das wesentliche Element, vor der ersten Hebung kann, musikalisch ausgedrückt, ein Auftakt vorgeschlagen werden, von den Senkungen können eine oder zwei, letztere in beliebiger Anordnung, fehlen. Ich bin mit Allen (l. c. 585) der gleichen Ansicht, dass sie auch sämtlich fehlen können, aber grade aus unserem Liede lässt sich dieser Fall nicht nachweisen. Dass auf einen solchen Vers, zumal wenn er gesungen wurde, das „ad rhythmum solum compositus" des Servius (ad Verg. Georg. II, 385) vortrefflich passt, wird jedermann zugeben, und es ist durchaus nicht nötig, diesen Ausdruck so aufzufassen, wie es neuerdings Otto Keller gethan.

Eine andere Frage ist freilich die, ob für einen solchen Vers die Bezeichnung *versus Saturnius* noch passt. Aber auch diese Frage ist unbedingt zu bejahen, und zwar aus folgenden Gründen. Zunächst liegt der Beweis dafür in dem Namen *versus Saturnius* selbst. Mommsen (röm. Gesch. Buch I, Kap. 15.) hat freilich den *versus sāturnius* an die *sătura* anknüpfen wollen, aber die Verschiedenheit der Quantität macht das doch sehr misslich. Ich glaube daher doch, dass man bei der Ableitung des Ausdrucks bei dem *Saturnus* wird stehen bleiben müssen, um so mehr, als ja „nach Aus-

weis des Marius Victorinus (3, 1. pag 2586 Pu.) der Vers auch *Faunius* genannt wurde. Wie wir dies *Saturnius* aufzufassen haben, das zeigt uns eben dieselbe Stelle, wo es heisst: *versus, cui prisca apud Latinos aetas tanquam Italo et indigenae* Saturnio *sive Faunio nomen dedit.* Und ebenso sagt auch Horaz (epist. 2, 1, 156 sqq.): *Graecia capta.... artes intulit agresti Latio: sic horridus ille defluxit numerus Saturnius.* Darnach ist also der *versus Saturnius* der Vers, in dem das alte *Latium agreste,* die *terra Saturnia* (cf. oben pag. 42), seine Lieder sang. Unser Lied aber ist ein solches, in ihm ist noch der Sautor der *maximus* der Götter, es gehört also der *prisca aetas Saturnia* an, und daher sind auch seine Verse der echte alte *versus Saturnius.* Ja, vielleicht bedeutet *versus Saturnius* ganz direkt den *versus,* in dem man den alten *Sautor maximus* besang, wie man griechisch von dem ῥυθμὸς Βακχεῖος (Xen. symp. 9, 3.) sprach und wir von einer Nibelungenstrophe reden.

Der zweite Beweis dafür, dass der Vers unseres Liedes wirklich der *Saturnius* sei, wird dadurch erbracht, dass sich von ihm aus die Entwickelungsgeschichte bis zu der schulmässigen Schablone des Saturniers

⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ | –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑

wirklich noch verfolgen lässt. Dabei muss man freilich sich in erster Reihe an die alten in den Inschriften überlieferten Saturnier halten. Es hat ja allerdings nicht an Versuchen gefehlt, auch diese in das obige Schema einzuzwängen, indem man sogar die Diärese mitten in ein Wort hineinfallen zu lassen kein Bedenken trug, aber bei naturgemässer Lesung, wo dergleichen Kunststücke von selber wegfallen, zeigen sich deutlich die sämtlichen von mir oben besprochenen Erscheinungen des Arvalverses. Ich will einige solcher Verse nach meiner Messung hier vorführen, wobei ich alle die, in denen Verschleifungen, Auflösungen u. dergl. möglich sind, beiseite lasse. Es ist also zu lesen:

hónc oíno ploírumé | cósentiúnt R[omaí];
séd neque crédes tú mihí | donéc compléris sánguiné:

dedét Témpestátebús | aíde méretó[d....];
Cornéliús Lúciús | Scípió Barbátùs;
mágná sapiéntiá | múltasqué virtútels;
hanc aédem et sígnu Hérculís | dédicát Victóris;
túm patriaé me cómpotém | me núnquam síris éssè;
ferísque quaé íncolúnt | terrás, iís fuat éscà;
Coríntо délétò | Romám rediéit triúmphàns;
oblíti súnt Rómaè | loquiér latína línguà.

Hier besteht der einzige Unterschied von dem Verse des Arvalliedes in der Verbindung zweier Kurzzeilen zu einer Langzeile, was aber, wie wir oben (pag. 77) sahen, auch im Arvalliede schon durch die inhaltliche Verbindung zweier Kurzzeilen sich anbahnt. Im übrigen haben wir noch ganz den Vers des Arvalliedes: vier Hebungen, ev. die vierte als Halbton, beliebiger Anfang beider Vershälften mit oder ohne Auftakt, beliebiges Fehlen auch zweier Senkungen.

Und das alles findet sich vereinzelt auch noch in den schulmässigen Versen des Livius Andronicus und des Naevius, wenn man sie naturgemäss liest und nicht mit Gewalt in das obige Schema einzupressen versucht. Solche Verse sind z. B. beim Livius:

igitúr démum Ulíxi cór | fríxit praé pavórè
cárnis vínúmque quód | libábant ánclabátùr

beim Naevius:

(blande ét docté percóntàt) | Aénés quo páctò
Tróiam úrbem líquerít
deindé polléns sagíttìs | ínclutús árquitenéns
simul átrócia pórricerént | éxta minístratórès
sin íllós déseránt | fortíssumós virórùm
transít Melitám Románù | exércitus ínsulam íntegrám
convénit régnúm simúl | átque locós ut habérèt

Bei dieser Aufzählung sind alle solche Verse weggelassen, wie:

quandó diés advéniet | quém profáta Mórta est
id quóque pacíscunt moénia | út sint quaé Lutátium

wo durch Verschleifung der Vokale der schulmässige Rhyth-

mus hergestellt wird. Auch das ist noch zuzugeben, dass von obigen Versen einzelne anders gelesen werden können, aber auch alle diese Möglichkeiten in Abzug gebracht, so bleibt doch immer noch genug übrig, um zu zeigen, dass auch des Livius und Naevius Verse noch hier und da an den Freiheiten der älteren Versform participieren.

Damit haben wir denn eine kontinuierliche Entwickelungsreihe von dem Verse unseres Liedes bis zu den kunstgerechten Saturniern der Dichter aus der Zeit nach dem ersten punischen Kriege, und wenn letzteres Saturnier sind, so sind es dann auch die Verse des Arvalliedes.

Freilich haben wir damit in dem letzteren eine Versform gewonnen, die von dem Saturnier, wie man ihn gewöhnlich ansieht, recht verschieden ist, aber auch metrische Dinge, haben ja, wie alle sprachlichen Dinge, ihre geschichtliche Entwickelung, und zwar pflegt sie, genau wie es bei den andern sprachlichen Dingen auch ist, so zu verlaufen, dass in späterer Zeit ein früherer Zustand der Freiheit sich zu einem durch festere Regeln gebundenen umformt. Und so ist denn auch der spätere Saturnier in der That nichts anderes, als eine bestimmte, in vieler Weise durch Regeln beschränkte Entwickelungsform des alten Saturniers, wie unser Lied ihn noch aufweist.

Dieser alte Saturnier selbst aber ist nun seinerseits wieder nichts anderes, als eine bestimmte Form des alten gottesdienstlichen Vierhebungsverses der Indogermanen überhaupt, und wie im Texte unseres Liedes, sowohl an den Götternamen, wie an den Anrufungsformeln, die geschichtliche Kontinuität zwischen italischen und voritalischen Zeiten sich wahrnehmen liess, so tritt die gleiche Kontinuität auch in dem Metrum des Liedes zu Tage.

Das gājatrī-Metrum des Ṛgveda zeigt folgenden Bau:

1) ní nas hótā várenias | sádā javiṣṭha mánmabhis
ágne divítmatā vákas;

2) prijás nas astu viçpátis | hótā mandrás várenias
prijás suagnájas vajám.

Die Accente sind die Wortaccente, metrisch sehen diese Strophen so aus:

1) ⏑ –́ – –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́ | ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́
– –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́

2) ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́ | – –́ – –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́
⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑́

Es sind also, wie man sieht, Vierhebungsverse von je 8 Silben, je drei zu einer Strophe verbunden, während das anuṣṭubh-Metrum deren vier, die paṅkti deren fünf zu einer Strophe bindet.

Dass auch die Lieder des Avesta einen ähnlichen Bau zeigen, nur noch freier in bezug auf die Quantität der einzelnen Silben, haben schon Westphal (Kuhns Zeitschr. 9, 444 sqq.) und neuerdings Geldner (Metrik des jüngeren Avesta) gezeigt.

Und für den griechischen Hexameter hatte den gleichen Ursprung schon Bartsch (der Saturnier und die altdeutsche Langzeile) angedeutet und hat ihn Allen in der oben genannten Abhandlung im einzelnen nachgewiesen.

Denselben Grundbau zeigt endlich auch der alte deutsche Allitterationsvers. Derselbe hat folgende Gestalt:

hittusk aésir—ā Ídavélli
þeir er hórg ok hóf | hátimbrúðu
áfla lógðu | aúð smíðuðu
tángir skópu | ok tól górðu.

Die Accente bezeichnen die metrischen Hebungen. Auch hier liegt also ein Vierhebungsvers vor, von dem je vier (aber auch drei oder fünf) zu einer Strophe verbunden zu werden pflegen.

Bekanntlich ist schon vor Jahren von Bartsch in einer eigenen Schrift der Saturnier mit der altdeutschen Langzeile verglichen worden. In der That sind beide Verse so ähnlich, dass man sie geradezu identisch nennen kann. Dennoch aber führe ich die altdeutsche Langzeile hier nicht unter den proethnischen Verwandten des Saturniers auf, denn sie ist eine ethnische und verhältnismässig junge Neubildung und ihre

Ähnlichkeit mit dem Saturnier eine zufällige. Das Äquivalent dieses letzteren bei den Germanen ist vielmehr der soeben aufgeführte alte Alliterationsvers.

Wenn wir sonst in der Sprache bei verschiedenen Zweigen des indogermanischen Stammes Gemeinsames finden, so schliessen wir daraus mit Recht, dass dieses Gemeinsame einer Zeit entstamme, wo die betreffenden Völkerzweige noch vereint waren. Wenn die Bezeichnung für „Gott" skr. *dēvas*, lit. *dēvas*, lat. *deivos* lautet, so schliessen wir mit Recht, dass die Grundform dieser drei Wörter schon in der proethnischen Zeit existiert habe. Dem gleichen Schlusse in metrischen Dingen sich entziehen zu wollen oder gar ihn für ungerechtfertigt zu erklären, hat man kein Recht, man müsste denn etwa annehmen wollen, dass den proethnischen Indogermanen rhythmischer Bau überhaupt noch unbekannt gewesen sei, was aber doch wohl schwerlich jemand wird behaupten wollen. Ist aber der genannte Schluss auch in metrischen Dingen nicht bloss zulässig, sondern geboten, dann kann man eben nicht anders schliessen, als dass aus dem Vorhandensein eines Vierhebungsverses in den gottesdienstlichen Gesängen der Indo-Eranier, der Griechen, der Germanen und der Latiner sich das Vorhandensein eines solchen Vierhebungsverses auch für die sakralen Lieder der proethnischen Zeit ergebe.

Mehr freilich lässt sich nicht schliessen. So gut das proethnische Wort für „Gott" sich in den ethnischen Formen differenziert zeigt, so gut thun dies auch die metrischen Dinge. Das Binden des Vierhebungsverses an die Zahl von acht Silben, wie dies Inder und Eranier thun, ist ethnische Entwickelung, ethnische Entwickelung ist der Stabreim der Germanen, ethnische Entwickelung das Verbinden zweier Vierheber zu einer Langzeile oder noch mehrerer zu Strophen. Und eine solche bestimmte ethnisch entwickelte Form des alten proethnischen Vierhebungsverses ist nun auch der alte Saturnier, wie er in unserem Liede vorliegt.

Damit dürfte denn also auch in bezug auf den metrischen Bau unseres Liedes dargethan sein, dass derselbe die geschicht-

liche Kontinuität zwischen proethnischer und ethnischer Zeit noch deutlich wahrnehmen lasse, wie wir sie oben wahrnahmen an den Götternamen und den Gebetsformeln.

Aus allen drei Dingen aber in Verbindung mit der durch das *nived* (cf. oben pag. 40 sqq.) und die im Haine der Dea Dia aufgefundenen Gefässe (cf. oben pag. 14) angedeuteten Örtlichkeit seines Entstehens ergiebt sich, dass in dem Liede ein köstliches Denkmal uralter sakraler Poesie erhalten ist, über welches freilich eine lange Reihe von Jahrhunderten hinweggegangen war und welches infolgedessen durch die unausbleiblichen Unbilden mündlicher, wie schriftlicher Tradition nicht bloss den Arvalbrüdern, sondern auch der modernen Interpretation schier unverständlich geworden war.

Ülzen. C. Pauli.

Nachtrag.

Nachdem die vorstehende Abhandlung im wesentlichen beendet war, gelang es Professor Lignana in Rom, nicht ohne Schwierigkeiten, einen Papierabklatsch des Arvalliedes zu erlangen, den er in der an ihm bekannten Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit mir zur Verfügung gestellt hat. Trotz genauester Untersuchung mit der Lupe hat es mir nicht gelingen wollen, in diesem Abklatsch irgend welche Interpunktion in dem Texte des Liedes zu entdecken. Dadurch würde sich das, was ich pag. 19 sq. im guten Glauben an Ritschls Facsimile dargelegt, modificieren.

Dass auch irgendwelche Worttrennung in dem Texte nicht

vorhanden ist, kann ich nunmehr auch nach eigener Anschauung bestätigen. Diesen Umstand hier noch ausdrücklich zu konstatieren, ist mir von Wichtigkeit. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass ein erheblicher Teil meiner Interpretation lediglich durch eine andere Worttrennung, als bisher üblich war, erzielt ist. Dazu war ich einem ohne Worttrennung geschriebenen Texte gegenüber durchaus berechtigt, denn der blosse Umstand, dass bisher eine andere Worttrennung üblich war, kann natürlich als ein Beweis für die Richtigkeit derselben nicht gelten. Dasselbe Recht, welches die andern Interpreten hatten, von denen übrigens manche ihren Vorgängern lediglich nachgeschrieben haben, hatte auch ich. Allein durch veränderte Worttrennung freilich habe ich einen lesbaren, d. h. einen annehmbaren Sinn ergebenden Text nicht herzustellen vermocht, sondern ich habe in Gemässheit meiner oben pag. 17 sqq. dargelegten und begründeten prinzipiellen Stellung auch eine Anzahl falscher Lesungen in dem überlieferten Texte angenommen. Aber ich glaube doch recht massvoll dabei verfahren zu sein. Das wird am besten eine Untereinanderstellung der beiden Texte, des überlieferten und des meinigen, darthun, wobei I. den überlieferten, II. den meinigen bezeichnet. Der deutlicheren Übersicht halber gebe ich die Abweichungen meines Textes durch grössere Schrift:

I. *enoslasesjuvateneveluaerveмarmarsers*
II. *enoslasesjuvateneveluearvemarmarseas*
I. *incurrereinpleoressaturfuferemarslimen*
II. *incurrereinpleopissaturfuferemaxsumen*
I. *salistaberbersemunisalterneiadvocapit*
II. *salistaberbersemunisalterneiadvocapit*
I. *conctosenosmarmorjuvato.*
II. *conctosenosmarmarjuvato.*

Das sind also im ganzen acht Abweichungen, eine gewiss bescheidene Zahl, wenn man erwägt, dass genau die gleiche Anzahl von einander abweichender Lesungen in den drei Wiederholungen des Textes sich finden (oben pag. 17).

Und ebenso massvoll glaube ich in der Art der Änderungen verfahren zu sein. Um das auch für solche Leser, denen vielleicht die spätere römische Kursivschrift nicht völlig geläufig ist, ad oculos zu demonstrieren, lasse ich hier die drei wichtigsten meiner obigen Änderungen in der Kursivschrift der Instrumenta dacica folgen:

1. oris
opis

2. sers
seas

3. marslim
maxsum

Aus dem so gewonnenen Texte habe ich dann durch Zurückführung der Formen des dritten Jahrhunderts auf altlateinische die weitere Interpretation gewonnen.

Diese ganze nachträgliche Darlegung schien mir um der gestrengen Herren Kritiker willen nicht zu umgehen. Manche derselben setzen, was ja allerdings das leichtere ist, den Hebel so an, dass sie sich an einige ganz nebensächliche und nur nebenbei erwähnte Dinge heranmachen, die sie dann als „Extravaganzen" oder mit ähnlichen „gesitteten" Ausdrücken bezeichnen, während sie den eigentlichen Beweisgang völlig ignorieren, eine Art der Kritik, die ich gelegentlich einmal im einzelnen eingehender blosslegen werde. Vor einem solchen

Verfahren glaubte ich diese meine Arbeit durch vorstehende Darlegung schützen zu müssen, indem diese zeigen soll, wo man dieselbe ev. anzugreifen haben wird. Die Worttrennung, sowie die Zahl der Textesänderungen meinerseits und ihre Art bieten ein solches Angriffsobjekt nicht, eine wirkliche Widerlegung meines Resultates lässt sich nur so geben, dass man entweder nachweist, dass und warum mein kritischer Standpunkt ein falscher sei, oder, dass bei der Zurückführung der spätlateinischen Formen auf altlateinische Fehler gemacht seien oder sonstwie unstatthaft verfahren sei. So lange nicht diese beiden Punkte oder einer derselben als verkehrt nachgewiesen sind, werden meine Resultate nicht widerlegt sein.

Es gäbe allerdings auch noch einen anderen Standpunkt, den die Kritik einnehmen könnte, indem sie etwa sagte: „Wenn an einem solchen Denkmal so viele Leute sich vergeblich versucht haben, dann thut man am besten, dasselbe beiseite zu werfen und sich nicht weiter darum zu kümmern." Dieser Standpunkt scheint mir einerseits kleinmütig, andrerseits nicht gewissenhaft. In dem wiederholten Misslingen einer Sache kann ich keinen Grund erblicken, dieselbe aufzugeben, und halte auch die Wissenschaft, so lange eine Aufgabe noch nicht genügend gelöst ist, für verpflichtet, sich um dieselbe zu kümmern. Der einzelne Gelehrte hat eben nicht für sein persönliches Vergnügen oder seine persönliche Ehre zu arbeiten, sondern für die Wissenschaft.

Schliesslich glaube ich noch einmal ganz besonders darauf hinweisen zu sollen (oben pag. 43), dass ich „meine Resultate für mich selber auf rein philologischem Wege gewonnen" habe. Man könnte ja etwa annehmen wollen, dass mir die Vedengötter und vedischen Gebetsformeln bei meiner Interpretation von Anfang an vorgeschwebt hätten, und dass ich erst durch sie zu meiner Interpretation gelangt sei. Das ist nicht der Fall. Lesung und Deutung des Textes hatte ich in allem Wesentlichen bereits gefunden, b e v o r sich mir die Beziehungen zum Ṛgveda ergaben. Der Gang meiner Dar-

stellung ist auch der, in welchem sich mir selber die Resultate ergeben haben. Ich habe diesen Gang der Darstellung, den philologischen Teil von den linguistischen Dingen getrennt zu halten und ihn diesen voraufzuschicken, freilich auch noch aus einem zweiten Grunde gewählt. Dieser zweite Grund liegt darin, dass es ja immer noch Philologen giebt, die die moderne Sprachwissenschaft ignorieren oder perhorrescieren, wohl auch geflissentlich mit ihrem Nichtwissen kokettieren, und es mir darauf ankam, meine Interpretation auch diesen Herren von der strikten Observanz zugänglich und annehmbar zu machen. Ich selbst bin freilich der Ansicht, dass ein allseitig gebildeter Philologe der modernen Sprachwissenschaft als Hülfswissenschaft nicht entraten kann und in ihr sich soweit umgethan haben muss, dass er nicht bloss hier und da eine Wurzel anführt oder Corssen citiert, sondern auch in den einschlägigen Fragen ein selbständiges Urteil hat. Herr Probst, dessen absonderlichen Versuches, unser Lied zu deuten, ich oben (pag. 21.) gedachte, fühlt sich zwar gedrungen, die Worte des „Altmeisters der lateinischen Sprachforschung“ zu wiederholen: „Was sich innerhalb der Grenzen des Latein selbst sicher erkennen und verstehen lässt, wozu dafür die Hülfe des Sanskrit und der Sprachvergleichung herbeiholen? Dass die Kosmopoliten nicht überflüssig machen das im engeren Kreise Erforschte, haben hundert und aber hundert Erfahrungen gezeigt; eine Menge von Erkenntnissen haben sie gar nicht zu finden vermocht“; aber es hat mit diesen Worten doch eine eigene Bewandtnis. Sie sind ja zweifellos richtig, aber absolut einseitig, denn auch das Gegenteil, insbesondere des letzten Satzes, ist ebenso richtig, denn es giebt auch eine ganze Menge von Erkenntnissen, welche die interne Philologie gar nicht zu finden vermocht hat. Das kommt eben ganz auf die jedesmalige Aufgabe an. Und eine Kenntnis der Sprachwissenschaft und ihrer Gesetze hat auch noch sonst ihr Gutes. Sie schützt vor Annahmen, wie die, dass es überhaupt eine lateinische Form *noine* für *none*, *decreivit* für *decrevit* oder *Toitesia* für *Toutesia* habe geben

können, dass der Name *Veiquasius* verwandt mit *vicarius* sein könne, dass eine Form *sakupam* überhaupt möglich sei, dass *Sautrius* aus *Satrius* „inserta *u*" gebildet sein könne u. a. Ein Philologe, der die Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft kennt, sieht die Unmöglichkeit aller solcher Annahmen auf den ersten Blick, und es hätte z. B. der langen Auseinandersetzung über *noine* im 1. Hefte dieser Studien gar nicht bedurft, wenn ich es mit sprachwissenschaftlich gebildeten Philologen zu thun gehabt hätte. Auch Herrn Probst selbst würden sprachwissenschaftliche Kenntnisse nicht geschadet haben, ein grosser Teil seiner verwunderlichen Annahmen in der „Lehre vom Verbum" würde ihm dadurch erspart worden sein. Es ist eigentlich verwunderlich, dass Aussprüche, wie der soeben citierte, auch jetzt noch wiederholt werden. Es ist ja allenfalls verständlich, wenn ältere Gelehrte in der Anfangsperiode der Sprachwissenschaft sich in das Neue nicht mehr hinein finden konnten, aber für jüngere Gelehrte der Jetztzeit fällt dieses entschuldigende Moment fort. Wenn diese die moderne Sprachforschung ignorieren, so ist das entweder unnützer Schulhochmut oder gar Bequemlichkeit. Beides aber gehört nicht zu den notwendigen Eigenschaften eines Philologen.

Es wird also dabei bleiben müssen, dass die einzuschlagende Methode sich je nach der vorliegenden Aufgabe wird richten müssen. Bei der Deutung also z. B. des Censorsteines von Bovianum die sprachwissenschaftliche Methode einschlagen zu wollen, wäre durchaus verkehrt, dort bleiben die sprachwissenschaftlichen Kenntnisse latent und üben lediglich einen präservativen Einfluss, aber bei einem so alten Denkmal, wie dem Arvalliede, und für seine richtige Interpretation bietet uns gerade die Sprachwissenschaft eine mächtige Hülfe, und es liegt doch nahe genug, zu vermuten, dass ein so altes Denkmal auch noch Beziehungen nach rückwärts werde erhalten haben, und diese Beziehungen aufzudecken, dazu ist eben doch nur die „kosmopolitische" Methode imstande.

Aus diesen Gründen habe ich einerseits auf den sprachwissenschaftlichen Teil meiner Arbeit nicht verzichten wollen, andrerseits aber habe ich denselben der berührten schwachen Seelen halber von dem philologischen auch in der Darstellung völlig getrennt gehalten.

Leipzig.

C. Pauli.

II.

Die wahre und die falsche Methode bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften.

Von

Carl Pauli.

Ich habe im zweiten Hefte dieser Studien in einem kleinen Artikel unter dem Titel „Die Lösung der Etruskerfrage" aus der Betrachtung einer Inschrift deduciert, dass die Etrusker litauische Indogermanen seien. Selbstverständlich war der Artikel nicht ernsthaft gemeint, sondern diente nur dem Zwecke einer Exemplifikation, sofern er darthun sollte, dass man nach der alten, neuerdings wieder in Aufnahme gekommenen Methode bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften die Zugehörigkeit eben dieses Volkes zu jedem beliebigen anderen herausdeducieren könne.

Bevor ich das Irrtümliche dieser Methode nachweise, will ich zuvor zu weiterer Illustration eine Zusammenstellung noch einiger nach ihr gewonnenen Resultate geben. Ich wähle dazu Proben aus Betham „Etruria Celtica"; Stickel „Das Etruskische .... als semitische Sprache erwiesen"; Corssen „Sprache der Etrusker", und zwar wähle ich dazu als Probe ein und dasselbe Stück, den Anfang des Cippus perusinus.

Dieser Anfang lautet folgendermassen:
eulat · tanna · larezulamevaχrlautnvelϑinaśestlaafunaśsleleϑcaru-tezanfuśleritesnśteiśrasneśipaamahennaper XII velϑinaϑuraśaraśpe-raścemulmlesculzucienesciepltularu.

Diese Worte theilt Betham folgendermassen ab:
eu lat tan na lar e s su lv a me fa car la u tn fel thina se s tla a fun as s le leth car u tes sa n fus ler i tes ns te is ra sne si pa am a hen na per XII fel thina thur as a ra s pe ra s ce mu l m les cu l s su ci en es ci ep l tu la ru,

setzt sie folgenden irischen gleich:

e u lad tan na lear e is so lu ma fa car la u tan feil ìina se is tla a fon as is le leat car u teas sa an fos lear i teas anois ta is ra sna e se i ba am a en na bar XII *feil ìina ìur as a ra bies ra is ca mo al am les co al is so ca i en as ca i ab al do la ro*

und erklärt dies durch:

„It from sending time the sea it is this the water good unto the Turn day from the time feast of Thina this it is gentle from the land out of it is with towards the Turn from south current easy the sea in south now indeed it is going flowing it this in will be ocean the water of the sea twelve Feast of Thina the voyage out of the going it is nights going it is when happy always ocean light which always it is this when in water out of when in river always to day to go,"

was so viel heissen soll, wie:

„The best time to commence a voyage across the ocean to Carne, or to leave that land to go southward, is about the festival of Tina, for at that time the sea is calm. In going southward also on the ocean the current will be favourable. Twelve nights of the voyage on the ocean sea will be out of sight of land, but it will be a fortunate navigation, because there will be nearly continual day-light until you reach the river".

Diese selben Worte hat Stickel folgendermassen zerlegt: *eu lat tanna larez ulame vaχ qla utn velϑina śeśt la afu naś sleleϑ caqu teza nfuś leri tesn śte iś raśne śipa am ahen napeq* XII *velϑinaϑ uqaśa raś peraś cemul mle scul zucie nesci epltu laqu*

und erklärt durch:

הו לאָה תַנָּא לאַרָץ וּלעַמִי בָּה קלַע אותן וַלתִינָא שאֵשת לָא אָבו נַאש זלָלַת כאַקו תַצָא נבוש לַרא׳ תַיון שתַ׳ א׳ש רַאשנַ׳ שִבָא עַם אַחַן נַפַק XII וַלתִנָת אוקַשָא רָאש בְּרָאש גְמול סלַא סגול צונַ׳ נָסכִ׳ אָפלתו לאַקו

d. i. *hu l'at tanna l'ards ul;ame bah qla; 'utn Veltina š'ešt la 'abu na;s zlälät k:Aqu tesa nbuš ler'i tezn šte 'iš*

Rašne šiba ;am 'ak'en nafeq XII *Veltinat 'ugaša raš běraš gěmul mle sgul sugiie näski 'äftu l;Aqu,*

und das soll heissen:

„Dies zu einem Male haben wir gegeben für das Land und für die Leute darin. Es vertrieben uns die Veltiner, welche Weiber nicht wollten dass wir machten zu einer Wegführung. Gleich Aqu zogen, wir schämten uns des Anblicks, zwölf Mann Rasener aus dem Wohnsitze. [Indem] das Volk unserer Brüder wegging, zwölf Velthinerinnen wurden geschätzt, Kopf für Kopf, ein Entgelt vollen Wertes. Verdriessliche über die Abgabe, flüchteten sie zu Aqu."

Corssens Wortabteilung aber ist die folgende:

eu lat tanna larez ula meṿaχr lautn velϑinaś eśtla äfunaś slel eϑ caru tez an fušle ri tesnś teiś rašneś ipa ama hen naper XII *velϑinaϑuraś araś peraś cemulm lescul zuci enesci epl tularu,*

und das soll heissen:

„Eo [loco] Lars Tana [dedit] Lares (i. e. Larum signa), ollam, conditivum. Lautinia Veltinii uxor [dedit] sacra. Afonius [dedit] cellarium (i. e. conditorium) id. Carus dedit hic funebrem rem. Deni duo Rasenae [dederunt] ϑηγν (i. e. ollam), culignam item ollarium. XII Veltinaturii [dederunt] aras πυράς (i. e. igniarias), quietalem lectum, — —, epulum sepulcrale".

Vergleicht man mit diesen Beispielen die in meinem oben genannten Artikel aufgeführte Deutung der Inschrift Ga. no. 912 bis durch Bugge, so wie durch mich, so wie Deeckes neueste Deutung der noch überdies wahrscheinlich gefälschten Magliano-Inschrift (cf. altit. Stu. III, 111 sqq.), so ergiebt sich zwischen ihnen allen in bezug auf die Methode und infolgedessen ihren Wert durchaus kein Unterschied.

Das πρῶτον ψεῦδος aller dieser Entzifferungsversuche liegt darin, dass man von vornherein eine bestimmte Verwandtschaft der etruskischen Sprache voraussetzte, bei welchen Voraussetzungen selbst wieder lediglich äussere Motive im Spiele gewesen sind. So z. B. erklärt sich die Herleitung

des Etruskischen aus dem Hebräischen für die ältere Zeit daraus, dass man das Hebräische als die im Paradiese gesprochene Grundsprache der Menschheit ansah, für die jüngere Zeit hingegen, wie bei Stickel, sah man in den Etruskern Reste der semitischen Bevölkerung, welche unter Führung der Phönicier die Küsten des Mittelmeers besiedelte. So fällt die Herleitung des Etruskischen aus dem Keltischen in die Zeit der epidemischen Keltomanie, wo man überall Kelten witterte. Und genau so, wie in diesen Fällen, liegt die Sache auch bei der Annahme, die Etrusker seien italische Indogermanen. Auch zu dieser Annahme haben lediglich äussere Gründe den Anlass gegeben. Bei den italienischen Gelehrten, welche ja meist dieser Ansicht anhängen, ist, wie ich im Gespräche selbst erfahren, die Abneigung massgebend, einen stammfremden Bestandteil als konstitutives Element der heutigen italienischen Nation anzusehen. Bei Corssen und Bugge hat die fortgesetzte Beschäftigung mit den Dialekten der indogermanischen Italiker, wie ich meine, das geistige Auge auch für die Betrachtung des Etruskischen indogermanisch-italisch prädisponiert, und bei Deecke endlich ist, ihm selbst wohl unbewusst, eine gewisse Ungeduld und der Wunsch, endlich einmal das etruskische Rätsel zu lösen, das leitende Motiv gewesen, welches ihn zu den verzweifelten Mitteln, die er in seinem fünften Heft und in noch schlimmerer Weise bei seiner angeblichen Entzifferung der Magliano-Inschrift (cf. altit. Stu. III, 118 sqq.) anwendet, greifen liess.

War nun aber eine solche lediglich aus äusseren und zum Teil rein subjektiven Gründen hervorgegangene Voraussetzung oder Prädisposition einmal vorhanden, dann gestaltete sich bei allen Entzifferern das weitere Verfahren im wesentlichen gleichartig, und zwar in folgender Weise. Es werden die einzelnen ganzen Inschriften vorgenommen, und zwar mit Vorliebe entweder die ohne Worttrennung oder, falls letztere vorhanden, unter Ignorierung derselben, und unter willkürlicher Zerlegung des Textes werden nun die Trümmer desselben mit Wortformen der als verwandt angenommenen

Sprache zusammengebracht und durch sie erklärt. Dies Verfahren giebt ja unter Umständen sehr hübsche Resultate, wie z. B. Stickels Erklärung des Cippus perusinus ausserordentlich ansprechend ist und auch meine Interpretation von Ga. no. 912 bis aus dem Litauischen allen Anforderungen an einen guten Sinn Genüge leistet, aber sie sind wissenschaftlich völlig wertlos. Das Prokrustesbett ist kein Rüstzeug der Wissenschaft.

In welcher Weise dabei die Laut- und Formenlehre misshandelt wird, das habe ich im dritten Hefte dieser Studien an der Deeckeschen Behandlung der Bleiplatte von Magliano nachgewiesen.

Es schien zuerst, als ob bei den jüngsten Forschern diese Methode nicht in ihrer schroffsten Form auftreten würde, sondern abgemildert durch Rücksichtnahme auf die Laut- und Wortbildungsgesetze, wie die neuere Wissenschaft sie uns kennen gelehrt hat. Aber es schien eben nur zuerst so. Diese Rücksichtnahme hielt nur so lange vor, als es ging. Als es nicht mehr ging, scheuten sich die Bekenner des Neu-Corssenianismus auch durchaus nicht, ganz nach der alten Weise Dinge zur Welt zu bringen, wie die, dass das Etruskische (trotz seines indogermanischen Charakters) den Genetiv Pluralis und einige andere Pluralkasus durch Anfügung der Kasusendung an den Nominativ bilde (Bugge)! Und wie es der Lautlehre in solchem Falle ergeht, das zeigt, abgesehen von der Magliano-Inschrift, deutlich genug der Versuch Deeckes, die etruskischen Zahlwörter mit den indogermanischen zu vereinigen, den er auch neuerdings noch (etr. Fo. u. Stu. VI, pag. IX), natürlich eben so erfolglos wie früher, wiederholt.

So sieht die Methode aus, welche ich als die falsche bezeichne. Wie wertlos sie sei, das sollte eben meine Erklärung der Inschrift Ga. no. 912 bis aus dem Litauischen darthun, und das hat neuerdings meine gleichfalls nicht ernst gemeinte Erklärung der Magliano-Inschrift (altit. Stu. III, 131 sqq.) gezeigt. Es lässt sich mit dieser Methode alles beweisen, und ich mache mich anheischig, mit ihr die Verwandtschaft des

Etruskischen mit irgend einer beliebigen mir selbst bis dahin unbekannten Sprache, etwa des inneren Afrikas oder der Südsee, zu beweisen, wenn man mir einige Zeit lässt, die betreffende Sprache oberflächlich kennen zu lernen.

Dieser Methode gegenüber will ich nun den Gang zeigen, den die Etruskologie einzuschlagen hat, um zu wirklichen, d. h. wissenschaftlich gesicherten Resultaten zu gelangen. Was ich vorführen werde, sind im Grunde eigentlich ganz selbstverständliche Dinge, aber es kann in der Wissenschaft unter Umständen auch einmal nötig werden, solche selbstverständlichen Dinge scharf und bestimmt zu formulieren, wenn eben dieselben alle Tage ignoriert werden und man thut, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Dass dieser Zustand aber in der Etruskologie zur Zeit vorliegt, zeigt meine vorstehende Darlegung.

Zunächst nun müssen wir an die etruskische Sprache vorurteilsfrei herantreten. Es liegt weder in der Geschichte der Etrusker, noch in ihrer Sprache irgend ein Moment, welches uns berechtigte, sie für italische Indogermanen zu halten. Das Gegenteil hat genau dieselbe Wahrscheinlichkeit. Helbig hat dargethan, dass sie später, als die indogermanischen Italiker, von Norden kommend, den Boden Italiens betreten haben. Sie können ja die letzten Nachzügler der Indogermanen gewesen sein, gewiss, aber genau so gut können sie auch ein Zweig eines anderen Völker- und Sprachstammes gewesen sein. Eins ist so möglich, wie das andere. Erwägt man nun aber, wie schon ihre Pfahldörfer eine durchaus andere Anlage zeigen, als die der Italiker, erwägt man ihre in allen Perioden von der der Italiker scharf abstechende Sitte und die scharf ausgeprägte Eigenart ihres Volkscharakters, erwägt man schliesslich, dass auch die Alten selbst (nach der bekannten Stelle des Dionysius) sie für eine ihnen stammfremde Nation ansahen, so wird man zugeben müssen, dass von den obigen beiden Möglichkeiten die letztere eine viel grössere Wahrscheinlichkeit für sich habe, als die erste.

Und das bestätigt denn auch ihre Sprache. Deecke (litt.

Centralblatt 1881, 1186) hat zwar gemeint, „je mehr sichere und wahrscheinliche Deutungen etruskischer Wörter wir gewännen, desto enger schienen die Berührungen mit dem Indogermanischen zu werden“, aber dem gegenüber hat Gruppe (philol. Wochenschrift 1882, 972) im Gegenteil behauptet, dass „in eben dem Masse, als unsere sichere Erkenntnis des Etruskischen wuchs, die Möglichkeit der Vergleichung dieser Sprache mit einer anderen sich vermindert habe“. Und Gruppe hat recht. Denn wenn man mit vorurteilsfreiem Auge die etruskischen Zahlwörter, mag ihre Reihenfolge nun sein, welche sie wolle, wenn man die etruskischen Verwandtschaftswörter, wenn man die Flexion, so weit sie uns bekannt, betrachtet, so muss man eingestehen, dass alles dies weder italisch, noch überhaupt indogermanisch sei, und das οὐδενὶ ἄλλῳ ἔθνει ὁμόγλωσσον des Dionysius behält sein volles Recht.

Angesichts dieser Sachlage wird man also bei der Entzifferung der etruskischen Inschriften auf die Heranziehung irgend einer andern Sprache von vorn herein verzichten und die Sprache nur aus sich selbst heraus erklären müssen.

Nimmt man aber diesen Standpunkt ein, dann wird die nächste Frage sogleich die sein müssen: was wissen wir denn bis jetzt sicher von der etruskischen Sprache, um es nun als Fundament für die weitere Entzifferung verwerten zu können? Und die Antwort lautet tröstlicher, als vielleicht mancher erwartet. Es ist dessen, was wir sicher besitzen, doch nicht mehr so ganz wenig. Wir besitzen die Zahlwörter fast vollständig, wir besitzen eine Anzahl Verwandtschaftswörter, die Ausdrücke für „Sonne“ *(usil)* und „Mond“ *(tiv)*, für „Jahr“ *(avil)* und „Monat“ *(tivr)*, und manche andere einzelne Vokabeln, wir besitzen eine Anzahl von Pronominalformen, eine nicht unbeträchtliche Reihe von Besitz-, Widmungs- und Grabformeln, z. B. *alpan turce* „donum dedit“; *θui cesu* „hic cubat“; *lupuce* „obiit“; *svalce* „vixit“ u. s. w. und wir besitzen endlich das gesamte Namensystem der Etrusker. Und diesem lexikalischen Besitz steht auch ein nicht minder

sicherer grammatischer zur Seite. Wir wissen, dass die Suffixe *-ś(i), sa, -al, -alisa* genetivisch fungieren, dass die Suffixe *-sla* und *-alisla* einen Genetivus Genetivi bezeichnen, wir kennen Lokative mit verschiedenen Suffixen, wir wissen, dass *-ce* und *-θas* Verbalformen bilden, wir kennen eine Anzahl wortbildender Suffixe, wie *-ns, -l, -χ* u. a. und endlich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Lautgesetze.

Das ist eine genügend gesicherte und ausreichende Grundlage für das weitere Arbeiten, aber es ist eben nur die Grundlage. Und diese Grundlage ist nicht ausreichend, um schon jetzt an ganze Inschriften, ausgenommen natürlich die kurzen Sepulkralinschriften, sich heranzuwagen, am allerwenigsten an die ohne Worttrennung. Inschriften, wie die des Cippus perusinus, die von Torre di S. Manno, die der Pulenasärge, und selbst kürzere, wie die von Bugge und mir behandelte Ga. no. 912bis entziehen sich zur Zeit, vielleicht noch auf Jahrzehnte, durchaus der Entzifferung, und wer sich dennoch schon jetzt an sie heranwagt, begeht ein verfrühtes Werk und fördert Resultate ans Licht, wie wir sie schaudernd jüngst erlebt. Geht man dagegen in Geduld und Ausdauer den Weg, wie ich ihn in seinen Grundzügen sogleich zeichnen werde, so werden wir schliesslich auch an die vollständige Deutung des Cippus perusinus und der anderen genannten Denkmäler gelangen, und sie wird uns dann von selber zufallen, wie eine reife Frucht, während das bisherige Verfahren uns nur unreife und ungeniessbare geboten hat. So gut die hieroglyphischen und Keilschriftdenkmäler sich uns erschlossen haben, werden es auch die etruskischen, aber nur, wenn wir in ruhiger und besonnener Weise nach wirklich wissenschaftlicher Methode vorwärtsschreiten.

Das Nächste, was wir zu thun haben, ist, unsere Kenntnis der etruskischen Lautlehre zu vervollständigen. Dies ist unbedingt notwendig, damit wir wissen können, welche Formen der verschiedenen Zeiten und ver-

schiedenen Gegenden angehörenden Inschriften wir mit einander kombinieren dürfen. Die Identität von *eprϑne* mit *purϑne*, von *epl* mit *pul*, von *heϑari* mit *leϑari* ist gewiss überraschend, aber durchaus sicher, und dergleichen Resultate wird uns eine vermehrte Kenntnis der etruskischen Lautgesetze ohne Zweifel noch weitere liefern. Diese vermehrte Kenntnis aber der Lautgesetze zu gewinnen, sind wir durchaus in der Lage. Den richtigen Weg hat schon Deecke eingeschlagen, als er aus der Betrachtung der griechischen Lehnwörter im Etruskischen Gewinn für die Lautlehre zu ziehen suchte. Aber mehr Gewinn und sichreren Gewinn versprechen noch die Personennamen der Etrusker selbst. Lehnwörter sind ja freilich auch sie, und es ist ja bekannt, dass die Behandlung der Laute in Lehnwörtern freieren Regeln zu folgen pflegt, als in einheimischen. Aber gerade für die Personennamen der Etrusker ist diese grössere Freiheit nicht sehr wahrscheinlich. Die griechischen Fremdwörter sind im Etruskischen stets Fremdwörter geblieben und von den Etruskern selbst sicher als solche gefühlt worden. Die Personennamen der Etrusker hingegen, obwohl fast sämtlich italisch, sind ein fester, in alltäglichem Gebrauch befindlicher Bestandteil ihrer Sprache geworden, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass er auch an den dieser selbst eigentümlichen Lautwandlungen teilgenommen habe. Und das bestätigt sich denn auch, so weit wir die Lautgesetze schon kennen. Genau, wie z. B. das echtetruskische Wort *lautni* die Nebenform *lätni* hat, genau so steht neben dem Familiennamen *raufe* die Form *räfe*. Oder wie in dem echtetruskischen Wort *mutna* ein Schwavokal sich entwickelt und *mutăna* entsteht, genau so entwickelt sich bei dem Familiennamen *aleϑna* die Nebenform *aleϑăna*. Und so noch in einer Reihe anderer Fälle.

In den Personen-, insbesondere den Familiennamen der Etrusker ist uns also die Möglichkeit geboten, die etruskische Lautlehre in weiterem Umfange kennen zu lernen. Hier wissen wir durch die sachlichen Beziehungen, welche sprachlichen Formen wir zusammenbringen dürfen, während das

bei den anderen etruskischen Wörtern nicht der Fall ist. Wenn ich bei Inschriften aus ein- und derselben Familiengruft oder bei solchen, die durch ihren Inhalt als auf Glieder ein und derselben Familie sich beziehend sich ausweisen, verschiedene Sprachformen neben einander finde, so bin ich der Zusammengehörigkeit dieser Sprachformen sicher und kann daher mit Recht Lautgesetze aus ihnen erschliessen. Wenn mir hingegen rein etruskische Formen begegnen, wie *clan*, Genetiv *clenś(i)*, daneben das *clen* der Formel *clen ceχa* und das *clen* in *cleṇar*, so bin ich der Zusammengehörigkeit dieser Formen gar nicht sicher und kann daher auch Lautgesetze aus ihnen nicht erschliessen. Wenn wir also unsere Kenntnis dieser letzteren vermehren wollen, so sind wir auf die Personennamen angewiesen. Freilich sind auch hier noch einige Vorarbeiten nötig. Einerseits nämlich sind die etruskischen Familiennamen überhaupt noch nicht im Zusammenhange betrachtet worden, auch Deeckes Behandlung (etr. Fo. u. Stu. V.) ist nicht erschöpfend und enthält viel Falsches, und es läuft bisher noch so manches als etruskischer Familienname in der Welt umher, den es nie gegeben hat. Es ist also eine geordnete Übersicht über das gesamte Namenmaterial zunächst nötig. Andrerseits aber ist auch diese Arbeit noch an eine Vorbedingung geknüpft. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, wie ungenügend ein grosser Teil der etruskischen Inschriften uns überliefert ist. Wenn selbst, wie mein Bericht darüber in Heft 3 dieser Studien darthut, ein so sorgfältig gearbeitetes Buch, wie Janssens Inscriptiones Etruscae, in einer Anzahl von Fällen der Berichtigung bedarf, so liegt es auf der Hand, wie sehr erst die Arbeiten der älteren italienischen Gelehrten, die nach Lage der Sache gar nicht so sorgfältig gearbeitet sein können, der Revision und der Berichtigung bedürfen. Es sind ungefähr 2000 Inschriften, die der Untersuchung an Ort und Stelle bedürftig sind. So weit reichen ja glücklicher Weise jetzt unsere Kenntnisse des Etruskischen, um eine solche Untersuchung, die gleichzeitig eine wichtige Vorarbeit für das früher

oder später notwendig werdende Corpus Inscriptionum Etruscarum sein würde, ausführen zu können. Wenn diese Vorarbeiten gethan sein werden, dann werden wir also an eine geordnete Darstellung der gesamten etruskischen Lautlehre herantreten können und müssen.

Das wäre also die erste Hauptaufgabe der wirklich wissenschaftlichen Erforschung des Etruskischen.

Die zweite Hauptaufgabe würde die sein, unsere Kenntnis der etruskischen Formenlehre, insbesondere der Flexion, zu vergrössern. Von dem oben erwähnten sicheren Besitz auf diesem Gebiete ausgehend, würde man eine Reihe monographischer Untersuchungen anzustellen haben, etwa über folgende Themata: der etruskische Nominativ (ist schon von Schaefer im zweiten Hefte dieser Studien bearbeitet worden); der etruskische Genetiv; der etruskische Lokativ; die Pluralbildung des Etruskischen (gleichfalls schon von Schaefer im dritten Hefte dieser Studien behandelt); die Motion des Etruskischen; die Verbalformen der etruskischen Inschriften. Einzelne dieser Themata habe ich selbst schon gelegentlich gestreift, aber einer eingehenden Bearbeitung harren viele derselben noch. Diese Bearbeitung wird von meinem Mitarbeiter Schaefer und mir nach und nach in diesen „Studien" angestellt werden.

In Zusammenhang mit diesen Untersuchungen über die Flexion steht eine andere, die aber gleichzeitig auch dazu dienen wird, unsere Kenntnis des etruskischen Wortschatzes zu vermehren. Diese Untersuchung betrifft die einsilbigen Wörter des Etruskischen. Das Etruskische ist reich an solchen. So sind alle Kardinalzahlen der Einer einsilbig, die bis jetzt sicher bestimmten Pronomina sind einsilbig, einsilbig auch einzelne Verwandtschaftswörter, wie *clan* und *seχ*. Das nächste Augenmerk dieser Untersuchung würde sich darauf zu richten haben, ob sich etwa unter den einsilbigen Wörtern Präpositionen herausfinden liessen. Es lässt sich nach der Analogie anderer Sprachen annehmen, dass wenigstens ein Teil derselben auch im Etruskischen einsilbig gewesen sei.

Die Möglichkeit aber, einen Teil der Einsilber als Präpositionen zu bestimmen, ist uns schon jetzt gegeben. Ich selbst (etr. Fo. u. Stu. III, 68 sq.) habe nachgewiesen, dass auf die einsilbige Form *pul (epl)* stets ein Lokativ folge. Daraus lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluss ziehen, dass eben dieses *pul* eine Präposition sei. Wenn man auf diesen Punkt die Untersuchung richtet, so wird es wohl sicher gelingen, noch andere Präpositionen zu finden. Die Feststellung derselben aber wird wieder ihrerseits ohne Zweifel für das Verständnis der Flexion von Nutzen sein.

Aber noch nach einer andern Seite hin verspricht die Untersuchung der einsilbigen Wörter Ausbeute. Es lässt sich a priori annehmen, dass ein Teil der in unseren Inschriften einsilbig erscheinenden Wörter erst durch lautliche Processe einsilbig geworden sei. Gerade für das Etruskische gewinnt diese Annahme noch besondere Wahrscheinlichkeit dadurch, dass bekanntlich innere Vokale der Wörter in grosser Zahl ausgefallen sind; und dass auch auslautende Vokale in Endungen geschwunden sind, habe ich selbst bereits dargethan (cf. etr. Fo. u. Stu. III, 47 sqq.). Wenn man nun unter Zuhülfenahme der aus der Betrachtung der Eigennamen gewonnenen Lautgesetze die Einsilber von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass es gelingen werde, für manche derselben ältere, mehrsilbige Formen zu gewinnen.

Die dritte Aufgabe der wissenschaftlichen Etruskologie wird darin bestehen müssen, unsern Vokabelschatz zu erweitern. Auch hierfür ist uns die Möglichkeit bereits gegeben und der Weg gewiesen. Man kann natürlich nicht beliebige Wörter aus beliebigen Inschriften herausgreifen, sondern muss die Untersuchung zunächst auf solche Wörter richten, für deren Bedeutung sachliche Anhalte vorliegen. Untersuchungen dieser Art sind ja schon verschiedentlich und mit Erfolg angestellt worden. Dahin gehören Deeckes und meine Untersuchungen über die Bedeutung von *lautni* und *etera* und über die Zahlwörter, ferner meine Untersuchung der Besitz-, Widmungs- und

Grabformeln, so wie auch die Feststellung der Verwandtschaftswörter. Aber damit sind die Arbeiten in dieser Richtung noch durchaus nicht erschöpft. Themata dieser Art wären: Die etruskischen Beamtentitel (die ja allerdings kürzlich von Deecke im 6. Hefte der etr. Fo. u. Stu. vom Standpunkte des Indogermanismus behandelt sind, aber grade deshalb einer Neubearbeitung erst recht bedürftig sind), die etruskischen Götternamen, die bei bildlichen Darstellungen auf Spiegeln und ähnlichen Objekten nebengeschriebenen Wörter u. dgl. Ja, auch eine wiederholte Bearbeitung der genannten Besitz- etc. Formeln ist keineswegs ausgeschlossen, insbesondere, wenn inzwischen neues inschriftliches Material gewonnen sein wird. Und ebenso kann eine solche für die Zahlwörter nötig werden.

Das etwa wären die Aufgaben, welche des Etruskologen, wenn er den wirklich wissenschaftlichen Weg einschlagen will, zunächst harren. Dass auf diesem Wege noch reiche Resultate zu finden sind, steht fest, ob so viele, dass sie uns schon zur Deutung grösserer Inschriften im Zusammenhange befähigen, steht dahin. Es ist ja zweifellos, und die Erfahrung bei den Hieroglyphen und den Keilinschriften bestätigt es, dass oft die Feststellung eines einzigen Wortes in seiner Bedeutung oder nach seiner grammatischen Form auch die Umgebung desselben in einer grösseren Inschrift plötzlich klar stellt, aber die Zahl und der Umfang solcher Resultate lässt sich eben nicht vorhersagen, und darum kann man nicht behaupten, dass wir auf dem von mir gezeichneten Wege schon jetzt zur vollständigen Interpretation der längeren Inschriften gelangen werden. Aber was schadet das! Wenn es uns auch nur gelingt, sichere Fundamente für den Bau der Etruskologie zu legen, so werden wir unsere Pflicht gethan haben. Ein sicheres Fundament zu legen, ist eine verdienstlichere Arbeit, als Kartenhäuser zu bauen. Und in diesem Sinne werden wir, d. h. die treu gebliebenen Anhänger der alten Deeckeschen Schule, weiter arbeiten, ohne Ungeduld und Ueberstürzung, vielleicht auch, bei dem gegen die Etruskologie

herrschenden allgemeinen Misstrauen, ohne Anerkennung, aber mit Ausdauer und „rücksichtsloser Energie" gegen alle die, welche die falschen Wege der Betham, Stickel, Corssen und der Neu-Corssenianer wandeln. Und wenn wir auch das Ziel selbst nicht erreichen, so werden nach uns andere die Arbeit aufnehmen und auf unserem Wege schliesslich doch dahin gelangen. Es mag sein, dass auf unserem Wege das Ziel langsam und spät erreicht wird, aber es wird erreicht, auf dem anderen Wege niemals.

Ülzen. C. Pauli.

III.

Entsteht anlautendes etruskisches *h* aus *c*?

Von

Carl Pauli.

Im dritten Hefte der „etruskischen Forschungen und Studien“ habe ich mich mit einer eingehenden Betrachtung der etruskischen Zahlwörter beschäftigt und hatte in dem negativen Teile der Abhandlung teils aus sachlichen, teils aus lautlichen Gründen den Zusammenhang derselben mit den indogermanischen in Abrede gestellt.

Trotzdem wird an diesem Zusammenhange von der Schule der Neu-Corsenianer hartnäckig festgehalten, dieser Zusammenhang aber statt durch positive Gründe oder durch Widerlegung meiner Gegengründe zumeist nur durch „die wiederholte Thätigkeit des Pressbengels“, wie es Corssen einmal genannt, zu stützen versucht, welcher wiederholten Thätigkeit ich aber eine Beweiskraft nicht zuzuerkennen vermag.

Meine sachlichen Gründe gegen die Ordnung der Zahlen als

*maχ, θu, zal, huθ, ci, śa, semφ, cezp, *meu,*

welche Ordnung allein bei einer Vergleichung mit den indogermanischen Zahlen zu Grunde gelegt werden kann, gipfelten darin:

1. dass die antiken Würfel ohne Ausnahme entweder die Zahlenstellung 1:2, 3:4, 5:6 oder 1:6, 2:5, 3:4 zeigten, während bei obiger Reihe die Anordnung 1:3, 2:4, 5:6 vorläge, eine Anordnung, die man so lange bestreiten müsse, als nicht ein antiker Würfel mit dieser seltsamen Ordnung wirklich nachgewiesen sei;

2. dass nach der mehr oder minderen Häufigkeit der Zehner die Reihenfolge **meu, cezp, semφ* wahrscheinlicher sei, als die umgekehrte.

Der erste dieser beiden Einwände ist bisher zu wider-

legen auch nicht einmal versucht worden. Es dürfte das ja auch in der That schwer halten.

Gegen den zweiten hat Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 176) vorgebracht, dass hier leicht der Zufall gewaltet haben könne. Das ist sicherlich richtig, die absolute Möglichkeit, dass die Reihenfolge doch *semφ, cezp, *meu* sei, ist ja nicht zu leugnen, und ich habe sie auch nicht geleugnet, sondern nur die Reihenfolge **meu, cezp, semφ* für wahrscheinlicher erklärt. Von den verschiedenen absoluten Möglichkeiten aber hat die Wissenschaft — das wird auch Bugge zugeben müssen — in Fällen, wo Sicherheit noch nicht zu erreichen ist, die wahrscheinlichste ihren weiteren Schlüssen zu Grunde zu legen, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe aussetzen will, willkürlich und unmethodisch zu verfahren.

Meine der Lautlehre entnommenen Gründe gegen die Kombination der etruskischen Zahlwörter mit den indogermanischen sind zum Teil des Versuches einer Widerlegung gewürdigt worden, aber mit geringem Erfolge. Dies zunächst an einem bestimmten Beispiele nachzuweisen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Ich hatte das Zusammenbringen von etr. *huθ* mit idg. *ketvōres* unter anderen Gründen auch darum bekämpft, weil der Übergang eines anlautenden etr. *c* zu *h* unerweislich sei. Deecke und Bugge nun behaupten diesen Lautwechsel nach wie vor und suchen ihn durch eine Anzahl von Beispielen zu stützen. Keins dieser Beispiele ist stichhaltig, und das Folgende soll hierfür den Nachweis erbringen.

Dieser Nachweis wird in der Weise zu führen sein, dass man zeigt, wie die anderweit bekannten und völlig gesicherten Lautwandel des Etruskischen nicht bloss ausreichen, um das anlautende *h* der angeführten Beispiele zu erklären, sondern sogar zu äquivalenten Formen führen, die den mit *h* anlautenden sehr viel genauer entsprechen, als die von Deecke und Bugge verglichenen mit dem Anlaut *c*.

Das etruskische *h* entsteht aber, soweit es nicht ursprünglich ist, sicher nachweisbar aus den Lauten *f*, *θ* und *l*. Diese

Lautwandel sind bekannt und völlig gesichert, und es wird daher genügen, jeden durch nur je ein völlig unantastbares Beispiel zu belegen. Für *f*—*h* braucht nur auf den Vornamen *fastia-hastia* verwiesen zu werden; *θ*—*h* findet sich in den beiden zusammen gehörenden (cf. Deecke, etr. Fo. u. Stu. II, 1 sqq.) Inschriften Fa. spl. I, no. 398. und 419/20., deren letztere den Namen *vel[us:] θulχniesi*, die erstere hingegen den Namen *larθiale : hulχniesi* bietet; *l*—*h* endlich wird erwiesen durch das Nebeneinander der beiden Formen *leθari* (resp. *letari*) und *heθari* (resp. *hetari*) in den beiden Familiengräbern Fa. spl. III, no. 235—258., wo sich folgende Formen finden: *leθari* (l. c. no. 236.), *leθaria* (no. 240.), *letaria* (no. 239.), *heθaria* (no. 237. 238.), *hetari* (no. 235.), *hetarias* (no. 241.).

Auch von gegnerischer Seite werden diese Lautwechsel im ganzen anerkannt. Deecke gesteht sie alle dreie zu, den Übergang von *f* in *h* und von *θ* in *h* etr. Fo. u. Stu. VI, 33, den von *l* in *h* etr. Fo. III, 358 und Gött. gel. Anz. 1880, 1430 sq. Bugge hingegen (etr. Fo. u. Stu. IV, 229) versucht es, diesen letzteren Lautwandel in Frage zu stellen und das *l* von *leθari* neben *heθari* als einen präfigierten Artikel aufzufassen, wie er denn auch (l. c. 218) einen angehängten Artikel *-la* oder *-l* kennt. Beide Annahmen sind gleich bedenklich, und selbst Deecke wird ihm hierin wohl kaum folgen.

Ausser dem ursprünglichen und dem durch die soeben behandelten drei Lautwandel entstandenen *h* giebt es endlich auch im Etruskischen noch ein, wie man es früher nannte, unorganisch dem vokalischen Anlaut vorgeschlagenes *h*. Ein solches liegt zunächst vor in den griechischen Lehnwörtern *hamφiar* = Ἀμφιάραος (zweimal in Fa. no. 2514.) und *heiasun* = Ἰάσων (Fa. no. 2156.). Von ihnen aus hat man ein Recht, auch in dem lateinisch-etruskischen Familiennamen *Harnustia* (Fa. no. 2016.) das *h* für vorgeschlagen anzusehen, da es einen Namenstamm *harn-* sonst weder in den etruskischen, noch in den lateinischen Inschriften giebt, während der

Stamm *arn-* bekanntlich einer grossen Menge etruskischer Namen zu Grunde liegt. Dass in der fraglichen Inschrift nicht *Arnustia* zu lesen sei, wie Vermiglioli und nach ihm CIL. I, no. 1373. geben, sondern *Harnustia,* bezeugt Fabretti nach Conestabile ausdrücklich.

Den Vorschlag eines solchen *h* erkennt auch Deecke (Etr. II², 424) an.

Diese drei Lautwechsel, von *f*, von *ϑ*, von *l* zu *h*, so wie der so eben besprochene Vorschlag des *h* reichen also, wie ich jetzt im einzelnen nachweisen werde, nicht bloss aus, die Deecke-Buggeschen Beispiele mit anlautendem *h* zu erklären, sondern führen zu genauer entsprechenden Äquivalenten, als der von Deecke und Bugge angenommene Lautwandel von *c* in *h*. Ich werde bei dieser Untersuchung die Formen in der Weise ordnen, dass ich zuerst die vorführe, in denen *h* aus *f* entstanden ist, sodann die, in denen *h* = *ϑ*, ferner die, in denen *h* aus *l* hervorgegangen ist, und endlich die, welche ein vorgeschlagenes *h* enthalten.

I. Der Name *heizumnaṭe* soll Ethnikon von *Cisauna* sein (Bugge, etr. Fo. u. Stu. IV, 160). Die fragliche Inschrift lautet:

1) *arnza : anie : heizumnaṭ|ial* — Clusium — Fa. spl. I, no. 170 c.

„Arnza Anie, der Heizumnati (Sohn)".

Es ist Bugge entgangen, dass die Grabschrift der Mutter vorliegt in:

2) *larϑi : felzumnati : aniesa* — Clusium — Ga. no. 180.

„Larthi Felzumnati, des Anie (Gattin)".

Hier sehen wir also, dass *heizumnati* aus *felzumnati* entstanden ist mit den beiden bekannten und gesicherten Lautübergängen des anlautenden *f* in *h* und des *el* vor Zischlauten in *ei*.

II. Die Formen *hatuṣa* und *hatunia* stellt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) nicht zu *atuni, atunial,* auch nicht zu *haltu,* sondern zu *catusa*. Die fraglichen Inschriften lauten;

3) *ar : hele : hatusa* — Clusium — Fa. no. 604, tab. XXXI.

„Arnth Hele, des Hatu (Sohn)“.

4) *hatunial : l | murinasa* — bei Clusium — Fa. spl. I, nò. 251 bis o, tab. VII.

„der Hatunia und des Larth (Tochter), des Murina (Gattin)“.

Hier fehlt anscheinend die erste Zeile der Inschrift oder ist etwas verlesen.

Bugge hat nun einige andere Inschriften übersehen, welche durch sachliche Beziehungen darthun, dass in der That *hatu* nur eine Nebenform von *faltu* sei, vermittelt durch die gleichfalls nachweisbare Zwischenstufe *haltu* (z. B. in Fa. no. 125. 597 bis u. a.), so dass wir also die den sonst bekannten etruskischen Lautgesetzen völlig entsprechende Reihe *faltu, haltu, hatu* gewinnen. Die fraglichen Inschriften aber sind:

5) *heli : pur|nisa* — Clusium — Fa. no. 605 bis, tab. XXXI. = Ga. no. 185.

„Heli, des Purni (Gattin)“.

6) *larza : purni : felial* — Clusium — Fa. no. 534 quater i.

„Larza Purni, der Feli (Sohn)“.

7) *larϑ : purni : faltu : larϑl* — Clusium — Fa. no. 534 quater d.

„Larth Purni Faltu, des Larth (Sohn)“.

8) *larϑi : murinei : faltusla* — bei Clusium — Ga. no. 436.

„Larthi Murinei, des Faltusa (Gattin)“.

Von diesen vier Inschriften beziehen sich die drei ersten auf das oben genannte *ar : hele : hatusa*. In der dritten finden wir einen Larϑ Purni Faltu, in der zweiten, demselben Familiengrabe angehörend, einen anderen Purni als Sohn einer Feli, die in der ersten Heli heisst. Durch diese Verschwägerung ist dann, wie unzählige Male noch in den etruskischen Inschriften nachweisbar, der Zuname *faltu* von den Purni auch auf die Hele übergegangen, zeigt aber hier, genau wie in no. 6 und 5. *felial* und *heli* neben einander stehen, die jüngere Gestalt *ha(l)tu*. Über den Ausfall des etr. *l* vor folgenden Konsonanten habe ich etr. Fo. III, 134 gehandelt.

Die letzte der obigen vier Inschriften hingegen steht in

Zusammenhang mit dem *hatunial : l | murinasa* oben. In beiden Inschriften zeigt sich Verschwägerung der Murina mit den *faltu-hatu*. Diese sachlichen Beziehungen beweisen die Identität von *faltu* mit *hatu*, während die Herleitung von *hatusa* aus *catusa* auf blosser Vermutung beruht.

III. Deecke (G. g. A. 1880, 1430) hatte angenommen, dass ein angebliches *haire* in Ga. no. 182. auf *Caere* zurückgehe. Schon im ersten Jahrgange der Philologischen Rundschau (S. 453) habe ich auf die Identität dieser Inschrift mit Fa. no. 601 bis e hingewiesen, Fabretti aber liest nach eigener Abschrift *hapre* und seine Zeichnung (tab. XXXI) nach Papierabklatsch hat dieselbe Lesung ganz deutlich.

IV. Dies *hapre* nun, welches auch sonst im Etruskischen erscheint, und zwar als Zuname der *aveini* (Fa. no. 461.) und der *šemna* (Fa. no. 454. 458.), wird von Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 54) mit lat. *Caper* identifiziert, während ich selbst (etr. Fo. u. Stu. III, 27) es dem lat. *Faber* gleichgesetzt habe. Da nun *Faber* nicht bloss an sich als lateinisches Cognomen mehrfach belegt ist (z. B. Wilmanns, Ex. I, no. 213.) sondern der gleiche Stamm auch in den Gentilnamen *Faberius* und *Fabricius* vorliegt, so giebt es nichts, was der Identität von *hapre* und *Faber*, die völlig innerhalb der sonst bekannten etruskischen Lautgesetze liegt, mit Grund entgegengehalten werden könnte.

V. Wenn aber *hapre* = *Faber*, dann wird auch *hapirnal* (Fa. no. 253.) und *haprna* (Fa. no. 1604.), welches Deecke (G. g. A. 1880, 1230 und etr. Fo. u. Stu. V, 53 sq.) mit etr. *caprina*, lat. *Caprinus* zusammenbringen will, nichts anderes sein können, als Weiterbildung von *haprie*, welchem das lat. *Faberius* (z. B. CIL. III, 1. no. 1948. 2318.) buchstäblich entspricht.

VI. Einmal ist auch *haplna* überliefert (Fa. no. 562 bis a, tab. XXX.), welches Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 54) zu *Capreolus*, *Capella*, also gleichfalls zu dem Stamme *capro-* zieht. Falls nicht das *haplna* etwa für *haprna* verschrieben oder verlesen ist, stellt es sich zwanglos als Weiterbildung

von *haplie* dar, welches in einem lat. **Fabilius* sein ganz genau entsprechendes Äquivalent haben würde. Dies **Fabilius* ist zwar nicht belegt, gehört aber zu *Fabius* und, wie letzteres auf eine Basis **Fabus*, so geht ersteres auf die dazu gehörige Koseform **Fabulus* zurück.

VII. Es giebt einen etruskischen Familiennamen *havrenie*, *harenie*, belegt durch:

9a) *larisalhavreniessuϑina* — Volsinii — Fa. no. 2095 ter b; Co. I, tab. X, no. 3.

b) *lar[isal]havre[nies]śuϑ[in]a* — Volsinii — Co. I, tab. X, no. 4.

c) *larisalhareniesśuϑina* — Volsinii — Fa. no. 2095 ter a; Co. I, tab. X, no. 1.

d) *larisalhareniesśuϑina* — Volsinii — Co. I, tab. X, no. 2. „des Laris Ha(v)renie Grabspende".

Diesen Namen hat Deecke (Mü.-De. II², 425; etr. Fo. u. Stu. V, 53) aus **haprenie* durch Erweichung von *p* zu *v* entstehen lassen und dies **haprenie* dann weiter mit lat. *Caprinus* zusammengebracht. Das alles muss durchaus bestritten werden. Erstens ist die Erweichung eines etr. *p* in *v* völlig unerweislich. Deecke (Mü.-De. II², 425) hat sie zwar angenommen in *levrecna* (Fa. no. 1153.). Zunächst ist diese Lesung keineswegs gesichert. Fabretti giebt freilich nach eigener Lesung so, aber seine Zeichnung (tab. XXXVI.) nach Papierabklatsch zeigt, dass der fragliche Buchstabe beschädigt ist, und lässt auch die Lesung *leprecna* zu, wie denn auch Vermiglioli gelesen hat. Und dies ist in der That die allein mögliche Form. Neben diesem *leprecna* nämlich begegnet sonst in den etruskischen Inschriften (Fa. no. 1205. 1206. 1207.) die Form *lemrecna*, *lemrcna*, die auch Deecke für identisch mit jener hält, was sich auch nicht wohl leugnen lässt, wenn man beachtet, dass sich zwischen den Inschriften Fa. no. 1153. und 1205. das im Etruskischen so sehr häufige Verhältnis der Wechselheirat zwischen zwei Familien, hier denen der Cai (Veti) und der Lemrecna, zeigt. Nun aber bieten uns die campanisch-etruskischen Inschriften weiter den

Namen in der Form *limurce, limrce* (Fa. no. 2754 a, tab. XLVIII; spl. I, no. 517.). Dies zeigt, dass die Grundform des Namens *lemurecies (limurecies)* sei, von dem *lemrecna* in der bekannten Weise mit *-na* weitergebildet ist. Damit wird aber Deeckes Zusammenbringen des Namens mit dem nordetr. *lepalial* (Fa. spl. I, no. 2.) hinfällig. Nun aber finden wir weiter das dem etr. *limrce* entsprechende lateinische Äquivalent *Limbricius* (IRN. ind. nom.), wo das *b* angesichts der Form etr. *limurce* natürlich nur ein zwischen *m* und *r* erst entwickeltes ist. Diesem *Limbricius* würde etr. *lemprecna* entsprechen. Statt *lemprecna* aber kann im Etruskischen *leprecna* geschrieben werden, wofür sich analoge Fälle in grösserer Anzahl bei Mü.-De. II², 434 sq. verzeichnet finden. Darnach ist also oben in der fraglichen Inschrift *leprecna* zu lesen und die Inschrift selbst zum Nachweise, dass etr. *p* vor *r* sich zu *v* schwächen könne, unbrauchbar. Weitere Beispiele dafür aber führt selbst Deecke nicht an, und es würde somit ein *havrenies* aus *haprenies* völlig isoliert stehen, was doch sehr misslich wäre. Aber die Annahme, dass *havrenies* aus *haprenies* entstanden sei, ist auch ganz überflüssig, denn erstere Form erklärt sich auch ohne diese Annahme völlig genügend. Wie fast immer in den etruskischen Namen, ist auch hier das *-nie* lediglich ein weiterbildendes, und es liegt ein einfacherer Name *havrie* zu Grunde. Dies *havrie* aber hat sein lateinisches Äquivalent in *Faurius* (z. B. Mur. 846, no. 8.), welches natürlich seinerseits aus *Favorius* oder *Faverius* entstanden ist, was auch aus der etruskischen Schreibung mit *-av* noch sich ergiebt. Die Lautentwickelung von *havrenies* zu *harenies* aber ist durchaus den etruskischen Lautgesetzen entsprechend. Wie *cnevna* (Fa. no. 327 bis) i. e. **cnevina* in *cneuna* (Fa. no. 329.), *cavinei* (Fa. no. 321 bis) in *caunei* (Ga. no. 181.) übergeht, so *havrenies* zunächst in **haurenies*. Aus diesem aber wird weiter *harenies*, nach der Analogie von *raufe* (Fa. no. 1307.) zu *rafe* (Fa. no. 1309.) und einer Anzahl weiterer Fälle, welche bei Mü.-De. II², 370 verzeichnet stehen, jedoch nicht alle gleich sicher sind. Unter diesen Beispielen sind

auch mehrere, welche die ganze Reihe *av, au, a* zeigen, so z. B. *lavcane* (Fa. spl. I, no. 173 bis d.), *laucane* (Ga. no. 254.) *lacane* (Fa. no. 1623.); *fravcni* (Fa. no. 601 bis f.), *fraucni* (Fa. no. 601 bis g.), *fracni* (Fa. no. 776 bis.); *plavte* (Fa. no. 2600 g.), *plaute* (Fa. no. 1717.), *plate* (Fa. no. 1265.); *lavtni* (Fa. no. 2629), *lautni* (oft), *latni* (Fa. no. 1508.).

Dem entsprechend haben wir das lateinische Äquivalent unseres Namens nicht bloss in dem soeben belegten *Faurius*, sondern, da auch das Lateinische den Übergang von *au* zu *ā* nicht selten vollzieht (cf. oben pag. 49), auch in *Farius*, wie es vorliegt z. B. in Fa. gloss. 443.

Es steht somit auch in diesem Namen das *h* für *f*, und er hat einen mutmasslichen Verwandten auf etruskischem Boden selber in dem Namen *faru* (Fa. no. 1192—1197. aus Perusia), sofern dieses für **fauru*, **favru* stehen kann in Gemässheit der soeben gegebenen Lautentwickelung.

VIII. Ob die Formen *hutie* und *hutiesa* zu lat. *Cutius*, etr. *cutneal*, *cutnisa* gehören, nennt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) selbst zweifelhaft. In der That lässt sich auch hier zeigen, dass *h* aus *f* entstanden sei. Die in Frage kommenden Inschriften sind:

10) *lϑ : te : tina : hutie : latinial* — Clusium — Fa. no. 719.
„Larth Tetina Hutie, der Latini (Sohn)“.

11 a) *lar : ϑi : marcnei : hutiesa* } — Clusium — Fa. spl. II,
b) *marcnei | hutiesa* } no. 14. 13.
„Larthi Marcnei, des Hutie (Gattin)“.
a) Urne, b) Grabziegel.

Nimmt man zu diesen Inschriften nun noch die folgende hinzu:

12) *aϑ : tetina : marcnal :* — Clusium — Fa. spl. II, no. 74.
„Arnth Tetina, der Marcnei (Sohn)“,

so ergiebt sich einmal, dass *hutie* ein Zuname der Tetina ist, denn no. 12. ist der Sohn von no. 11., und weiter, dass das *hutie* in no. 1., welches Bugge (l. c.) nicht sicher nennt (das Mus. chius. liest nämlich an einer Stelle *hutie*, an einer anderen *huśe*), völlig gesichert ist. Diesem *hutie* entspricht

nun nicht bloss der lateinische Gentilname *Futius* (z. B. CIL. X, no. 5193.), sondern das *f* ist auch im Etruskischen selbst noch nachweisbar. Der zweimal (Fa. no. 376. und 387. aus Sena) belegte Gentilname *futna* stellt sich zu *hutie* genau so, wie z. B. *tutna* zu *tutie*, und es steht daher der Zusammengehörigkeit beider Namensformen durchaus nichts im Wege. Auch hier wieder zeigt sich, wie bei *lamφe* — *hamφna* (unten no. XVII.) örtliche Differenz, sofern Sena das *f* bewahrt, Clusium es in *h* gewandelt hat, womit es genau übereinstimmt, dass der bekannte weibliche Vorname in Clusium fast ausnahmslos als *hastia* erscheint, während Perusia fast ebenso ausnahmslos *fasti* sagt.

IX. Mit den vorstehend aufgeführten Inschriften im engsten Zusammenhang steht das angebliche *huzlunia*, welches Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) mit *cuizlania* identifizieren will. Zunächst halte ich das *huzlunia* für falsche Lesung. Es ist die Lesung von Brogi (Fa. spl. I, 100), während Fabretti nach eigener Abschrift giebt:

13) *ϑana : tetinei : huzlnia : | tlesnal : seχ* ┼ bei Clusium — Fa. no. 1011. quater a.

„Thana Tetinei Huzlnia, der Tlesnei Tochter".

Fabrettis Lesung halte ich für die richtige. Denn nicht bloss ist Fabretti überhaupt ein viel zuverlässigerer Zeuge als Brogi, sondern es sprechen auch innere Gründe für die Lesung *huzlnia*. Dass hier eine Angehörige der soeben behandelten Tetina Hutie vorliegt, kann nicht zweifelhaft sein, und mit *hutie* lässt sich wohl *huzlnia*, aber nur mit Mühe *huzlunia* vereinigen. Bei der Lesung *huzlnia* könnte man annehmen, dass, wie so oft, einzelne Buchstaben durch Risse entstellt seien, so dass in Wirklichkeit *hutinia* zu lesen sei. Aber eine solche Annahme ist nicht einmal nötig. Dass etr. *t* im Inlaut zu *z* werden kann, ist eine längst festgestellte Thatsache (schon Deecke, Etr. II[2], 432 giebt eine Reihe von Beispielen, welche freilich nicht alle völlig sicher sind), und es kann daher *huzlnia* für *hutlnia* stehen. Das *l* aber erklärt sich nach der Analogie von *cupslna* neben *cupsna* (cf. Deecke,

etr. Fo. u. Stu. II, 34), so dass *huzlni* auf **huzle* = lat. *Futilius* (z. B. CIL. IX, no. 1623.) zurückgeht.

X. An *hutie* und *huzlni* schliesst sich dann aber sicherlich auch *huzcni*; weibl. *huzcnai* (Fa. spl. I, no. 445. 436 a/b.). Auch hier wird *huz-* aus *huti-* hervorgegangen sein und die Formen somit, da *-ni* und *-nai* nur die bekannten Weiterbildungssuffixe sind, — das von Deecke (etr. Fo. u. Stu. V, 146) behauptete Suffix etr. *-c(e)na* = lat. *-gena* giebt es überhaupt nicht, — auf *huticie* = lat. **Futicius* (cf. *Fabricius*) zurückgehen. Sollte aber, was ja an sich auch möglich ist, *z* hier = *s* sein, so läge dann dem **huzcie* das lat. *Fuscius* (z. B. CIL. III, 1. no. 1615.) als genau entsprechend zur Seite. Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) will sie zu lat. *Cosconius* stellen.

XI. Der Name *hesu* (Fa. no. 1880.) wird von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) mit *cesu* zusammengebracht. Irgend ein sachlicher Zusammenhang zwischen den Inschriften mit *cesu*, welches meistens als Zuname der Latini erscheint, und der mit *hesu* existiert nicht. Man hat also genau dasselbe Recht, *hesu* mit dem zweimal (in Fa. no. 117. 118.) als Zunamen der Arntile erscheinenden *φesu* zu kombinieren, welchem ein lat. *Faesonius* (z. B. CIL. V, 2. no. 8110, 81. 82.) genau so entspricht, wie lat. *Caesonius* dem etr. *cesu*. Die Schreibung φ für *f* ist ungewöhnlich, hat aber ihr Seitenstück an *φerinaś* (Fa. no. 123, tab. XXII.) neben *ferina* (Fa. no. 876, tab. XXXIII.), *ferinisa* (Fa. spl. III, no. 172.) und dem gewöhnlichen *herina, herine*.

XII. Auch für *hesei* (Fa. no. 1608, spl. I, 105) hält Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) die Möglichkeit offen, dass es zu *cesi, ceisi* gehöre. Ein sachlicher Zusammenhang zwischen beiden Namensformen liegt in den vorhandenen Inschriften nicht vor. Es ist also kein Hindernis da, welches *hesei* auf denselben Stamm zurückzuführen verwehrte, von dem soeben etr. *hesu, φesu* = lat. *Faesonius* herkam und der auch im lat. *Faesellius* (z. B. Wi. ex. II, no. 2114. 2118. aus Ariminum) und dem Namen der Etruskerstadt *Faesulae* zur Namen-

bildung verwandt ist (dass das θezle der Münzen = *Faesulae* sei, habe ich übrigens, nebenbei bemerkt, nie geglaubt). Das genaue lateinische Äquivalent von *hesei* würde also **Faeseius* heissen.

XIII. Der Name *hisu* wird von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) mit lat. *Cisso* und *Cissonius* zusammengestellt. Irgendwelche sachlichen Anhalte für diese Gleichsetzung liegen nicht vor. An anderer Stelle werde ich zeigen, was hier zu weit führen würde, dass die etruskischen Familiennamen auf *-u* sämtlich aus einer älteren Formation auf *-iu(s)* entstanden sind und dass dieses *-iu* eine Nebenform auf *-eu* hat. Dies vorausgesetzt, haben wir also ein Recht, mit *hisu* das *hiseu* zu identifizieren, wie es vorliegt in:

14) *hiseuc* | *vulsisa* — Clusium — Ga. no. 193.

Gamurrini selbst nennt diese Inschrift „di dubbia autenticità". Mir scheint sie echt, nur wird man, da etr. *i* oft eine etwas gerundete Form zeigt, wohl

hiseuị | *vulsisa*

„Hiseui, des Vulsi (Gattin)"

zu lesen haben. Diesem *hiseuị* aber entspricht genau lat. *Fisevius* (z. B. Wi. ex. II, no. 1744.), sowohl im Stamm, wie in der Endung. Sollte aber auch die vorstehende Inschrift wirklich unecht sein, so ändert das auch nicht viel, denn dann fällt nur die Identität der Suffixe fort, der Wortstamm hingegen bleibt identisch. Neben lat. *Fisevius* liegt er auch noch vor in lat. *Fisius* (z. B. Wi. ex. II, no. 2017. 2022.). Man könnte geneigt sein, *hisu* für ein und denselben Namen mit *hesu* zu halten, wie z. B. *cicu* und *cecu* nachweislich identisch sind. Aber zwischen den Inschriften mit *hisu* und *hesu* giebt es keinerlei sachlichen Zusammenhanges, und da wir im Lateinischen gleichfalls *Faes-* neben *Fis-* finden, so schien es mir geratener, beide Stämme zu trennen.

XIV. Des gleichen Stammes ist dann aber das angebliche *hisucna*, welches von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) gleichfalls zu *Cisso*, *Cissonius* gezogen wird. Aber diese

Namensform ist in ihrer Existenz überhaupt nicht gesichert. Die fragliche Inschrift lautet in der Überlieferung:

15) *hu hiśucna* | ....*nal* — Clusium — Fa. spl. II, no. 77. (Brogi)

au · h . śucna | *. a . nal* — Clusium — Ga. no. 888.

Darnach scheint die erste Zeile als *au · hiśucna* und der Schluss als *[c]a[i]nal* wohl kaum zweifelhaft. Aber der Raum der zweiten Zeile ist nach Brogi so gross, dass er durch *[c]a[i]nal* noch nicht ausgefüllt wird. Um zu seiner Ausfüllung zu gelangen, erwäge man folgende Inschriften:

16) *fa : cainei : hisunia* — Clusium — Fa. no. 620.
„Fastia Cainei Hisunia".

17) *ar : teta ve* | *cainal : hisunias* — Clusium — Fa. no. 717.
„Arnth Teta, des Vel (und) der Cainei Hisunia (Sohn)".

18) *la · anani · la · caial · cna|rial* — Perusia — Fa. no. 1093.
„Larth Anani, des Larth (und) der Cai Cnari (Sohn)".

Diese Inschriften zeigen, dass es eine Linie der Cae Hisu und eine Linie der Cae Cnare gab. Dass Doppelnamen im Etruskischen meist durch Verschwägerung entstehen, ist bekannt. So kann nun auch die Linie der Cae Hisu durch Verschwägerung der Hisu mit einer der vielen Linien der Cae entstanden sein, und dies können eben die Cae Cnare gewesen sein. Dann also liesse sich obige Inschrift ergänzen als:

au · hiśu cna|[rial · c]a[i]nal
„Aule Hisu, der Cnari Cainei (Sohn)".

Über die Umstellung der Namenstelle bei Doppelnamen cf. unten unter no. 20. Dann hätten wir also in unserer Inschrift eben auch nur den Namen *hiśu* selbst. Sollte es aber wirklich einen Namen *hiśucna* gegeben haben und unsere Inschrift, als:

au · hisucna | *[au · c]a[i]nal*
„Aule Hisucna, des Aule (und) der Cainei (Sohn)",

wobei natürlich die Vornamennota des Vaters auch eine andere gewesen sein kann, zu lesen sein, so würde auch dann kein Hindernis im Wege stehen, *hiśucna* einem lat. **Fisucius* gleichzusetzen von demselben Stamme, wie soeben

Fisius, Fisevius, und mit demselben Suffixe, wie lat. *Minucius, Genucius,* osk. *Mulukiis,* (falls es nicht für *Mulkiis* steht), umbr. *Kastruçiie,* gebildet.

XV. Dass *hupriu* (Fa. spl. III, no. 221. = Ga. no. 195.) ebenso gut zu *θupre* gehören könne, wie zu *cuprna*, giebt Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 162) selbst zu, und in der That, giebt es auch hier wieder bestimmte Anhalte, die jene erste Herleitung wahrscheinlicher machen. Die Inschrift, welche das *θupre* enthält, lautet:

19) *aθ : larce | θupre : tetniś : lautni* — bei Clusium — Ga. no. 559.

„Arnth Larce Thupre, des Tetni Familiaris".

Daneben nun findet sich die folgende:

20) *larθ : hup....ce* — Clusium — Fa. spl. I, no. 173 bis g., was doch kaum anders hergestellt werden kann, als zu:

larθ : hupr[e : lar]ce

„Larth Hupre Larce".

Umstellung der beiden Teile eines Doppelnamens haben wir auch sonst, wie z. B. neben *veti* (resp. *vezi*) *afle* (z. B. Fa. no. 1424. 1429.) auch *afle vezi* (Fa. no. 1223.) sich findet. Wenn aber *hupre* auf *θupre* zurückgeht, dann ist auch *hupriu* aus **θupriu* herzuleiten, denn *hupriu* verhält sich nicht anders zu *hupre,* wie z. B. *auliu* zu *aule.*

XVI. Der Name *hupni* scheint Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) zu *cupna, cupuna* zu gehören. Er ist durch Bull. 1881, 85, sicher gestellt und somit wohl auch in Fa. no. 2424 bis, tab. XLIII anzuerkennen. Da im Etruskischen ein Namenstamm *θup-hup* sicher vorhanden ist, nicht bloss durch das soeben behandelte *θupre-hupre* und *hupriu* belegt, sondern auch durch das *θupite* in Fa. no. 133., so ist es durch nichts gerechtfertigt, die Form *hupni* davon zu trennen und zu *cupna* zu stellen.

XVII. Der Name *hamφna* (mehrfach belegt) wird von Deecke (G. g. A. 1880, 1430; etr. Fo. u. Stu. IV, 10) und von Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) zu lat. *Campanus* gestellt, wovon der Gentilname lat. *Campanius,* etr. *campane,*

weibl. *campania* (Fa. no. 1631. 1632.) herkomme. Zu letzterem soll *hamφna* eine Nebenform sein. Dabei ist zunächst nicht beachtet, dass *hamφna* nicht aus *hamφana,* sondern aus *hamφina* hervorgegangen ist. Dies wird bewiesen durch das *au · hanφina* in Fa. no. 1603. Damit giebt sich also *hamφna* als die bekannte Weiterbildung auf *-na* von einem einfacheren Namen *hamφie* zu erkennen. Nun aber giebt es ferner eine ziemlich häufig (Fa. spl. I, no. 120 sqq.) belegte Familie der *lamφ(i)e.* Da nun *l* im Etruskischen sicher in *h* übergeht, (cf. oben pag. 113), so liegt es sehr viel näher, zu vermuten, dass die perusinischen *hamφna* mit den clusinischen *lamφe* ein und dieselbe Familie sind. Örtliche Varianten ein und desselben Namens sind in den etruskischen Inschriften auch sonst nicht selten. So haben wir z. B. in Perusia fast stets *aneini,* in Clusium *anaini,* in Perusia fast stets *fasti,* in Clusium *hastia,* in Perusia das Femininum von *caie* fast stets *caia* und *cai,* in Clusium *cainei* und manche andere. Ebenso fanden wir auch oben (pag. 120) bereits das *futna* von Sena neben *hutie* von Clusium. Das auf e i n e r oskischen Münze erscheinende *hampano* neben sonstigem *kampano* und *kappano,* auf welches Bugge sich beruft, hat gar keine Beweiskraft, denn einmal ist oskisch nicht etruskisch und sodann kann in dem *h* sehr wohl ein Versehen des Formers vorliegen, von dem die Matrize zu der Münze herrührt.

XVIII. *hacanal* will Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) mit *cacnal* identifizieren. Die Inschrift, in der die Form sich findet, lautet nach Conestabile:

21) *larθi · hacanal · av ·* — Perusia — Fa. no. 1203 i, spl. I, 101,

während Fabretti nach eigener Abschrift bloss *larθi ·* . . . . giebt. Jedenfalls ist also der Schluss der Inschrift sehr undeutlich und daher Constabiles Lesung um so weniger gesichert, als nach ihr die Inschrift einen Bau zeigen würde, der äusserst selten ist, und ausserdem eine Namensform, die sonst nirgend sich findet. Das erregt mir starke Zweifel an der Richtigkeit dieser Lesung. Die Inschrift

ist aus dem Familiengrabe der Cire, und in den weiteren Inschriften desselben zeigen sich die Namen *cire, cafate, vipi caspre, capenate, cai, śalvi.* Der Conestabileschen Lesung würde in den Schriftzügen sehr nahe liegen die Lesung:

larϑi · caia śalav

„Larthi Caia, der Salavi (Tochter)"

oder des Salavi (Gattin)"

je nachdem *śalav* der Rest von *śalavial* oder *śalaviś* ist. Letztere Lesung und Deutung würde einen Anhalt finden an:

22) *larϑi · śalvi · caial · śec ·* — Perusia — Fa. no. 1419.

„Larthi Salvi, der Cai Tochter".

Obiges wäre dann die Grabschrift der Mutter dieser Letztgenannten. Das mittlere *a* in *śalav* wäre Stimmton, wie das *u* in dem *śaluvi* (Fa. no. 1203 e.) desselben Grabes, wozu auch das osk. *salavs* (Zw. no. 53. 144.) zu vergleichen ist. Ist aber Conestabiles Lesung richtig, und die absolute Möglichkeit ist ja nicht zu leugnen, — dann liegt es sehr nahe, *hacanal* für *lacanal* zu nehme. Das würde gerade auch sachlich sehr gut passen, denn *lacane* ist ein Zuname der perusinischen *cai* (Ga no. 1623.), und gerade eine Caia erscheint in unserem Grabe als Gattin eines Cire (Fa. no. 1203 f.). Es wäre dies dann eine Caia Hacanei (= Lacanei) gewesen und unsere Larthi wäre ihre Tochter. Aus der Grabschrift des Bruders (Fa. no. 1203 h.) würde sich dann ergeben, dass zu Schluss statt Conestabiles *av* vielmehr *ar* zu lesen sei, eine Verlesung, die auch sonst mehrfach sich findet.

XIX. Das gleichfalls nur einmal belegte *hekinaś* (Ga. no. 48.) bringen Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) mit dem häufigen Namen *ceicna* zusammen. Sachliche Beziehungen beider Namensformen zu einander fehlen. Bugge scheint es allerdings als eine solche sachliche Beziehung ansehen zu wollen, dass beide gerade in Volaterrae sich finden. Aber im vorliegenden Falle spricht das meines Erachtens eher gegen, als für die Gleichheit. Lautliche Varianten eines Namens finden sich zunächst eher

an verschiedenen Orten, als an demselben (cf. oben *hamφna* neben *lamφe* und weitere Beispiele unter no. XVII, oben), sofern der Lautunterschied auf örtlicher Dialektverschiedenheit zu beruhen pflegt. Finden sie sich aber an dem gleichen Orte, dann ist die Lautverschiedenheit Folge einer zeitlichen Dialektverschiedenheit. Nun aber ist die Inschrift mit *hekinaś* sowohl durch ihre Buchstabenform (cf. Ga. tab. III.), wie durch das *k* für *c* und durch die Bewahrung des *i* der Mittelsilbe zweifellos älter, als die Inschriften der Ceicna, und dennoch würde sie in dem *h* für *c* und in dem *e* für *ei* eine jüngere Lautgestalt zeigen. Das macht die Deecke-Buggesche Annahme zu einer äusserst misslichen. Sie ist aber auch völlig überflüssig, denn der Name erklärt sich auch ohne sie durchaus genügend. Das *-na* ist ja nur die bekannte Weiterbildung, so dass also ein einfacheres *hekie* zu Grunde liegt, welchem das lat. *Hegius* (z. B. CIL. IV, no. 2385.) genau entspricht. Eine zweite Möglichkeit wäre die, dass *hekina* für *lekina* stände und somit der Name eine dialektische Nebenform zu *lecne* wäre. Der Sitz der Lecne ist vor allem Sena, uud bei der Nachbarschaft von Sena und Volaterrae wäre das Vorkommen der Familie auch in letzterer Stadt nicht auffällig, so wie sich alsdann auch die Lautverschiedenheit aus der Ortsverschiedenheit genügend erklären würde.

XX. Das einmal erscheinende *hameriś* (Fa. no. 1859 bis = Ga. no. 886.) soll nach Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 160) zu *Camers*, dem alten Namen von Clusium, und dem lateinischen Gentilnamen *Camerius* gehören. Es liegt ebenso nahe, *hameriś* für *ameriś* mit vorgeschlagenem *h* zu nehmen und dieses mit dem in lateinischen Inschriften belegten Gentilnamen *Amerius* (z. B. Mur. 864, no. 4.) für identisch zu halten.

XXI. Einmal wird auch eine Form *harpitial* (Ga. no. 220.) überliefert, welche von Deecke (G. g. A. 1880, 1430) und Bugge (etr. Fo. u. Stu. IV, 161) mit *carp-*, resp. *carpnate* zusammengebracht wird. Abgesehen von der sehr mangelhaften Übereinstimmung der Suffixe, ist zunächst die Lesung

harpitial selbst höchst verdächtig. Die Inschrift ist nur von Gamurrini abgeschrieben, und Gamurrini ist oft ein wenig zuverlässiger Gewährsmann. Deshalb habe ich schon altital. Stu. III, 36 auf Grund der von mir nach Autopsie hergestellten Inschrift Fa. no. 1056. *aule calie anainal* (so ist zu lesen, wie auch meine Zeichnung richtig hat, während ich im Text zweimal irrtümlich *aule : calie : anainal :* geschrieben hahe) versucht, das *harpitial* in *[l]ϑanainal* zu bessern. Nach den Schriftzügen und auch sachlich liegt aber eine andere Lesung noch näher. Es giebt eine Linie der Arntni Cale, belegt durch Fa. no. 119. und 581. = spl. I, no. 100. Da nun Doppelnamen im Etruskischen zumeist durch Verschwägerung entstehen, so liegt es äusserst nahe, unsere fragliche Inschrift zu lesen als:

lϑ : calie | [l]ϑarntial

„Larth Calie, des Larth (und) der Arnti (Sohn)".

Hier läge dann eben die Verschwägerung beider Familien noch vor. Statt *[l]ϑ* könnte auch vielleicht bloss *a* = *aules* zu lesen sein. Hält man aber auch die Lesung *harpitial* fest, so ist man darum doch noch keineswegs gezwungen, *harpitial* aus *carpitial* herzuleiten. Im Etruskischen dienen nicht bloss die Suffixe *-na* und *-nie* dazu, von Familiennamen ohne sachliche Änderung weitergebildete Formen abzuleiten, sondern auch, obgleich lange nicht so häufig, das Suffix *-tie*. Beispiele für diese Weiterbildung mögen folgende sein. Der Familiennamen *seiante* zieht sich zusammen in *sente*, hieraus leitet sich zunächst *sentina* und daraus weiter *sentinate* ab, welche Namensformen sich bei ein und derselben Familie neben einander finden. So haben wir z. B.

23) *la : seiate : cuisla : marcna* — Clusium — Fa. no. 707, tab. XXXII.

„Larth Seia(n)te Cuisla, der Marcnei (Sohn).

24) *ϑania : sentinati : cuizlania* — Clusium — Ga. no. 127.

„Thania Sentinati Cuizlania".

25) *ϑana : seianti : cumerunialatinialisa* — Clusium — Fa. no. 706, tab. XXXII.

„Thana Seianti Cumerunia, der Latini (Tochter).

26) *sentinati : cumer[unia : s]vesisa* — or. inc. — Fa. no. 2570 quater, tab. XLIV.

„Sentinati Cumerunia, des Svesi (Gattin)".

Hier ist also das *-t(i)e*, weiblich *-ti*, ganz deutlich und völlig sicher bloss weiterbildend.

Ein anderes Beispiel bietet uns das Erbbegräbnis der Tarquinier von Caere (Fa. no. 2347—2391.). Der gewöhnliche etruskische Name der Familie lautet *tarχna* i. e. **tarχina*, Weiterbildung eines einfacheren *tarχie*. Neben diesem *tarχna* aber findet sich zweimal (Fa. no. 2349. und 2390.) die lateinisch-etruskische Form *Tarquiti*, auch diese von der einfacheren Namensform weitergebildet, aber nicht mit *-na*, sondern mit *-tie*, welches sich also als dem *-na* völlig gleichwertig ergiebt.

Ähnlicher Beispiele giebt es bei den etruskischen Familiennamen noch mehrere.

Die hier beobachtete Erscheinung gestattet es also auch, den in *harpitial* vorliegenden Namen *harpit(i)e* als eine Weiterbildung eines einfacheren *harpie* anzusehen. Der lateinische Reflex aber für dieses liegt vor in *Arpius* (z. B. Mur. 1095, tab. II aus Florenz), so dass wir also auch hier ein vorgeschlagenes *h* haben.

Bugge sagt zu Schluss seiner Erörterung über *c* = *h*: „Obgleich einige der hier versuchten Kombinationen zweifelhaft sind, scheint mir nach dem Obigen der Übergang eines anlautenden *c* in *h* völlig gesichert, um so mehr, als für die meisten der angeführten Namen eine anderweite Erklärung ganz fehlt." Bugge zeigt sich in seinen Schriften nicht bloss, was ja bekannt ist, als einen trefflichen Gelehrten, wenn er auch in bezug auf das Etruskische zur Zeit auf einem Irrwege wandelt, sondern auch als einen ehrlichen Mann, den ich lieber an meiner Seite wüsste, als mir gegenüber, und ich glaube, dass er selber jetzt eingestehen wird, dass seine obige Äusserung unzutreffend ist und dass die bekannten und gesicherten Lautwechsel des Etruskischen uns nicht bloss

überhaupt zu einer anderweiten Erklärung der angeführten Namen verhelfen, sondern zu einer Erklärung, welche zu viel genauer entsprechenden Äquivalenten führt, als die Deecke-Buggesche Erklärung.

Es muss daher bei meiner früheren Behauptung verbleiben, dass der Übergang eines anlautenden *c* in *h* im Etruskischen sich nicht finde und dass man daher auch etr. *huϑ* nicht auf idg. *kvet-* zurückführen dürfe. Man beachte aber, dass ich diesen Übergang nur für den Anlaut leugne, für den Inlaut ist er völlig gesichert, wie z. B. die aus sachlichen Beziehungen als identisch sich ergebende Reihe *acsi, aχsi, ahsi, asi* unantastbar ist, aber der Anlaut hat in den Sprachen andere Gesetze, als der Inlaut, und wieder andere, als der Auslaut, und man darf durchaus nicht die des einen ohne weiteres auf die anderen übertragen.

Dieser Sachlage gegenüber kann ich nicht umhin, auf die Art aufmerksam zu machen, mit der Deecke (etr. Fo. u. Stu. VI, 10) bei Gelegenheit der Gleichung *camp(a)na* = *hamφna* sich des Ausdrucks bedient: „mit echt etruskischer Aspiration". Dieser Ausdruck mit seiner apodiktischen Sicherheit gehört einer Eigentümlichkeit Deeckes an, die sich in allen seinen Schriften, insbesondere aber den jüngeren beobachten lässt und die bereits von Gruppe (philol. Wochenschrift 1882, 972) getadelt ist, dass nämlich während der Arbeit die Argumente, deren zuerst als bloss entfernter Möglichkeiten gedacht werde, in den Augen des Herrn Verfassers in einer Weise an Sicherheit gewinnen, die dem Leser bisweilen unbegreiflich bleibe. Es ist ja möglich, dass diese Eigentümlichkeit mit der sanguinischen und unbesonnenen Art des Verfassers, wie sie in seinen jüngsten Arbeiten uns entgegentritt, in Zusammenhang steht und eine Absicht dabei nicht obwaltet, aber das objektive Resultat derselben ist denn schliesslich doch eine Art Erschleichung des Beweises, und eben deshalb sollte Deecke es doch zu vermeiden suchen, so gänzlich unerwiesene Dinge als gesicherte Thatsachen vorzutragen.

Meine vorstehende Untersuchung hat also dargethan, dass der Übergang von anlautendem *c* zu *h* sich im Etruskischen nicht findet, dieselbe ist aber zugleich auch geeignet, zu zeigen, dass nur die Beachtung der in den etruskischen Sepulkralinschriften enthaltenen sachlichen Beziehungen zu gesicherten Ergebnissen führt, während die lediglich sprachliche Behandlung nach allen Seiten hin auf Irrwege leitet, und sie kann somit als ein Beispiel dienen für das, was ich oben in dem Aufsatze „über die wahre und die falsche Methode in der Entzifferung der etruskischen Inschriften“ ausgesprochen habe.

Leipzig. C. Pauli.

IV.

Miscellen.

1. Zum altitalischen *t*-Perfekt.

Über den Ursprung dieser Verbalform sind bekanntlich im Lauf der Zeit sehr verschiedene Meinungen laut geworden, ohne dass es bisher irgend einer derselben gelungen wäre sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Von einigen Sprachforschern ist sie mit dem schwachen germanischen Präteritum identifiziert worden, so wohl zuerst von Weissenborn in den Jahrb. f. Philol. LXII, 159 und dann von Lange G. G. A. 1853, S. 830 f. und Bugge K. Z. III, 424, XXIII, 523 (= Tidskr. f. Philol. o. Paed. VII, 222 mit d. Anm.)*). Andere haben an einen Zusammenhang mit dem kelt. *t*-präteritum gedacht, wie z. B. Lottner K. Z. VII, 43 f. (163), vgl. Schleicher Comp.[4] 823, Curtius Vbm II[2], 12. Endlich hat man in verschiedener Weise die Annahme durchgeführt, dass das it. *t*-Perfekt eine auf italischem Boden entstandene zusammengesetzte Tempusform sei, worin ein Participium des

*) Mit der Bildungsweise, die Bugge an der letztgenannten Stelle zunächst für das germ. schw. Präteritum annimmt: got. *tavida* = **tavitha* = **tavitha-da,* stimmt die von Bergk in einem nachgelassenen Aufsatze, Kl. Philol. Schr. I, 647, für das italische aufgestellte Erklärung aus dem Partic. Perf. pass. mit *dare* (wie *effectum dabo* etc.) in bemerkenswerter Weise überein.

Hauptverbums sich mit einem Präteritum des Hilfsverbums *fu* „sein, werden" verbunden haben sollte. Nach Corssen, Ausspr. I[2], 553 u. a. St., setzt osk. *prúfatted* einen vom Part. Perf. pass. gebildeten abgeleiteten Verbalstamm **profatā-* (Inf. **profataum*, vgl. *iactare : iacio*) voraus und verhält sich dazu wie das osk. Perf. *upsed* „fecit" zum St. *úpsā-*, lat. *operā-;* die Grundform ist folglich nach Corssen **profat(ā)-fed* und das doppelte *t* rührt aus der Assimilation der zusammenstossenden Konsonanten *t-f* her. Anders fasst Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 64 die Sache auf: „*manaffed* und *profatted* entstanden aus demselben Element durch verschiedene Assimilation, indem das Hilfswort an die Stämme *manat- profat-* trat, die nach Form und Function sich den lat. Participien *cenatus iuratus* vergleichen, das meist passivische Suffix *tā* hatte in einer Masse alter Wörter und Namen active Bedeutung (Priscian XI 27 p. 566, *obitus discessus perosus Adventus* u. s. w.)". Schleicher Comp.[4] 819 setzt auch einen Partizipialstamm **profat-* als erstes Element an, aber er möchte darin entweder das Part. Pr. *profant-* (vgl. *set* „sunt" = *sent*), oder lieber ein Part. Perf. act. **profavot-* sehen. — Von den an dritter Stelle aufgeführten Erklärungsversuchen scheinen mir zunächst die von Bücheler und von Schleicher sehr begründeten Zweifeln zu unterliegen. Die Annahme von der Zusammensetzung eines nackten Stammes mit einer flektierten Form gehört, wie nunmehr allgemein erkannt worden ist, zu den allermisslichsten sprachwissenschaftlichen Hypothesen, da ja schon innerhalb der „Grundsprache" keine unbekleideten Stämme als solche zur Verfügung standen. Wenigstens in späteren Sprachperioden können Formen, die den Anschein einer solchen Bildungsweise an sich haben, in der Regel nur auf indirektem Wege als analogische Neuschöpfungen aufgekommen sein (vgl. z. B. Joh. Schmidt K. Z. XXVI, 396 f., Thurneysen Bezzenb. Beitr. VIII, 280 über lat. *calebam, amabam, dabam* etc.). Eine Darlegung der Art und Weise, in welcher die betr. italischen Dialekte zu einer solchen Neubildung gelangten, wird nun aber hier gar sehr vermisst.

Ein weiterer Einwurf gegen die Büchelersche Erklärung — die Unwahrscheinlichkeiten, an denen Schleichers Aufstellungen leiden, liegen zu klar zu Tage, als dass wir uns dabei aufzuhalten brauchten — kann aus der Bedeutung des vorausgesetzten ersten Gliedes dieser Zusammensetzung hergeleitet werden. Es ist ja unbestreitbar, dass das Part. auf *-to* (= *-t*) recht häufig im aktiven oder wenigstens neutralen Sinne verwendet wird (wie in den oben angef. lat. Wörtern, umbr. *taśez* „*tacitus*", osk. *deivatuns* „*iurati*"), aber dies ist jedenfalls die Ausnahme, nicht die Regel, an die wir doch hier uns zu halten haben; es ist folglich nicht wahrscheinlich, dass ein **profat- -fed* = „probatus fuit" die Bedeutung „probavit" angenommen hätte. Man könnte es sich zwar möglicherweise denken, dass das in Bücheler's Weise aufgefasste *t*-Perfekt von neutralen Verbis mit daneben bestehenden Participien auf *-to* (man denke an die lateinischen „neutro-passiva") ausgegangen wäre, aber auch hierfür scheint jeglicher Anhalt zu fehlen. Aus diesem Gesichtspunkte scheint mir also die oben (S. 133 Anm.) angeführte Meinung Bergks, wonach *prúfatted* auf ein „probatum dedit" zurückgehen sollte, sinngemässer zu sein, obwohl dieselbe offenbar in formaler Beziehung zu Bedenken der allerschwersten Art Anlass giebt.

Die Corssensche Hypothese dürfte etwas leichter zu verteidigen sein, wenn sie auch nicht auf einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann. Denken wir uns nämlich, wie Corssen will, einen abgeleiteten Verbalstamm **profātā-*, wozu freilich genau entsprechende lateinische Analogieen ganz zu fehlen scheinen (vgl. doch *datā-re*, *pro-lātāre*, *ad-iūtā-re*, *iactā-re* etc.), so könnte davon ein Perf. **profāt-ed* gebildet werden, gerade wie osk. *ups-ed* vom St. *upsā-*, und unleugbar könnte ferner diese Perfektform des sekundären Verbums zum Primitivum in unmittelbare Beziehung treten, ebensogut wie z. B. das Lat. zum Präsens *quaero* das Perfekt u. Partic. Pass. vom erweiterten Stamme **quaisso- (quaeso)* bildet (Brugmann M. U. III, 130), oder zu *cano*

und *tueor* gewöhnlich die sekundären Bildungen *cantatus* und *tutatus* als Part. Perf. benutzt. Nachdem sich so die Abwandlung Präs. *profā-*, Perf. **profāt-ed* bei einem oder ein paar Verben festgesetzt hatte, war es möglich dies Präteritum direkt auf das Participium auf *-to* zu beziehen und, als Folge davon, zu andern gleichartigen Präsensstämmen das Perfekt unmittelbar von jenem Participium zu bilden, ohne dass ein abgeleitetes Verbum auf *-tā* als Mittelglied erforderlich gewesen wäre*). Allerdings muss man hierbei Corssens im Grunde

*) Dass einige wenige, ja sogar vereinzelte Formen unter geeigneten Vorbedingungen ganze Reihen von Analogiebildungen ins Leben rufen können, ist in der jüngsten Zeit so nachdrücklich und klar erwiesen worden (vgl. z. B. Brugmann M. U. III, 26. Bekannte Beispiele sind das gr. Perf. auf *-κα*, der Passivaor. auf *-θην*, die altind. Causativa mit dem Suff. *-p-aya-* u. s. w.), dass die Statuierung eines solchen Vorganges keinem principiellen Widerspruch begegnen kann. — Unter Berufung auf diesen Erfahrungssatz lässt sich vielleicht auch eine erträgliche Konjektur aufstellen über die Entstehung der anscheinend zum Perfektsystem gehörenden umbrischen Verbalformen mit dem Charakter *-nśi-* (Perf. Konj. III S. *combifia-nśi* „nuntiaverit", Fut. II *purdi-nśi-ust*, *purdi-nś-us* etc. „porrexerit", *combifia-nśi-ust*, *combifia-nś-ust* „nuntiaverit", *disleralinsust?*; vgl. *faśiu*, *faśu* „facere", Bücheler Umbr. 180), die neuerdings von Bechtel in Bezzenb. Beitr. VII, S. 6 f. besprochen worden sind (vgl. Bréal Tab. Eug. 129 f., Bücheler Umbr. 195 f., 46, Bugge Altital. Stud. 84). Gegen seine Ansicht, dieselben wären von einem Part. Präs. auf *-nt-i-* gebildet, spricht von anderem abgesehen der Umstand, dass die Verbindung *ti* sonst nicht in *si*, geschweige denn in *śi* (*combifiansiust*, *purdinsust* sind Schreibfehler) übergeht; *nesimo-* „proximus" ist nicht aus **nectimo-* entstanden, ebensowenig wie *maxumo-*, *oxime* aus **maghtemo-* u. s. f. Das *ś* (*ç*) muss hier wie sonst einem *k* entstammen und insofern hat Bücheler gewiss das Richtige getroffen, da er diese Formen auf Stämme wie **purdincio-* **combifiancio-* zurückführen will. Nur dürften dies eigentl. verbale Stämme gewesen sein, und ferner ist es nicht nötig vorauszusetzen, dass gerade die erwähnten Verbalst. jemals als solche selbständig existiert hätten. Sondern wir können uns mit der allerdings unbeweisbaren, aber vom apriorischen Gesichtspunkte unzweifelhaft zulässigen Annahme begnügen, dass es im Umbrischen einen oder mehrere Fälle gegeben habe, wo ein langvokalisch anslautender Verbalstamm und ein davon abgeleiteter auf *-nki(o)* in der erforderlichen Weise zu einem „a verbo" verbunden waren, und dass die in Rede stehenden speziellen Fälle

für seine Ansicht unwesentliche Erklärung der Perf. *profat(t)ed*, *upsed* aus Grundformen wie **profat(ā)-fed*, **ups(ā)-fed* fallen lassen. *ūpsed* (Plur. *uupsens*, Corssen Ausspr. I, 554), vgl. umbr. *oseto* (lat. **opsita*) „facta" (anders Jordan Quaest. Umbr. 11 f.), *prúffed* „probavit", vgl. *prúftúset* „probata sunt" (wie spätl. *probitus, rogitus, vocitus* Schuchardt I, 36), und wohl auch *urust* „oraverit", umbr. *portust* „portaverit" sind nach Analogie der primären Verba mit starkem Perfekt gebildet (vgl. Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 53); im Latein würden etwa Perfektformen wie **ŏps-it, *prŏb-it* (Muster *fŏd-it* etc.), **port-it* oder viell. **port-uit* entsprechen (vgl. z. B. lat. *mŏnerint, colerat* Neue II, 481, 490, *plicui* : *plicavi* u. ä.). Demnach hätten wir uns also osk. *prúfatted* als ein

---

danach auf dem Wege der Analogiebildung entstanden seien, indem das Element *-nki-* zur deutlicheren Ausprägung des Tempuscharakters brauchbar erschien, oder richtiger gesagt, infolge falscher Formenanalyse als Tempuschar. mitempfunden wurde. Setzen wir z. B. den Fall, dass der umbrische Dialekt aus irgend einem Anlass darauf verfallen wäre, die beiden im Latein selbständig nebeneinander hergehenden Verba „binden", das primäre *vei-, vī-, viē-(re)* — vgl. umbr. *eveietu* „evincito" oder „evincito"? Büchel. Umbr. 142 — und das sekundäre *vi-nk-i(o)-* (wie *vinco* : *vei-* = indog. g^2ei-; Thurneysen Lat. Vba auf *-io* 33) — vgl. umbr. *previślatu* (neben *previlatu*) „praevinculato" nach Büchel. — zu einem Paradigma zu verbinden, und zwar in der Weise, dass *vinki-*, **vinśi-* (*ś* = *k* = idg. k^2, wie in *pruseśia, pruseśetu* : *prusekatu*) als Perfektstamm, wenigstens konjunktivischer und futuraler, benutzt wurde: **vinśi*, **vinśiust* „vinxerit", so begreift es sich, dass das Verbum *pur-di-* (*purtiius* „porrexeris", wovon nach Bréal und Bücheler das einmalige *purtitius* nur eine Verschreibung ist, Part. *purditom*, Adj. *purțifele*, wie *titu ditu* „dato", *dia* „det" wahrscheinl. von einer Wz. *d-ei*, vgl. *d-eu, duim, -am*, umbr. *purdovitu* : *dō*, lat. *condio, audio* [gr. ἐσθίω] Bréal T. E. 60) sich an dies Muster hätte anschliessen können: **purdi-nś-i*, *purdi-nśi-ust*, ohne jemals vor und ausserhalb diesen neugeschaffenen Formen einen, an sich wohl denkbaren, St. **purdinki(o)-* neben sich gehabt zu haben. Nachdem durch diese und ähnliche Bildungen die Stammerweiterung *-nki-*, *-nśi-* das Aussehen eines Tempuscharakters bekommen hatte, wäre sie dann ferner auf *ā*-Stämme wie *kombifiā-* übertragen worden, wenn man nicht etwa auch hier lieber annehmen wollte, dass ein oder mehrere Doppelwörter auf *-ā-* und auf *-anki-* (man denke beispielshalber etwa an lat. *sancio* : *sānus?*) das Muster geliefert hätten.

lat. **probāt-it* vorzustellen. Das doppelte *t* müsste folglich im Oskischen sekundär entwickelt sein, wie auch schon wiederholt behauptet worden ist; s. Bugge und Lottner a. d. oben angeführten Stellen, Merguet Entw. d. lat. Formenb. 233 f. und vgl. Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 7 Anm. Dass diese Doppelung rein graphischer Natur sein sollte, ist nicht wahrscheinlich, da sie in den erhaltenen Monumenten mit sehr bemerkenswerter Konsequenz durchgeführt ist. Auf den im einheimischen Alphabete und mit (mehr oder weniger strenger) Beobachtung der Konsonantengemination abgefassten osk. Inschriften ist bisher, wenigstens soviel ich weiss, die Schreibung mit einfachem *t* nur einmal zum Vorschein gekommen, näml. in *[d]uunated* „donavit" Zvet. 17 (s. Pauli oben II, 90 f.), während das doppelte *t* sehr häufig gefunden wird, z. B. Zvet. 1 (aus dem Aequerlande) *prufatted*, 16 (Bovianum) *dadíkatted* „dedicavit", 18 (Bovianum) *prúfatted*, 19 (Bov.) *prúfatted*, 56 (Cipp. Ab.) *tríbarakattuset* 2m., *tríbarakattíns* „aedificaverint", 62 (Pompeji) *terem[nat]tens, teremnattens* „terminaverunt", *prúfattens*, 63 (Pomp.) *prúfatted*, 64 (Pomp.) *prúfatted*, 65 (Pomp.) *prúfattd*, 70 (Pomp.) *[prúfa]tted*, 73 (Pomp.) *teremnatt[ens]*, 75 (Pomp.) ...*ttens; profated* in der lateinisch und ohne Gemination *(amanafed)* geschriebenen Inschr. Zvet. 7 und die auf der bekanntlich in Bezug auf die Konsonantengemination ganz unzuverlässigen Tab. Bant. vorkommenden Formen *lamatir, angetuzet* — die übrigens hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum *t*-Perfekt erst noch zu besprechen sind — können natürlich hier nicht mitzählen. Die Verdoppelung des *t* in der Konjugationsfuge wird also allem Anschein nach in der wirklichen Aussprache begründet sein und vom Standpunkte der modifizierten Corssenschen Erklärung wird man zu der Annahme genötigt, dass *tt* durch oskische (oder vielleicht oskisch-sabellische) Lautentwickelung aus dem einfachen Tempuscharakter *t* entstanden sei, eine Annahme, deren Berechtigung ausser Zweifel zu sein scheint, wenn auch der Umfang und die Beschaffen-

heit der oskischen Sprachreste in solchen Dingen ein abschliessendes Urteil nicht gestatten.

Gemination eines etymologisch einfachen Konsonanten tritt bekanntlich auch im Latein, dem klassischen wie dem vulgären, recht häufig ein, und vorzugsweise in der Stellung zwischen zwei Vokalen, wovon der erste lang und betont war; gewöhnlich ist dann später dieser Vokal vor der Doppelkonsonanz verkürzt worden*). Es wird genügen, einige derartige Fälle aus dem hier zunächst interessierenden Bereich der Tenues herauszuheben, wie z. B. *Appuleius, Apuleius; cippus (*vulgärl. *ĭ), Cīpus,* Preller-Jordan R. Myth. I, 318, *ceip.*, Amtsbezeichnung(?) auf der Fucinerbronze, Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 490, Jordan Hermes XV, 9 f. (gemeinsame Grundbed. „Häuptling", „Spitze", κεφαλίτης. κορυφαῖος. *cīpus* : *caput* = osk. *sipus* : *sapiens*, lat. *sībus*, Rhein. Mus. XXXVII, 518 Anm.: *(in-subidus)* σαφής, σοφός. Vgl. auch *caepa capitata* und Jordan Kr. Beitr. 114)**); *Juppiter; lippus; stuppa, stūpa; vappa, vappo* (Ablaut zu *văpos); bacca?, băca; muccus, mūcus;* vulgärl. *brūttus* (Wölfflins Archiv I, 253); *futtilis, fūtilis; glittus* (Wz. *glĭ*, vgl. Curtius Et.[5] 367); *gluttus gluttio, glūtus glūtio; guttus gūtus; littera (*vulgärl. *ĭ), lītera leitera; mitto (*vulgärl. *ĭ)* wohl aus **mītō* (: lit. *metù* wie *sīca* : *secare; cosmittere?);* vulgärl. **quīttus* od. **quīttidus*, nach Förster Rhein. Mus. XXXIII, 296, neben *quietus;* vulgärl. *tōttus* (a. a. O. 298); *vitta* (nach dem Roman. ĭ, Marx s. v.) : *vī* „binden"; *cæcuttio, fri(n)guttio*

---

*) Vgl. Corssen Ausspr. I, 38, 176 f., 226 f., 249 f. u. a. St. (Beitr. z. it. Spr. 90), Pauli K. Z. XVIII, 1 ff. (Gemination der Tenues), Jordan Hermes XVI, 51 f., Bücheler in Marx' Hülfsbüchlein S. VI, Bährens Fleckeisens Jahrb. 1883, S. 774 ff.

**) Es mag gestattet sein, hieran die Bemerkung zu knüpfen, dass das germ. W. *Haupt* (got. *haubith* u. s. f., s. Kluge Et. Wbch) bei Zusammenhaltung mit dem it. Wurzelpaare *kap-, kĭp-* (vollere Vokalst. *keip-* oder *kaip-*) vielleicht eine einfache Erklärung bekommt: germ. **kaup-(ut-om) : cīp(us) : cap(ut)* verhalten sich wie z. B. die Wz. „*stup : stip : stap*" u. ä. Erzeugnisse der wurzelhaften Stammbildung („Wurzelvariation)". Das altn. *höfoð* (Noreen Altn. Gr. I, §. 111) würde also dem lat. *caput* gleichgesetzt und als uralte Variante zu *haufuð* betrachtet werden können.

u. ä. Weiteres s. bes. bei Pauli a. a. O. Dass in den allermeisten der genannten Beispiele die Geminata nicht ursprünglich sein kann, leuchtet unmittelbar ein. Was im besonderen das *tt* betrifft, so giebt uns das bekannte lateinische und gemeinitalische (umbr. *frosetom* „*frausatum", osk. ϝερσορει „Versori") Assibilationsgesetz (Fröhde, Bezzenb. Beitr. I, 177 ff., vgl. Brugmann M. U. III, 133) volle Sicherheit dafür, dass es nicht etwa aus der ursprünglichen Verbindung von einem Dentalen mit folgendem *t* entstanden ist*). Dem zu Grunde liegenden Lautgesetze ist man noch nicht auf die Spur gekommen, wenn man auch vermuten darf, dass die Beschaffenheit des vorhergehenden (etwa „scharf geschnittenen" und steigenden) Accentes von wesentlichem Einfluss gewesen sei. Ebenso ist unklar, inwieweit diese Erscheinung dialektischer Natur sein mag. — Gehen wir nun zum Oskischen über, so nehmen wir dort in gleicher Weise eine sporadische Konsonantengemination wahr, die ebenfalls mit einer gewissen Vorliebe hinter ursprünglich langen (einschliesslich der Diphthongen) und, nach dem Latein zu schliessen, hochbetonten Vokalen erscheint. Verhältnismässig häufig ist auch hier die Doppelung des *t* vertreten. Ausser den fraglichen Formen des *t*-Perfekts kommen folgende Beispiele vor: Cipp. Ab. 53 *[a]íttíúm* = „partium", „portionum" nach Büchelers evidenter Ergänzung und Erklärung. Auf der Tab. Bant. findet sich der dazugehörige Gen. S. *aeteis* „partis". Als Grundform des Stammes ist ein **ai-ti-* anzusetzen, welches wahrscheinlicher Weise, wie Bücheler will (Bruns Font.[4] 47 f.; vgl. Bezzenberger in seinen Beitr. IV, 323 f.), mit gr. αἶσα, vielleicht auch mit αἰτέω, αἴνυμαι (dessen ehemaliger konsonantischer Anlaut, Knös De dig. 171, Curtius Vbm I[2], 167, doch wohl ziemlich zweifelhaft ist) zusammengestellt werden darf. Entstehung aus **ait-ti-* vorauszusetzen wäre, nach dem vorher Bemerkten,

*) In *cette (*cedite)*, *cottidie (*quotitei-die*, Joh. Schmidt K. Z. XXV, 94 Anm. 1; in der Aussprache verkürzt zu *cŏtidie*, wie *ŏperio*, *ŏfella* etc., Havet De saturn. lat. v. 416 n. 5), *adgret(t?)us*, *egretus*, *matus* u. ä. ist diese Verbindung von späterem Datum.

nur so möglich, dass man Association mit solchen Stämmen annähme, wo das Suff. *-ti* unversehrt bleiben musste. — *üittiuf* (Cipp. Ab. 2m.) „usus" muss aus demselben Grunde (Bugge Altital. Stud. 6) unmittelbar vom Stamme *oit-* mittels des Suff. *-ion* gebildet sein (lat. **utio*); vgl. *tang-in-om, [kí]m-parak-in-eis, tríbarakk-iuf*. — Στατπιηις „Statii" Zvet. 160 (Messana), neben sonstigem *Staatiis, Statiis, Statie*. Die Inschr. ist sonst in orthographischer Beziehung ganz untadelhaft, denn die Gemination in [Α]πελλουνηι „Apollini" begegnet wieder auf der neulich entdeckten pompejanischen Inschr. Rhein. Mus. XXXVII, 644 (Jordan Symb. ad hist. rel. it., Progr. Königsberg 1883, S. 16) und scheint somit regelrecht zu sein; vgl. lat. *struppus* = στρόφος, *nummus*, wenn = νόμος. — *alttram alttr[úis]* (Cipp. Ab.), *alttrei* (Zvet. 9, Weiheinschr. v. Agnone. 2m. — daneben *entrai* „*Interae" 2m.); *pinttram* „pontem" (Zvet. 62, Pomp.). — Diese beiden letztgenannten Fälle können insofern von den vorhergehenden verschieden sein, als die Synkopierung des zwischen *t-r* einst vorhandenen Suffixvokals (**pont-erā*:*pont(i)-*, wie lat. *arc-era*:*arca*, *priveras*:*privas*? Möglich ist auch die gewöhnliche Etymologie **pont(i)-trā*, wobei wohl spätere Aufhebung oder Nichtgeltung des Dentalgesetzes anzunehmen wäre) zur Gemination beigetragen haben mag. Was die übrigen angeht, könnte man auf den Verdacht kommen, dass hier die Nachbarschaft des folgenden *i* nicht ohne Einfluss gewesen sei, da verdoppelte Konsonanten in dieser Stellung verhältnismässig oft angetroffen werden, und zwar nach kurzen wie nach langen Vokalen: *Akudunniad* „Aquilōniā", *dekmanniúís* „decumānis" (*Minnieis* neben *Minieis, Mínieis* „Min(n)ii", *Silli* n. *Silies* „Si(l)lius"), und andererseits *kímbennieis* (auch auf der neuen, oben erwähnten pomp. Inschr. *kímbenni[eís]*) „conventus", wohl = „*convĕnii" Neutr., *teremenniú* „*terminia", *Vítelliú* neben *Víteliú* „Italia" (*tríbarakk-iuf* „aedificatio"? Stamm *tríb-ark-?*, Corssen Ausspr. II, 388); vgl. die Gemination vor *v* in *dekkviarim, Helleviis* neben *Helevii* (auch päl. *Helevis, Elevis*), *Helvi*.. „Helvius". Indessen, auch so

würden die angezogenen Analogieen für die Annahme eines urspr. einfachen *t* als Tempuscharakter des *t*-Perfekts nicht völlig entwertet werden, indem wohl in Bezug hierauf die Ausrede zulässig wäre, dass mehrere Formen und besonders die III. Plur. des perfektischen Optativs auf *-iē-* haben auslauten müssen, bevor die Reduktion dieses Modalsuffixes zu *-i-*, *-í-* *(hipid, tríbarakattíns)* stattfand (s. Bücheler Umbr. 196 zu umbr. *stiteteies* „stiterint"). Mit Beiseitelassung von solchen haltlosen Möglichkeiten dürfen wir es jedoch auf Grund des oben Angeführten als eine — nach den Ansprüchen, die hier gestellt werden können — wohlbegründete Annahme betrachten, dass das *tt* des Osk. Perfekts, wie in anderen Fällen, aus ursprünglich einfachem *t* hervorgegangen sein könne.*) Es mag in diesem Zusammenhange nur noch hingewiesen werden auf die osk. Perf. mit dem Ausgange *-ffed*, wo der Ursprung der Geminata aus einfachem *f* ganz wahrscheinlich ist und die daher — bei aller Verschiedenheit der betr. Laute — für die uns hier beschäftigende Frage wegen derer auf *-tted* nicht unwichtig sind. Es sind dies die bekannten Formen *prúffed* (2 mal), *aamanaffed* (4 mal); daneben mit einfachem *f* *aíkdafed* (1 mal). *prúffed* entspricht, wie mir scheint, ganz unverkennbar einem lateinischen **prōb-it* (s. oben S. 137) und würde somit auf **prōf-ed* zurückgehen. Es liegt gar kein Anlass vor, dasselbe durch abnorme Synkopierung des langen *ā* aus **profā-fed* herzuleiten, wie ja auch das Part. *prúftú* keineswegs auf einer Grundform **pro-*

*) Dahingestellt bleibt, ausser dem Grunde und der äusseren Geschichte dieser Erscheinung, wie die Doppelschreibung in allen diesen Fällen phonetisch zu evalvieren ist, ob sie wirkliche Doppelkonsonanz, lange Quantität des Konsonanten, oder vielleicht nur „geschärfte" Aussprache desselben („Fortis") bezeichnet und wie der vorhergehende Vokal in Bezug auf Quantität und Betonung sich genauer verhielt. Die oben gebrauchten Termini „Gemination", „Doppelung" sollen nur besagen, dass hier eine lautliche Entwickelung stattgefunden, die zu der Schriftgeminata Veranlassung gegeben hat.

fāto- basiert. Was ferner die Perfekte *aamanaffed**), *aikdafed* angeht, so kann es kaum zweifelhaft sein, dass sie zu den italischen (wie allgemein angenommen wird, italisch-keltischen) *f-b*-Tempora gehören, wie osk. *fufans* „erant“, lat. *dabo dabam* etc. (vgl. Thurneysen Bezzenb. Beitr. VIII, 280 f.). Das *f* war noch im Gemeinitalischen als Bildungselement für ein präteritales Tempus, das Impf., verwendet worden; es lag daher sehr nahe dasselbe auch in das allgemeine Präteritum, das Perf., einzuführen**), wie ja auch im Latein der Aorist- und Futurcharakter *s* in das Perfektsystem eingedrungen ist.

Also, von Seiten der Lautlehre dürfte nichts von Belang der Verbindung des *t*-Perfekts mit dem Part. auf *-to* im Wege stehen. Glücklicherweise ist es nun aber nicht nötig, mit Corssen den allerdings wenig anmutenden Umweg über abgeleitete Verba der *ā*-Konjugation zurückzulegen, denn, vorausgesetzt dass das doppelte *tt* im Oskischen auf ein einfaches reduciert werden darf, können wir mit den zu Anfang citierten Gewährsmännern annehmen, dass diese Tempusform ihrem Ursprunge nach viel älter ist als die Sonderexistenz der italischen Sprachen, und wir sind dadurch vom italischen Standpunkte aus eigentlich der Verpflichtung enthoben nach ihrer Entstehung zu forschen; d. h., das italische *t*-Präteritum ist wahrscheinlich im Grunde einer und derselben Bildung mit dem gleichbenannten altirischen Tempus und dem

---

*) Nach Bugge Altital. Stud. 17 sollte der Stamm dieses Wortes **man(a)f-* = **mandh-* sein, was schon wegen *aikdafed* nicht recht glaublich ist.

**) Auch das Umbr. scheint ein *f*-Perfekt besessen zu haben. Hierfür sprechen — von den noch zweifelhaften *pihafei, -i, heriſs* (vgl. Bréal T. E. 361 n. 2, 250, Bücheler Umbr. 199, Balser Fleckeisens Jahrb. 1884, S. 123 f.) abgesehen — die Fut. II wie *ampr-e-fuus* „ambieris“, III Pl. *ambr-e-furent* (vgl. Brugmann M. U. III, 50). **e-f-ust* verhält sich zu *i-ust* ungefähr so wie lat. *i-v-erit* : *i-erit*; in den volleren Formen sind die Perfektcharaktere, bezw. *f* und *v*, zwischen Stamm und Endung hinzugetreten. Vgl. die interessanten Bemerkungen Gröbers über die vulgärl. Impf. **florē-am*, **finī-am*, **legē-am*, Wölfflins Arch. I, 228.

„schwachen" germanischen Präteritum. Das altirische *t*-Präteritum wird vorzugsweise von konsonantisch auslautenden Verbalwurzeln gebildet, wie *al-t* „educavit" : *alim* (alo), *as-ber-t* „dixit" : *berim* (fero), *arroét* „accepit" : *airimim* (emo), *éracht* „surrexit" : *éirgim* (rego), jedoch auch von vokalischen, wie z. B. *dith* „suxit" : *dinim* (verw. m. θῆσθαι, *fēlare*); s. Windisch Kuhns Beitr. VIII, 442 f., Kurzgef. Ir. Gr. S. 64 f. Das schwache germanische Präteritum hat bekanntlich seine hauptsächlichste Anwendung im abgeleiteten Verbum (got. *nasida, habaida, salbôda*), daneben kommt es auch in mehreren primären Verben vor (got. *thûhta, vissa, kuntha* etc.). Darüber dass der Anlaut seines Suffixes als indog. *t* anzusetzen sei, kann wohl nunmehr nach H. Möllers Darlegungen, Paul-Braunes Beitr. VII, 457 ff., kein Zweifel bestehen. Ebensowenig wird man umhin können mit Möller (u. Windisch) die beiden *t*-Tempora, das irische und das germanische, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Wenn aber die Sachen so liegen, müssten es offenbar sehr triftige Gründe sein, die uns veranlassen sollten, das italische *t*-Präteritum von jenen beiden ganz zu trennen. Einer der hier möglichen Einwürfe, und zwar der wichtigste, ist schon im voraus beleuchtet und wesentlich zu entkräften versucht worden. Ganz verschwindend neben diesem Hauptbedenken ist eine andere Schwierigkeit, die verhältnismässig sehr geringe Verbreitung dieses Tempus innerhalb der italischen Dialekte, unter welchen allerdings ausser dem Oskischen nur der mit diesem nahe verwandte pälignische Dialekt mit Sicherheit hierhergehörige Formen aufzuweisen hat: *coisatens* „curarunt", Rhein. Mus. XXXII, 640, Gamurrini Append. 942, *locatin* „locaverunt", Rhein. Mus. XXXIII, 41 Anm., Gam. 943*).

*) Volsk. *sistiatiens* „statuerunt" (Tab. Velit., Mommsen Unterit. Dial. 320, Fabretti 2736), welche Form gewöhnlich als *t*-Perf. betrachtet wird, ist von Bücheler Lex. It. XXVI sehr ansprechend als [„starkes"] Perf. des St. *stati-* (umbr. *statita* „statuta") gefasst worden. Mit diesem wird gew. *sest.a.plens* (vgl. Tab. Bant. *pocapi.t* u. dgl.) der angeblich Sulmonensischen Inschr. C. I. L. I, p. 555, Fabr. 2883 (vgl. Corssen K. Z.

Unsere Überlieferung der it. Sprachen ist aber in innerer wie in äusserer Beziehung so lückenhaft und inkonsequent, dass aus dem Schweigen der lateinischen und umbrischen Dialekte kein irgendwie sicherer Schluss gezogen werden kann. Es kann dem *t*-Perf. ähnlich ergangen sein wie dem zweifellos gemeinitalischen *f-(b-)*-Futurum, das nur in einer Hauptmundart, der lateinischen, aufbewahrt worden ist. Als die, wenigstens zur Zeit, haltbarste Erklärung des it. *t*-Perf. darf also diejenige bezeichnet werden, wonach demselben ein voritalisches *t*-Tempus zu Grunde liegen soll; wahrscheinlicherweise wird dies ein „Aorist" gewesen sein*), der dann auf italischem Boden perfektische Beugung und Funktionen annahm (vgl. die *f*- und *s*-Perf.). Die genauere Ermittelung seiner Stammbildung fällt der allgemeinen vergl. Grammatik zu; doch darf man vorläufig glauben, dass dieses Tempus, ebenso wie die Präsentia auf *-tō*, *-τω* (G. Meyer Gr. §. 498, Curtius Vbm I², 232 f.; vgl. auch Mommsen Unterit. Dial. 237), zum Part. auf *-to* in allernächster Beziehung steht**),

XXII, 308) zusammengehalten und demnach *sestattens* (Corssen), oder wahrscheinlicher *sestatiens*, *sestiatiens* (Bugge K. Z. XXII, 388, Altital. Stud. 82, Bücheler a. a. O., vgl. Umbr. 116) emendiert. Anders Zeyss K. Z. XX, 181 f., Bergk Kl. phil. Schr. I, 522. — Sollte man nicht mit leichterer Änderung *sestapiens* lesen können, Perf. zu einem Vbm **stapi-(-ei-)* = skr. *sthāpay-* „stellen", von der idg. Wz. *stăp* (Curtius Et.⁵ 214; ob *stapia* ein echtlat. Wort sei, ist wohl fraglich)? — Schliesslich mag noch das dunkle *(eituam)amatens(uenalinam)* der marsischen Bronze von Rapino (Fabr. 2741) erwähnt werden; vgl. Bugge K. Z. XXII, 466.

*) Auch im Griechischen giebt es gewisse Ansätze zu einem *t*-Aor., Curtius Vbm II², 10 f.

**) Die Aktivierung erfolgte zugleich mit der Anfügung der aktiven Flexionsendungen, gleichwie lat. *iactare* das Intens. zu *iacere* und nicht zu *iaci* bildet. — An dieser Stelle mag noch in aller Kürze darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch ein paar andere ital. Perfektstämme mit (oft passiv oder neutral gebrauchten) Participien oder participartigen Adjektiven verwandt zu sein scheinen: näml. erstens die umbr. Fut. II, III S. *apelust* „impenderit", *entelust* „intenderit", die Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 7 in sehr beachtenswerter Weise von St. auf *-lo*, **ampendlo-*, **entendlo-* [vgl. *protelum* = **protendlum*; *ex-em-p-lum* „herausgenommenes",

denn wo man anders anknüpfen könnte, ist nicht ersichtlich. Und es ist sehr wohl denkbar, dass noch im Italischen die alte Verwandtschaft gefühlt wurde, ehe die beiden Formen in innerer und äusserer Hinsicht (Eintritt der „Gemination" im *t*-Perf.) auseinandergingen. Wir würden somit zu dem Resultate gelangt sein, dass die zu Anfang aufgezählten verschiedenen Ansichten der Hauptsache nach auf eine und dieselbe herauskommen.

Es erübrigt nur noch, ein paar Einzelfragen zu besprechen. Die erste betrifft die bekannte Form *angetuzet* (*anget.uzet*, wie *medicat.inom*, *tribarakat.tuset* u. dgl.) Tab. Bant. 20 (vgl. A. St. III die Abh. über *essuf*). Dass wir hier eine III Pl. des Fut. II vor uns haben, ist längst erkannt worden, wie auch dass die Wortbedeutung die eines Verbi des Wollens oder des Befehlens sein müsse: „proposuerint" Bücheler Bruns Font.[4] 49, oder besser „indixerint", „iusserint", Rh. Mus. XXX 438, Lex. It. V. Gehen wir nun zur etymologischen Analyse über, so muss vorerst bemerkt werden, dass die von Bugge (K. Z. XXII, 404) in Z. 2 nach der Mommsenschen Lesung *q. moltam. angit.u(g?)* (Zvetaieff: *angitu...*) rekonstruierte Singularform **angitust* hierbei keine massgebende Bedeutung haben kann, seitdem Bruns durch eigene sorgfältige Untersuchung der Bronze festgestellt hat, dass in Wirklichkeit nur Q. MOLTAM ANGII V... zu lesen ist (Font.[3] 311). Dass ein „indixerit", „irrogaverit" soweit man jetzt urteilen kann, an dieser Stelle durchaus sinngemäss sein würde, und dass demzufolge der Singular zu *angetuzet* — ob korrekt oder verschrieben, wissen wir nicht — einst dagestanden haben mag, soll damit natür-

„-zunehmendes", *iaculum rete*, *stragulus*, die Adj. auf *-li*, *agilis*, *incīlis*, *incīlare*, umbr. *iseceles?* „insectis" Büchel., gr. βέβηλος, ψιλός etc., Osthoff Forschungen I, 168 f., 188] abgeleitet hat (andere in lautlicher Hinsicht schwierige Erkl. Bücheler Umbr. 183, 186); und zweitens das wahrscheinlich vorital. Perf. auf lat. *-ui*, *-vi* (s. Möller Paul-Braunes Beitr. VII, 469, Fick Gött. G. A. 1883, S. 594) in seinem Verhältnis zu den Part. auf *-uo* (Bugge Altital. Stud. 21 f., Möller a. a. O. 461, Anm. 2): *desīvi* (desii): **desīvus* in *desīvare* (s. O. Müller zu Paul. F. p. 72, 13), *ingenui* : *ingenuus*, *serui* : *servus* u. s. f., osk. *fefacust* „fecerit" : *facus* „factus".

lich nicht geleugnet werden. Vielmehr glaube ich, dass auch diese Möglichkeit gegen Bréals Vorschlag, **anteguzet* (Wz. *tag* = *tang, tanginom* etc.) statt *angetuzet* zu lesen (Mém. de la Soc. de L. IV, 396), geltend gemacht werden darf. Jedenfalls aber hat man sich in sonstiger Hinsicht einzig und allein an die Form *angetuzet*, mit *e* in der zweiten Silbe, zu halten. Ich möchte nun vorschlagen dieselbe als **ange(n)tuze(n)t* zu lesen, d. h. in der zweiten Silbe ein *n* hinzuzudenken. Dass Nasale vor folgendem Verschlusslaut fehlen, ist bekanntlich eine auf italischen (Corssen Musspr. I, 256 f., 261, 263, Bücheler Rhein. Mus. XXXVII, 525 f., Ders. Umbr. 185, Bréal T. E. 330, 332, Kirchhoff Stadtr. v. Bantia 11) wie griechischen (Blass Ausspr.[2] 73, G. Meyer Gr. §. 294) Denkmälern öfters begegnende Erscheinung, die in den seltensten Fällen in einem wirklichen Verstummen der Nasale ihren Grund haben wird, sondern, soweit sie überhaupt phonetisch motiviert ist, hauptsächlich darauf zu beruhen scheint, dass ein Nasal in dieser Stellung relativ schwach (reduciert) klingt, indem die für den akustischen Charakter der Nasale so höchst wichtige Lösung des betr. Mundverschlusses *(venio, sumus)* in den Verbindungen wie *mp, nk, nt* etc. erst beim Schluss der Explosiven *p, t, k* u. s. f. eintritt und somit für jene Nasenlaute in Wegfall kommt*). Selbstverständlich wird hierbei der Nasal um so viel weniger ins Ohr fallen, wenn die betreffende Silbe tonlos ist, da ja überhaupt alle Laute einer unbetonten Silbe weniger energisch artikuliert werden. Im Oskischen kommt nun auch die Auslassung eines solchen Nasals am häufigsten in flexivischen Silben vor, wie *set* = umbr. *sent* : *prüftüset, statüs.püs.set* „*stati qui sunt" *scriftas. set* „scriptae sunt" (überall ist Tonanschluss an das vorhergehende Wort möglich), *amfret* „ambiunt" (wohl = **amfrient*, vgl. etwa Σεστες, *Papes*, Corssen Beitr. z. it. Spr. 568), *staíet* „stant", *censazet, tríbarakattuset, angetuzet* — wogegen

*) Hieraus sind auch zum Teil die in solcher Nachbarschaft vorkommenden Verwechselungen von *m* und *n* (Schmitz Beitr. z. lat. Sprach- u. Lit.-K. 65 f.) zu erklären.

die volle Schreibung nur ausnahmsweise erscheint: *eestint (-*st(a)-int?)* „extant“, *stahint, stahint = staiet* — und ferner wohl die pronominale Akkusativform *ekak* = **ekank* „hanc“ (Zvet. 62, 63, 65), wo meines Erachtens die gew. Erklärung nicht mit Recht von Pauli der Willkürlichkeit bezichtigt wird (A. St. II, 107); da sie noch ausserdem in der häufigen Weglassung des Schluss-*m* auf diesen pompejanischen Inschriften *(via, ini, isidu, passtata, tiurri, [tr]ííbu)* eine gewisse Stütze findet. In Ableitungs- und Wurzelsilben werden nur je zwei Beispiele gefunden: *araget[ud], aragetud* Zvet. 57, 58 (Nola), welches Wort in Bezug auf das Suffix schwerlich vom lat. *argentum* getrennt werden kann, *aret[ikai]* neben *arentik[ai]* auf der Capuanischen Bleitafel Zvet. 50, Rhein. Mus. XXXIII, S. 6, und Λαπονις = „Lamponius“ (vgl. lat. *Tapios, Seproni*), *Freternum* = „Frenternorum“ (Frentranorum), wie doch wohl die Münzaufschrift Zvet. 164 b. zu verstehen sein wird (vgl. Fabr. Gloss. Sp. 524). — Schon hieraus dürfte zur Genüge erhellen, dass die Ergänzung eines *n* in der zweiten Silbe des W. *angetuzet*, wenn sie auch nicht besonders einleuchtend ist, doch nicht als ungerechtfertigte Kühnheit hingestellt werden kann. Es kommt nun aber als weiterer Berechtigungsgrund hinzu die bekanntermaassen in hohem Grade inkonsequente und verwahrloste Orthographie der Bantinischen Bronze. Besonders ist daran zu erinnern, dass ein *n* in *mistreis* (Z. 18) neben zweimaligem *minstreis* fehlt (die eigentümliche Natur dieses *n* geht uns hier nicht an), während es umgekehrt in *deivatuns* = Nom. pl. „*iurati*“ (nach der gew. und, wie ich glaube, richtigen Erklärung) falscher Zusatz ist, und dass in *atrud* (Z. 24) „altero“ sogar ein *l* vor *t* ausgelassen worden ist. Schliesslich könnte auch die gewohnheitsmässige Weglassung des Nasals in der vierten Silbe von *anget.uzet* zu der nasallosen Schreibung der zweiten wesentlich beigetragen haben, denn der eilfertige Schreiber oder Graveur hat sich offenbar dann und wann, nach gewöhnlicher Abschreiberart, durch ein benachbartes, bes. ein folgendes Element oder Wort beeinflussen lassen; wie z. B. in

Z. 19 *Sansae* f. *Bansae*, *tautám* f. *toutam*, 9 *pous touto* (wie diese Form mit sonstigem *pus* anders zu vereinigen wäre, ist schwer einzusehen; vgl. Bugge Altital. Stud. 75 f.) *deivatuns tanginom deicans* (? S. oben), Z. 22 *paei eizeis fust pae*, Z. 25 *phim pruhipid* (Bréal Mém. IV, 397) u. a.

Die Etymologie der so nach Möglichkeit sichergestellten Form **angentuzent* giebt sich beinahe von selbst. Wie Bücheler erkannt hat, ist vorne die Präposition *an* (umbr. *an-tentu*, lat. *anaxare*, *anhelare*) abzutrennen. Was zurückbleibt, ist ein Fut. II gebildet vom *t*-Perf. *gen-t-*, III S. **gented*, der Wz. *gen*, *gn-ā gn-ō* „noscere“. Zur Bedeutungsentwickelung vergleiche man z. B. lat. *sciscere*, *scitum* : *scire*, osk. *tanginúd* „scitu“ : *tongere* „nosse“ etc. (Lex. It. XXVII), gr. γνῶναι, deutsch „erkennen“. In Bezug auf die vorgetretene Präposition *an* mag etwa an lat. *indicere*, *imputare*, *irrogare*, *instipulari* (umbr. *anstiplatu*, s. Bücheler Umbr. 44) erinnert werden. Was das Formelle betrifft, so ist es hier nicht nötig, auf die schwierige Frage einzugehen, von welcher Gestalt der Wurzel, der „einfachen“ *gen**) oder der „suffigierten“ *gn-ā* (*gen-ā*), die oskische Form abzuleiten sei. Im allgemeinen steht ja fest, dass diese letztere entweder die indog. „Mittelstufe“ *gen* oder die „Tiefstufe“ „*gn*“ (mit „Nasalis sonans“, und zwar, wie ich glaube, sowohl einfacher, wie sog. „langer“) repräsentieren muss. Vielleicht liegt dieselbe Wurzel mit dem nämlichen Vokalismus in noch einem andern it. Worte vor, im lat. Adj. *ingens*. Seine Bedeutung „ungeheuer, ausserordentlich, gewaltig“, die ohne Zweifel die primäre ist (vgl. Ter. Ad.

*) Einen gegenwärtig wenig beachteten Beleg dieser Wurzelform liefert das gr. γέγωνε „macht sich durch Rufen bemerkbar“, eigl. „ist erkennbar“, nach Ficks höchst ansprechender Etymologie, Wbch II, 93. Die neutrale Bedeutung wie in γέγονα, πέποιθα, ἐγρήγορα, ἔρρωγα u. s. f. Den Ablaut betreffend verweise ich auf Fälle wie lit. *bedu* : *fodio* : *fōdi*, sl. *melją*, germ. *melwa-* „Mehl“ : germ. *mala* : *mōl* u. dgl., und auf Mahlow Die l. Vok. 118 f. Es wird sich wohl immer mehr herausstellen, dass die *ē-ō-* und die *e-o*-Reihe im Grunde sehr nahe verwandt, wo nicht identisch sind.

721 *flagitia* — *ingentia* — *nova, capitalia*; *ingens immanisque, i. immensusque* Cic.), kann nämlich sehr wohl aus der von „unbekannt" (unerhört) entwickelt sein, vgl. z. B. das angels. *uncûd*, engl. *uncouth* „unbekannt (got. *unkunths*), unerhört, ungeschlacht". Von diesem germanischen Worte würde sich das lateinische nur insofern unterscheiden, als es nicht mit dem Suff. *-to*, sondern wie *inquies (inquietus), mansues (mansuetus)*, *damnas (damnatus)*, gr. ἀβλής, ἀγνώς etc. (Leo Meyer Vgl. Gr. II[1], 318 f., vgl. de Saussure Mém. de la Soc. de L. III, 197 f.) mit dem kürzeren *-t* gebildet zu sein schiene. Jedoch würde man wohl auch späteres Übertreten eines urspr. **ingento-* in die *i*-Deklination annehmen können, wie *for(c)tis* : skr. *dṛḍhá-*, *humilis* : χθαμαλός, *sterilis* : *sterilus* u. dgl. zeigen (vgl. auch *advosem* = adversarium Paul. F. 25). Die verschiedenen Erklärungen aus Wz. *gen* „gignere", welche Bechstein Curtius' Stud. VIII, 352 gesammelt und besprochen hat, scheinen mir der Bedeutung wegen weniger gut zu passen, während die scharfsinnige und in formaler Beziehung sehr bestechende Etymologie von Bury Bezzenb. Beitr. VII, 82: **m̥gh(e)nt-* zu μέγας, *magnus* etc., den spezifischen Sinn des Wortes ganz unberücksichtigt lässt.

Wenn man also annehmen kann, dass ein oskisches *t*-Perfekt **gented* „kannte" existiert habe, so ist die äussere und innere Ähnlichkeit dieser Form mit dem germ. *kuntha**) so gross, dass sie schwerlich auf blossem Zufall beruhen kann, und die Wahrscheinlichkeit, dass *prúfatted* und *salbôda* auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, wird dadurch nicht unbedeutend erhöht.

Ich wende mich nun ferner zu einigen Formen, die schon längst dem *t*-Perf. zugewiesen, aber, wie ich meine mit Unrecht, bisher nicht als dahin gehörig anerkannt worden sind. In erster Linie muss hier das früher (A. St. III) behandelte

*) Das wohl am einfachsten als = vorgerm. **gn̥-t(ā)-* gefasst wird (vgl. *vṛkas, vulfs*), denn dass „betonte Nasalis sonans" germ. *in (en)* ergebe, wird doch nicht für ausgemacht gelten können.

osk. *lamatir* zur Sprache kommen. An den beiden Stellen, wo es vorkommt, kann es nur als eine Verbalform dritter Person von imperativischer Bedeutung gefasst werden. Bugge war früher (s. K. Z. XXII, 415) der Ansicht, dass *lamatir* eine Form des *t*-Perfekts im Optativ sei: **lamatid*+*r*, wie *censamur* = **censamud*+*r* (vgl. Brugmann M. U. I, 171), umbr. *ferar* „feratur" = **fera(d)-r*. Gegen diese Erklärung wurde dann von Bücheler eingewendet, dass das Tempus perf. zu den folgenden Worten des Textes: „von Amtswegen, in Anwesenheit der Bürgerschaft" (wodurch allerdings präsentische Bedeutung erfordert wird) schlechterdings nicht passe (Rhein. Mus. XXXIII, 21); nach ihm ist es ein Konj. des Präs. (a. a. O. 23), bei welcher Auffassung aber der Vokal *i* der Endung *-tir* unerklärt bleibt. In seinen Altital. Stud. 28 f. hat nun auch Bugge jene Ansicht aufgegeben. *lamatir* gilt ihm jetzt als eine Imperativform, die auf einem aktiven Imp. **lamatid* beruhe, sowie auch die Formen der Capuanischen Bleitafel *kaispatar, krustatar* Imperative des Akt. auf *-tad* zur Voraussetzung haben sollen. Man erhielte somit, unter Mitberücksichtigung der in der Lex Lucerina (worüber unten) vorkommenden Formen *fundatid, parentatid, proiecitad,* drei verschiedene Imperativendungen: *-tud* (*-tōd*), *-tad, -tid,* deren gegenseitiges Verhältnis nach B. eine gewisse Ähnlichkeit mit dem zwischen den Ablativendungen *-ud (-ōd), -ad, -id* bestehenden hätte.

Die frühere und diese spätere Ansicht Bugges dürften eigentlich nicht so unvereinbar sein, wie es auf den ersten Blick scheint. Ganz unverkennbar scheint mir aber, dass die erstere glücklicher und sachgemässer formuliert ist. Wie die Endungsgleichheit zwischen den Imperativen auf *-tōd* und den nominalen Abl. S. auf *-ōd* die Sprechenden hätte bewegen sollen, in rein äusserlicher Weise nun auch die nominalen Ablativausgänge *-ād, -īd* am Imperativ nachzubilden*), ist sehr

*) Denn italische (oskische) Neubildungen müssen ja die Imper. auf *-tād, -tīd* sein, da sonst nichts von derartigen Formen verlautet.

schwer zu verstehen. Dass die Suff. *-mino-* (lat. II Pl. *-mini*, Imp. S. *-minō*) und *-mo-* (umbr. *persnimu*, osk. *censamu-r*), wenn sie als Personalendungen des (medialen?) Imperativs verwendet werden, sich den akt. Imp. auf *-tōd* anschliessen, ist ja eine ganz andere Sache, die sogar kein Bewusstsein von der ablativischen Herkunft der Endung *-tōd* vorauszusetzen braucht. Nicht an jene ganz fernstehenden nominalen Ablative auf *-ad, -id*, sondern an die hinsichtlich ihrer Funktion mit dem Imp. so nahe verwandten Konj. und Opt. auf *-ad, -id* (osk. *pútíad, hipid*) dürfte man anzuknüpfen haben, wenn eine Erklärung der mit Recht oder Unrecht sogenannten Imperative auf *-tad, -tid* versucht werden soll. Dann kann aber, wie ich glaube, der Weg nur über das *t*-Perf. gehen. Es mag wahr sein, dass bei der Erklärung von *lamatir* als Opt. Perf. sowohl der Modus wie auch ganz besonders das Tempus in einer positiven Gesetzesvorschrift etwas Auffallendes hat.*) Aber, kann man wohl fragen, haben wir denn so genaue Kunde von der Syntax des oskischen Verbums, dass wir sagen können, was in dieser Beziehung erlaubt ist oder nicht? Thatsache ist, dass *lamatir*, von der formellen Seite genommen, kaum anders als in der genannten Weise sich analysieren lässt, und es dürfte auch nicht allzuschwer sein den hierdurch postulierten syntaktischen Gebrauch sich einigermassen zu erklären. — Die Endung *-mur (censamur)* scheint nach Bugges Bemerkung, wie umbr. *-mu* und lat. *-minō*, vorzugsweise der medialen Bedeutung des Passivs geeignet zu haben. Im rein passivischen Sinne wurde vielleicht anfangs, wie im Lateinischen, ein Imp. mit der Endung *-tōd*+*r* = osk **-tur* gebraucht. Diese Form würde nun aber wahrscheinlicher Weise die kleine Unbequemlichkeit gehabt haben, dass sie nicht selten mit dem Nominativ der Nomina agentis

*) Vgl. jedoch z. B. Tab. Ig. VII a. 43: *postro combifiatu rubiname, erus dersa. enem traha sahatam combifiatu, erus dersa* = I b. 35: *pustru kupifiatu rupiname, erus teda. ene tra sahta kupifiaia, erus tedu.* — Auch für den Opt. Perf. *stiteteies* etc. „stiterint" (I b. 45, II a. 44) würde man wohl zunächst einen Imp. erwarten.

auf *-tor*, osk. *-tur (censtur)* lautlich zusammenfiel (lat. *amator, auditor*). Doch diese Vermutung können wir auf sich beruhen lassen — sicher scheint jedenfalls, dass der Opt. des Perf. auf *-id*, Pass. **-ir* die Funktion der III S. des Imp. übernehmen konnte, da im negativen Gebot der Opt. Perf. die Regel ist: *ni hipid, nep fefacid, nep trībarakattins* u. s. w. (Wegen Tab. Bant. 15 *neip — actud* vgl. Bugge Altit. Stud. 54 f., Bréal Mém. IV, 389, 393). In der lateinischen Gesetzessprache wird vielleicht umgekehrt die verbietende Form *ne facito* (für *ne feceris*) sich nach der positiven *facito* gerichtet haben, wenn anders, wie es allen Anschein hat, der alte indog. Imp. ursprünglich nur im positiven Sinne gebraucht wurde (Delbrück Synt. Forsch. IV, 120). Am leichtesten wird sich die Funktion als Imp. bei dem Opt. des *t*-Perfekts haben einstellen können, da hier zu der syntaktischen Verwandtschaft die bedeutende äussere Ähnlichkeit zwischen dem Imp. auf *-tud* und dem Opt. auf *-tid*, zunächst im sekundären Verbum, als weiteres Motiv der Association hinzutrat — wenn auch, wie wir oben gesehen haben, in der Aussprache des *t* mitsamt dem vorausgehenden vokalischen Stammesauslaut ein Unterschied bestanden haben mag. Wenn nun einmal in dieser Weise der Imperativ materiell und formell mit dem Optativ in Berührung getreten war, so dass für das Sprachbewusstsein ein Quasi-Imperativ auf **-tid, -tir* neben und anstatt des echten auf *-tud, *-tur* entstand, so konnte wohl diese Kontamination auf den syntaktisch mit dem Opt. im allgemeinen gleichwertig gewordenen Konjunktiv ausgedehnt werden: m. a. W., der neue Imperativ-Optativ auf **-t-i-d, -t-i-r* konnte die weitere Neuschöpfung eines mit dem entsprechenden Charakter des Konjunktivs versehenen Imperativ-Konjunktivs **-t-a-d, -t-a-r* bewirken: *kaispatar, krustatar, proiecitad (?)**). Denkbar wäre es wohl auch, dass *kaispatar, krustatar*

*) Vielleicht hat der umbr. Opt. auf *-ia*, statt indog. *-iā, -ī*, durch einen einigermaassen vergleichbaren Vorgang das *ā* seines Suffixes aus dem Konjunktiv bezogen (vgl. Brugmann M. U. III, 45 und andererseits Bechtel Bezzenb. Beitr. VII, 2).

direkt auf einen sonst nicht nachweisbaren (echten) Konjunktiv des (*t*-)Perfekts zurückgingen (vgl. Bücheler a. a. O., S. 23 unten); in *proiecitad*, wenn es richtig ist, würde dann die vollständige Vermischung dieses Konjunktivs mit dem Imper. zu Tage treten. Überhaupt soll das Obige nur zeigen, wie man sich den Zusammenhang der Sache etwa am füglichsten zurechtlegen könnte. Nur daran glaube ich festhalten zu müssen, dass die osk. „Imperative" oder „Konjunktive" auf *-tir* und *-tar* die Vokale ihrer Endungen bezw. dem Optativ (*ī*) und dem Konjunkiv (*ā*) verdanken und dass ihre Entstehung irgendwie vom *t*-Perfekt abhängt.

Ich hatte schon oben Gelegenheit, die „Imperative" der „lex Lucerina de luco sacro" *): *fundatid* „fundito", *parentatid* „parentato", *proiecitad* „proicito" zu erwähnen. Der Text der kleinen Inschrift lautet: *in hoce loucarid stircus ne [qu]is fundatid neve cadaver* | *proiecitad neve parentatid* | *sei quis arvorsu hac faxit [ceiv]ium* **) | *quis volet pro ioudicatod* NI | *manum iniect(i)o estod seive* | *mac[i]steratus volet moltare* | *[li]cetod.* — Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, dass Luceria, ehe es, um 440/314, in die Gewalt der Römer fiel, eine gut samnitische Stadt war (s. Mommsen Unterit. Dial. 103) und folglich nach seiner Eroberung und Kolonisierung der Schauplatz eines längeren Kampfes zwischen der oskischen und der lateinischen Mundart gewesen sein kann, um gleich zu erkennen, dass *fundatid* ***) und *parentatid* — die, was nicht zu übersehen ist, im negativen Satze stehen — in flexivischer

*) C. I. L. IX, 782, Ephem. epigr. II, p. 205., Bruns Font.[4] 44. Vgl. ausserdem H. Buchholtz „Oskisches Perfectum in lateinischer Inschrift", Festgr. an die Philol. in Gera, Berl. 1878 (citiert nach Deecke Bursians Jahresber. XIX, 27, da das Schriftchen mir nicht zur Hand ist), Bugge Altital. Stud. 29, Jordan Quaest. Umbr., Progr. Königsb. 1882, S. 22 f., Sittl Die lok. Versch. d. lat. Spr. 36, Bergk Kl. philol. Schr. I, 647.

**) So jetzt Mommsen. Früher ergänzte er *[in]ium*.

***) Zum ā-St. *fundā-* neben *fundere* vgl. z. B. lat. *parare* : *parere* (Eph. ep. II, 206 n. 2), *occupare* : *capere*, *fodare* : *fodere*, *sonare* : *sonere*, *profligare* : *fligere* und bes. *pi(n)sare* : *pi(n)sere* (Neue II, 422); osk. *sakahíter* „sancitur", *regatureí* „Rectori".

Beziehung oskisches Sprachgut, Optative des *t*-Perfekts sind. Wo die Thatsachen so unzweideutig sind, müssen etwa gegen die Annahme von derartigen Mischformen aufsteigende Bedenken zurücktreten (um so eher, da die Inschrift, wie mehrfach bemerkt worden ist, auch sonst einen gewissen fremdartigen Anstrich trägt), und Buchholtz war also in vollem Rechte, als er in dem unten citierten Aufsatze die genannten Formen als „oskische Perfekte in lateinischer Inschrift" bezeichnete. — Vielleicht wird man also auch mit Bugge a. a. O. anzunehmen haben, dass die Form *proiecitad*, wofür Bergk a. a. O. **proiecitatid* (proiectato) verbessern wollte, richtig überliefert ist und das Akt. zu osk. *kaispatar, krustatar* vertritt.

---

2. *liber*.

Für den Begriff „frei“ giebt es im Italischen zwei anscheinend sehr nahe verwandte und doch zugleich in der äusseren Form nicht unwesentlich verschiedene Wörter. Der eine dieser Adjektivstämme wird durch osk.*) *lúvfreis* „liberi“ (Zvet. 3 *Iúveis l.* = „Iovis l.“; vgl. Preller-Jordan Röm. Myth. I, 195, II, 48 i. d. Anm.) und falisk. *loferta* „liberta“ (Fabr. 2452) vertreten, der andere liegt dem lat. *leiber* (Corssen Ausspr. I, 717), *līber* und möglicherweise auch dem päl. *lifar* (nach Bücheler Rhein. Mus. XXXIII, 289 Verbalform, dem Sinne nach = „liberer“, nach Bugge Altit. Stud. 76 f. Adj. = „liber“) zu Grunde. In dem Lex. It. (p. XVI) werden von Bücheler als beiderseitige Grundformen *loufro-* und *loifro-* aufgeführt. Dass aber lat. *leiber, līber* der letzteren entstammen könnte, ist wohl nicht anzunehmen, da der Diphthong *oi* in lateinisch hochbetonter Wurzelsilbe sonst nicht der Wandelung in *ei* = *ī* unterliegt (Osthoff M. U. IV, 129 Anm., vgl. aber S. 404).

Die angeblichen Belege für den Übergang von solchem *oi* in *ei, ī* sind nämlich, meines Wissens, sämtlich nicht beweisend. Die Perf. *vīdi, līqui* z. B. (οἶδα, λέλοιπα) können sehr wohl eine Art des schwachen Ablauts, „tiefstufiges“ *ī*, oder, noch wahrscheinlicher, den Vokal von *vīderim* = εἰδείην, also die gemeinhin als präsentisch betrachtete „Mittelstufe“ haben; ebenso können *vīnum, vīcus (veicus)* Ablautsvarianten zu gr. οἶνος, οἶκος darstellen (vgl. Corssen a. a. O. I, 715 Anm.), wenn nicht etwa in diesen Wörtern (und in *vīdi*) das *ī (ei)* aus *oi* durch Einwirkung des *v* entstanden sein sollte, wie Havet Mém. de la Soc. de L. V, 43, wohl ohne genügenden Grund,

---

*) Tab. Bant. 8 ist nach Bréals Entdeckung *loufit* = „vel“ [wenn dies die Bedeutung, wahrscheinlich eine Optativform mit unregelmässigem konsonantischen Auslaut, wie *dat, pocapit, tadait*] zu lesen, Mém. de la Soc. de Lingu. IV, 392. — Über das vermeintliche *[l]iufrikúnúss* = „liberigenos“ s. Pauli oben II, 114 f.

annimmt. Dasselbe gilt von den bei Corssen Ausspr. I, 710 f. angeführten Fällen *fidus*: *foidus*, *plisima*: *ploirume*, *ninguli* (Analogiebildung nach *singuli*, Baunack K. Z. XXV, 233). Im Inlaut scheint nur die, im späteren und vulgären Latein regelmässige, Kontraktion zu geschlossenem ē vorzukommen*): *pomerium* = **pos-moerium* (vgl. Corssen Ausspr. I, 328, Jordan Hermes XV, 3 f.), *ferēmus, ferētis* = φέροιμεν, φέροιτε? (anders Thurneysen B. B. VIII, 269; *ferēs* könnte vielleicht durch Ausgleichung für **fereis*, **ferīs* = φέροις, vgl. *equīs*, stehen), bei welchen Formen es jedoch unter anderem zweifelhaft bleibt, ob nicht eine ältere Betonung, **pósmoirium*, **féroimus*, auf die Behandlung des Diphthongs hätte einwirken können.

Wahrscheinlicherweise könnten also lat. *leibero-* (**leif(e)ro-*) und das postulierte **loifro-* nur von Haus aus gleichberechtigte Parallelformen mit verschiedener Stufe des Wurzelablauts (*feido*: *foidus*) gewesen sein. Wie steht es nun aber um die Beglaubigung des Adj. **loifro-* „frei"? Direkt befürwortet wird die Aufstellung desselben nur durch die bekannten Glossen *loebertatem* und *loebesum*, denn fal. *loferta* könnte allerdings zur Noth — unter Herbeiziehung von lat. *coiraverunt*, *coraveront* (*curaverunt*) — als **loiferta* (lat. **loeberta*, **lūberta*) gedeutet werden, aber unleugbar liegt doch, auch wegen des Konsonantismus, das osk. *loufro-* viel näher (Corssen Ausspr. I, 672, Jordan Kr. Beitr. 32 u. s. f.). Das betreffende Excerpt des Paulus lautet nun (ed. O. Müller p. 121): *loebesum***) *et loebertatem antiqui dicebant liberum et libertatem. Ita Graeci* λοιβὴν *et* λείβειν. Hierzu vergleiche man Serv. ad Verg. Georg. I, 7 (ed. Lion II, p. 171):

---

*) In *bucītum* neben *bucētum* (s. Georges im Wbch), welches Wort gew. zum deutsch. *Heide* u. s. w. gestellt wird, ist die Schreibung schwankend (das ī wie in *verbīx*, *crumīna* u. ä.?), in *anquīna* = ἀγκοίνη (vgl. Jordan Hermes XV, 18) ist wahrscheinlich volksetymologische Anlehnung an die Wörter auf *-īna* anzunehmen.

**) Dieser Angabe gemäss wollte O. Müller in Varro L. L. VI 2, *ab loebeso* für hdschr. *ab libero* schreiben.

Quamvis Sabini Cererem panem appellent, Liberum Lebasium: dictum autem quia graece λοιβὴ dicitur res divina, und Plac. Gl. ed. Deuerl. 61, 5: *Libassius, Liber pater.* Wie das gegenseitige Verhältnis dieser Stellen genauer zu bestimmen ist, entgeht meiner Beurteilung, aber sicher scheint, dass sie in sehr intimer Beziehung zu einander stehen, wie ja auch allgemein angenommen wird (vgl. z. B. Jordan zu Prellers Röm. Myth. II³, 47 Anm. 3). Wenn aber demnach eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt, so steht es zu befürchten, dass die Mitteilung des Paulus über das Adj. *liber* von sehr fraglicher Zuverlässigkeit sei. Es ist nämlich unter solchen Umständen möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass von dem Inhalt dieser Glossenfragmente nur das eine thatsächlich richtig ist, dass die „Sabiner“ den *Liber Lebasius, Loebasius**) nannten; das Übrige dagegen *(loebesum, loebertatem)* kann sehr wohl auf blosser Vermutung des Verrius, bezw. seines Gewährsmannes oder seines Epitomators Festus beruhen, welche Vermutung dann, sei es dass sie von den Vorgängern als solche bezeichnet war oder nicht, von Paulus als reine Thatsache uns überliefert wird. Der leitende Gedanke würde offenbar der folgende gewesen sein: *Liber* heisst im sabinischen Dialekte *Lebasius, Loebasius,* also wird auch der lateinische Name des Gottes „bei den Alten“ *Loebesus* („*Loebesum*“ wird, vielleicht mit Recht, von Jordan als Eigenname gefasst) gelautet haben**); nun ist aber der Name *Liber* dasselbe Wort wie das Adj. *liber* (Paul. F. 115), folglich wird man ehemals auch für *liber loebesus* od. *loeberus(?)* und für *libertas loebertas* gesagt haben. Zur Unterstützung dieser

---

*) So schreiben Preller und Jordan an der oben angeführten Stelle (2. Aufl. S. 440 Anm. 4), wohl mit Recht, wie das als Analogie angezogene griech. λοιβή zeigt. „*Libassius*“ ist natürlich zu beurteilen wie die auf derselben Seite bei Placidus s. v. *Laestrygones* citierten Varianten *Listrigones, -gonae;* vgl. Schuchardt Vokal. d. Vulgärl. I, 473, III, 161 und II, 288, III, 261 (Corssen Ausspr. I, 701, 710 in d. Anm.). Übrigens könnte hier auch das interpr. „*Liber*“ assimilierend gewirkt haben.

**) Das lat. Lautgesetz des Rhotazismus ist ja ein Lieblingsgegenstand dieser Glossen.

Annahme ist an zweierlei zu erinnern. Erstens ist es ja allbekannt, mit welcher Unbefangenheit die römischen Sprachgelehrten alte Formen konstruieren, um sie dann nicht selten als bare Münze auszugeben. Was sich Varro in dieser Beziehung mitunter erlauben konnte, hat Jordan Kr. Beitr. 137 an einigen sprechenden Beispielen gezeigt, und der Unterschied zwischen seiner Methode und der des Verrius Flaccus wird doch nur ein sehr relativer gewesen sein. Nun kommt aber hinzu, dass Verrius' Arbeit eine zweimalige „Verdünnung, Verkürzung und Verhunzung" (Teuffel) hat erdulden müssen, wobei es sich sehr leicht ereignen konnte, dass was der Meister als Hypothese vorgeführt hatte, von den Bearbeitern und besonders von dem verständnislosen Auszugverfertiger Paulus als wirkliche Thatsache hingestellt wurde. Es genügt hier, das Gesagte an ein paar Glossen zu veranschaulichen; bei eingehenderem Studium dürfte es nicht schwer fallen noch schlagendere Beweise beizubringen. Ich wähle zuerst die Glosse des Festus p. 202, 28 M. („schedae ap. Laetum"): *Orcum quem dicimus, ait Verrius ab antiquis dictum Uragum † [Urgum], quod et u. litterae sonum per o. efferebant: † [et] per c. litterae formam nihilominus g. usurpabant. Sed nihil affert exemplorum, ut ita esse credamus: nisi quod his † [is] deus maxime nos urgeat**). Jordan, der diese Stelle zu Prellers Röm. Myth. II[3], 62 Anm. 3 kurz behandelt hat, stimmt mit O. Müller (und den von diesem angeführten Ursinus und Lipsius) darin überein, dass „*Uragum*" in „*Urgum*" zu verbessern sei. Ich kann die Notwendigkeit dieser Aenderung nicht einsehen. Es wird sicherlich schon jemand die ausserordentlich nahe liegende Bemerkung gemacht haben, dass der angebliche „*Uragus*" ganz wie eine lateinische Transscription des gr. Wortes οὐραγός (qui agmen cogit) aussieht. Da dies Wort sehr gut in den Zu-

*) Hieraus hat Paul. folgendes gemacht: *Orcus ab urgendo mortem dictus. C enim pro G frequenter ponebant antiqui*: „manifestissimum exemplum, quam incuriose Paulus interdum Festi sententiam reddiderit", O. Müller.

sammenhang passen würde und Ableitungen aus dem Griechischen auch sonst häufig vorkommen (s. z. B. eine ganze Reihe auf S. 6 der Müllerschen Ausgabe), so halte ich es für höchst wahrscheinlich, dass sowohl οὐραγός *(Uragus)* als auch *urgere* bei Verrius als Etyma aufgeführt waren; dabei hat er wohl auch diese beiden Wörter zu einander in Beziehung gesetzt — die „detractio litterae" machte bekanntlich keine Schwierigkeit. Jedenfalls lässt ihn aber — und das ist hier die Hauptsache — Festus sagen, dass die rein hypothetische Urform, sei es *Uragus* oder (aus dieser entstanden?) *Urgus*, von den Alten thatsächlich gesprochen worden sei.*) An einer anderen Stelle fällt die unrichtige Angabe über den faktischen Sprachgebrauch der *antiqui*, wie es scheint, dem Paulus allein zur Last: Fest. 376,3 (sched. ap. Laetum): *ventabant dixisse antiquos verisimile est, cum et praepositione adiecta [dicatur] adventabant;* Paul. 377: *ventabant dicebant antiqui, unde praepositione adiecta fit adventabant* (*ventare* sonst unbelegt, nach Georges im Wbch). Sehr lehrreich in der fraglichen Hinsicht scheint mir die Glosse Paul. F. 379: *vinciam dicebant continentem.* Es kann kein Zweifel sein, dass diese Notiz aus einer Erklärung des Wortes *provincia* stammt (vgl. Marquardt Röm. Staatsverw. I[1], 338 Anm. 2, Herzog Röm. Staatsverf. I, 608 Anm. 1). Und zwar wird der betreffende Etymolog *provincia* in dem speziellen, örtlichen Sinne des Wortes als „ausseritalischer Verwaltungsbezirk", im Gegensatz zu *vincia* „das Festland", das heisst Italien, ins Auge gefasst haben. Ist es nun aber wahrscheinlich, dass dies wunderbare *vincia* = *continens* etwas anderes sei als ein aus *provincia* gemachtes etymologisches Präparat? Die in der verloren gegangenen Originalglosse beigegebene Begründung mag etwa dahin gelautet haben, dass

*) Aber nach ihren orthographischen Gewohnheiten *Orcus* geschrieben, welche Form dann von den Späteren nach dem Buchstaben, d. h. als phonetisch gemeint, genommen und so ausgesprochen wurde. Vgl. z. B. Paul. 85: *Folium a Graeco venit, quod illi dicunt* φύλλον, *sed ideo per unum L, quia antiqui non geminabant consonantes.*

die überseeischen Kommandogebiete (vgl. Marquardt a. a. O. 339, Mommsen Staatsr. I², 50 Anm. 2) vermutlicherweise nach demselben Prinzip „*pro-vinciae*“ hiessen, wie die Inhaber des dortigen Kommandos (regelmässig seit der letzten Zeit der Republik) „*pro-consules, pro-praetores (p. c-e, p. p-e)*“ u. s. w.*), woraus man wohl schliessen könne, dass die Alten das Festland „*vincia*“ genannt hätten. Von anderen teils falschen, teils verdächtigen Altertümlichkeiten können beispielsweise noch erwähnt werden: p. 3 *edor (ador),* p. 10 *amplustria* (*aplustria,* vgl. Corssen Ausspr. II, 190. Volksetymologische Umbildung jedoch denkbar.), p. 28 *ausculari* (*osculari,* welches natürlich die ältere Form ist), p. 51 **cuctiones* (*coctiones,* vgl. Bugge Altital. Stud. 35), p. 67 *dubenus (dominus),* p. 100 *hemona (humana),* p. 106 *indostruum (industrium),* p. 190, 191 *ops (dicebant opulentum),* p. 205 *pesnis* (*pennis;* vgl. p. 209 und Havet De sat. lat. v. 254) u. ä. m.

Ob neben *leibero-* die, an sich nicht zu beanstandende, Form mit starkem Ablaut („Hochstufe“) *loebero- (*loifro-)* jemals wirklich existiert habe, muss also, soweit es auf

*) In ziemlich ähnlicher Weise hat auch O. Keller Rhein. Mus. XXXIV, 498 f. die Bedeutung der Präposition gefasst. Er lässt *vincia* als eine echte Form gelten, welche aus *vindicia* zu erklären sei, und deutet demnach *provincia* als **provindicia.* Ich brauche mich hier nicht näher auf diese Etymologie (an der besonders die Hineintragung des auf staatsrechtlichem Gebiete wohl ungehörigen Begriffes *vindicia* bedenklich erscheint) einzulassen, sondern bemerke nur, dass die von Budenz K. Z. VIII, 292 gegebene und von Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. I, 107 u. II, 353 wieder aufgenommene Zusammenstellung des Wortes mit got. *frauja* „Herr“ u. s. w., obwohl nicht evident, doch auch nicht so abenteuerlich ist, wie Keller meint. Dem genannten Worte könnte nämlich ein lat. **prōvion-,* schwache Form **prōvin-* (vgl. πρέσιος?) entsprechen, und **prōvin-cus* „princeps“, „Herr“, *prōvin-cia* „principatus“, „Vorherrschaft“ („Spezialkompetenz“) von der letztgenannten Stammform mittels des Suff. *-co-* (wovon *-c-ia-*) gebildet sein, vgl. *homun-culus, homun-cio*: *homon-.* Die schwache Form des Suff. *-ion (-ien)* ist zwar sonst im Lateinischen nicht nachgewiesen, kann aber sowohl aus allgemeinen Gründen als nach Ausweis der zunächst verwandten Sprachen, Umbrisch und Oskisch, wo bekanntlich Fem. auf *-ion -in* = lat. *-iōn* erscheinen, auch dort kaum gefehlt haben.

das Zeugnis des Paulus ankommt, entschieden bezweifelt werden. Wenn *loebero-*, wie ich aus den oben entwickelten Gründen annehmen möchte, einfach aus dem sabin. *Loebasius* = *Lebasius* erschlossen ist, so brauchen wir in diesem Punkte unseren Quellen nicht zu folgen. Denn erstens ist es noch nicht ausgemacht, dass *liber* und *Liber* dasselbe Wort sind. Die von Curtius (Et.[5] 365) vertretene Ableitung des letzteren Wortes aus einer Wz. *leib* „giessen": gr. λείβειν, wozu u. a. das wohl echtgriechische (nicht etwa italische) Λειβῆνος· ὁ Διόνυσος Hes., lat. *delibuere, lībare,* kann sich in jeder Beziehung mit der gewöhnlichen messen, denn alles was im Kulte des *Liber* und der *Libera* für diese zu sprechen scheinen könnte, wird sich ohne Schwierigkeit durch die Homonymie *Liber* : *liber* erklären lassen. Zweitens kann aber ein sabinisches *Loebasius* = *Lebasius* natürlich auch nicht die einstige Existenz eines lat. *Loebeso-, Loebero-* neben *Leibero-, Lībero-* erweisen — an lateinische Entwickelung des einen aus dem anderen kann nach dem vorhin über *oi : ei, ī* Bemerkten nicht gedacht werden. Es ist zudem durchaus zweifelhaft, ob *Leibero-*, welches dann als **Leibĕso-* zu denken wäre, im suffixalen Wortteil mit *Loebasius (Leb.)* übereinkommt. Trotzdem giebt es doch vielleicht eine Möglichkeit den lateinischen und den sabinischen Namen in die ebengenannte Grundform zu vereinigen. Im „alten", „rustiken" und „provinzialen" Latein erscheint, wie bekannt, häufig ein *ē* für normales *ī, ei* : *devas* (vgl. volsk. *deve,* umbr. *deveia;* „*doivom*" der Fucinerbronze ist unsicher), *conpromesise, Opemius, vecos* (neben *queistores,* C. I. L. I, 183 p. 555, aus dem Marserlande), *Lebro* (174, Pisaurum); *ameci, leber, speca* u. dgl. (s. C. I. L. I Ind. p. 605, Corssen Ausspr. II, 251, I, 720). Wenn nun die sabin. Form *Lebasius* aus **Leibasio-* sich irgendwo (geschrieben) vorfand, so konnte leicht ein Glossograph sich dazu verleiten lassen nach dem Schema *pomerium* : *postmoerium* und nach der Analogie von gr. λοιβή (λοιβάσιον)*) : λείβειν eine sabinische Grundform **Loebasius*

*) Man kann sich kaum dem Verdachte entziehen, dass dies Athen. IX, 408 d. aus dem Sizilier Epicharmus citierte Wort (der Bed. nach =

zu rekonstruieren. Dass der sabinische Dialekt, wie die übrigen „nordlateinischen Mundarten“, um einen Ausdruck von Sittl zu gebrauchen, zur durchgängigen Trübung der Diphthonge hinneigte, ist durchaus glaublich und es scheint dies auch in Bezug auf den Diphthong *ae (ai)* durch Varro L. L. V, 97 *fedus* (dies und nicht *faedus*, Quint. I, 4, 14, scheint vom Zusammenhang gefordert) direkte Bestätigung zu erhalten. Vielleicht verhielt es sich ebenso mit den wenigen, nach der Umwandlung zu *ū* übrig gebliebenen *oe (oi)* — wovon mir jedoch kein Beleg zur Hand ist — und in dem Falle werden die alten Etymologen mit sab. *e* : *oe* nicht weniger frei geschaltet haben als mit lat. *e* : *ae* (*faenus* : *fenus*, *faenum* : *fenum* Paul. F. 86, Gell. XVI, 12, 5 f., *paenuria* : *penuria* Paul. 222, Gell. XVII, 1, 9, *saeculum* : *seculum*, „dictum a sene“ Varro L. L. VI, 11; — vgl. CorssenAusspr. I, 325 f., 689, 707 f.).

Durch die vorhergehende Erörterung dürfte es mit genügender Sicherheit festgestellt sein, dass man bei dem Versuch die Etymologie von *līber* aufzuhellen es einzig und allein mit eben diesem lat. Worte zu thun hat. Sein Wurzelvokal ist wahrscheinlich *ei*, denn hierauf und nicht auf *ī* weisen die alten Schreibungen *leiber-*, *leber* (Quint. I, 4, 17) hin. Auch das päl. *lifar*, wenn es hierher gehören sollte, könnte ein urspr. *leif-* repräsentieren, wie man wohl aus *pritrome* „in prius“ (vgl. Bugge Altital. Stud. 65, Bücheler Lex. It. s. v. „*praitra*“) schliessen darf (in *prismu*, lat. *primo*, od. *-um* [*preimus*] ist dagegen *ī* vielleicht ursprünglich, s. Bücheler a. a. O. XXIII). Sonst wird man natürlicherweise wiederum zu der Annahme eines Ablautverhältnisses (*leif-* : *līf-*) greifen

λοιβεῖον, Gefäss zum Trankopfer, bes. zur Oelspende) bei der ersten Entstehung unserer Glosse eine gewisse Rolle gespielt habe, wie ja auch im Par. Thes. s. v. die Serviusstelle über *Loebasius* verglichen wird. Dass *Loebasius* nur als „sabinisches“, weil nicht rhotaziertes, Mittelglied zwischen *Liber* und einem dazu aufgestellten vermeintlichen gr. Etymon *λοιβάσιος (λοιβάσιον) eingeschoben worden sei, wäre jedoch wohl eine allzukühne Annahme — obwohl vielleicht ebenso schlimme Dinge in den Glossen vorkommen.

müssen. Hieraus ist indessen ganz klar, dass lat. *leibero-* und osk., fal. *louf(e)ro-* verschiedene Wörter sein müssen (anders Deecke B. B. III, 52, Joh. Schmidt und G. Meyer a. d. gleich zu erwähnenden Stellen), und diese Behauptung behält ihre volle Geltung auch in dem Falle, dass es neben und vor *leibero-* ein **loi(f)ero-* gegeben haben sollte, was ich eben bestreiten zu müssen geglaubt habe. Denn lat. *oi, oe* ist nie aus dem Diphthong der *u*-Reihe *ou* (= idg. *eu, ou*) entstanden (vgl. Jordan Kr. Beitr. 197), weder direkt noch aus der Verbindung *oui*. Das einzige Beispiel, welches man mit einigem Schein für den ersteren Lautübergang vorbringen könnte und auch einmal in diesem Sinne geltend gemacht hat (vgl. Joh. Schmidt K. Z. XXIII, 348 Anm. 2, G. Meyer Zeitschr. f. österr. Gymn. 1880, S. 123 f., ist der Superl. *ploirumo-*: *plourumo-, plurumo-* (Jordan a. a. O. 194), aber was könnte wohl dieser ganz vereinzelte Fall gegen sonst sicher konstatierte Lautgesetze beweisen? Wie er zu erklären ist, kann allerdings nicht mit irgend welcher Sicherheit gesagt werden. Wenn *ploirumo- (ploirume)* eine echte Form ist (und nicht etwa durch Kontamination aus *ple-is-* und *plous* = unbet. **pleus* entstanden — eine, wie mich dünkt, unwahrscheinliche Hypothese), so sehe ich nicht, wie man die Annahme einer doppelten Komparativform *plē-ies ple-is (plerus, plisima, pleores?)* : **plŏ-ies *plo-is (ploirume, ploera?,* s. Corssen Ausspr. I, 711, II, 1009 f.) vermeiden könnte. Die Ablautstufe *ŏ* im Komparativ **plo-i(e)s* ist doch nicht so sehr viel merkwürdiger als dieselbe im *s*-Neutrum *foidus* (neben *fidus*, d. h. **feidus*) und kann wohl ausserdem durch altn. *fleire* (wo jedoch die Analogie von *meire* „maior" und die Erklärung von Joh. Schmidt K. Z. XXVI, 380 zu berücksichtigen sind) und gr. λωΐων. λώιστος zur Wz. *lāu*, Curtius Et.[5] 362 (ἀπολαύω u. s. f., dazu lat. *lautus* „prächtig", und *laus* „Verdienst", „Vorzug", „Preis" ?) einigermassen geschützt werden.

Nicht besser begründet ist die noch vielfach geltende Gleichung *oe, oi* = *oui*, wie hier an ein paar der bekannteren Belege zu zeigen versucht werden mag. *coirare, coerare,*

curare, vgl. päl. *coisatens*, darf nicht als **covisare*, **coverare* erklärt werden (Ritschl Op. IV, 517, Corssen Ausspr. I, 357): in *couraverunt* C. I. L. I, 1419 ist nur die Schreibung diphthongisch und das *ou* hat keine andere Bedeutung als das *u* in *curarunt* oder das *o* in *coraveron[t]*; vgl. Corssens Bemerkung gelegentlich der Form *poumilionom*, Beitr. z. it. Spr. 98. Wenn *foetere, foedus*, welche Corssen Ausspr. I, 373 aus **fov-i-tere* u. s. w. entstehen lässt, und *fīmus* mit *suffire* und diese alle mit *fūmus* zusammengehören, so kann man sehr wohl für jene Bildungen mit wurzelhaftem *i* eine sekundäre lat. Wurzel **foei* = idg. *dhu̯-ei* annehmen (*fv* = *f*, inl. *b*, vgl. *fieri*, Kluge Paul-Braunes Beitr. VIII, 339, *dubius*, *-bam, -bo*). *oboedire* kann nicht aus **obovidire* (Corssen Ausspr. I, 631, Fröhde B. B. VII, 122) entstanden sein, schon deswegen nicht, weil *audire*, wie aus *auscultare* zu ersehen ist, sicher auf **aus-dire* zurückgeht. Entweder ist also *oboedire* umgekehrte Schreibung und dadurch bedingte Aussprache für **obūdire*, wie es Havet Mém. etc. IV, 410 aufgefasst hat, oder, was mir annehmbarer scheint, das Wort hat mit *audire* nichts zu thun, sondern steht z. B. für **ob-ois-dire* (wie oft, mit ungeschwächtem Vokal im zweiten Kompositionsgliede) und gehört zu gr. αἰ(σ?)-δέομαι (diesem W. würde *oboedire*, hinsichtlich der Bedeutung am nächsten kommen), αἰσ-θάνομαι, got. *ais-tan*, d. *Ehre* (s. Kluge im Et. Wbch), lat. *aestumare*, dessen so oft verteidigte Ableitung von *aes* „Erz" nichts weniger als einleuchtend ist; s. über diese letzteren Wörter Bezzenberger in seinen Beitr. IV, 313. **ois-* würde zu *aisstehen* wie z. B. *coirare* (umbr. *ri esune kuraia*, lat. *curare*, *procurare*) : *caerimonia*, οἶδμα : *aemidus* (vgl. jedoch Fröhde B. B. V, 273) oder im allgemeinen *ŏ* : *ă* (*scŏpae, scŏpio* : *scăpus*, οὖρος : αὖρα u. s. f.). Nicht schwerer zu beseitigen sind die übrigen bei Corssen I, 370 f. für die Entstehung unursprünglicher Diphthonge *ai* und *oi* durch Ausfall eines *v* angeführten Beweise. Ich glaube also, dass auch Fumis Vorschlag (Note glottol. I, 36), lat. *leibero-*, „*loebero-*", osk. *loufro-* der Reihe nach auf **le(v)i-fro-*, **lo(v)i-fro-*, **lov(i)-fro-*

zu reduzieren, schon wegen der phonetischen Schwierigkeit abzulehnen ist. **levi-fro-* (vgl. Fick II, 225), das richtiger nach dem gemeinitalischen Lautgesetz als **lovifro-* anzusetzen wäre, würde wohl nur ein lat. **loviber, *lu(v)iber* (mit Kontraktion **lūber*), bezw., mit Synkope des „Bindevokals" (vgl. *ōpilio, ūpilio = ov(i)pilio : ovis, prūdens = prov(i)dens, nūdus = *no(g)v(i)dus?, auca, aucella, auceps* u. s. w. : *avis*), ein **louber, *lūber* liefern können.

Dass it. *loufro-* mit gr. ἐλεύθερος am nächsten verwandt sei, dürfte wohl jetzt die am weitesten verbreitete Ansicht sein; die Schwierigkeit ist aber, wie man diesen griechisch-italischen Stamm mit dem lat. *leibero-* vermitteln soll, denn daran, dass *loufro-* und *leibero-* einander wildfremd gegenüberstehen sollten, ist doch nicht recht zu glauben. Um die enge Zusammengehörigkeit der beiden it. Adjektive zu wahren, haben daher auch Curtius Et.[5] 367 f. und CorssenAusspr. I, 367, 379 einen anderen Weg der Erklärung eingeschlagen, wobei ἐλεύθερος ganz aus dem Spiel bleibt. *loufro-* und *leibero-* (neben *loebero-, -eso-*) sollen nämlich von zwei Parallelwurzeln *lubh* und *libh* „begehren", „wollen" abstammen. Aber es hält schwer, sich mit dieser Lösung der Frage zufrieden zu geben, denn einerseits ist die Ähnlichkeit, besonders des osk. (fal.) Stammes mit dem ebengenannten griechischen doch gar zu schlagend, und andererseits ist es sehr die Frage, ob gr. λίψ·ἐπιθυμία Hes., λίπτω „trachte" (λιφερνοῦντες Hes. ist, als zu dunkel, unbrauchbar), welche mit gleichem Rechte zu λιπαρής, λιπαρεῖν (Curtius a. a. O. 265 f.) gestellt werden können, als Anhalt für die Aufstellung einer Wz. *libh* zu benutzen sind — um vom lat. *libet (libens, libido)* gar nicht zu reden, wo das *i* unzweifelhaft durch enklitischen Tonanschluss des Wortes aus älterem *u* *(lubet)* hervorgegangen ist. Dessen ungeachtet glaube ich aber, dass die hier anzustrebende Vereinbarung in der von den genannten Forschern vorgezeichneten Weise zu Stande kommen kann. Nur wird man dabei an der Identität von *loufro-* mit ἐλεύθερος festhalten müssen.

ἐλεύθερος hängt bekanntlich mit dem Verbalstamme ἐλευθ-

zusammen und gehört wohl mit ihm zu einer weit verzweigten Familie von Wörtern, welche, wie es scheint, mit verschiedenen „Wurzeldeterminativen“ (Stammbildungselementen, die an der „Wurzel“ haften geblieben sind) weitergebildet von einer Wz. *el* *) „in Bewegung sein“ oder „— setzen“ abstammen. Als hierhergehörige Sekundärwurzeln dürften u. a. beispielsweise die folgenden bezeichnet werden können: *(e)lă?*: gr. ἐλάω etc., Curt. Et.[5] 551; *(e)l-ē* „vergehen“, „zergehen“: lat. *ab-olē-re, lētum,* vgl. ὤλε-σα; *(e)l-eu* dass.: gr. *ὀλ-ν-υ-μι = ὄλλυμι, lat. *lues*, lit. *liáuti-s* „aufhören“, altn. *lýja* „to beat soft“, Ptcp. *lúenn* „worn, bruised, — exhausted“; *(e)l-em*: gr. νωλεμές, vgl. lat. *lamium,* osk. *lamatir* „caedatur“, „interficiatur“?; *(e)l-en* „weichen“: got. *aflinnan,* lat. *lēnis* „weich“; — mit weiterer suffixaler Ausbildung: *(e)l-ā-dh, (e)l-a-t* „entgehen“, „verschwinden“ (vgl. *fugit, praeterit me*): gr. λέληθα, ἔλαθον, lat. *latet;* **) *(e)l-ē-d* „lassen“: got. *lêtan, lats* „träge“, lat. *lassus; (e)l-ei-t* „gehen“ (vgl. λι-άζομαι „entweiche“?): altn. *líđa* „to *go, pass, move,* with the notion to *glide, slip*“, *liđugr* „free, unhindered“, d. *ledig,* ***) lat. möglicherweise *litāre* mit dem Opfer „durchkommen“, „gelingen“ (vgl. Fick Wbch III, 270; anders II, 221) †); *(e)l-ei-s* „gehen“: lat. *līra,* angls. *leoran* „gehen“ u. s. f. (s. Kluge im Et. Wbch s.

---

*) Ich bemerke, dass es mir hier und im folgenden nicht auf streng genaue Ansetzung der Vokale ankommt.

**) Dass die konsonantischen „Determinative“ *t, d* und *dh* an derselben primären Basis mit einander abwechseln, ist bekannt; vgl. Fick Wbch IV, 76, Bezzenberger Gött. G. N. 1878, S. 264 Anm. 1: z. B. *patior*: ἔπαθον, *pūteo*: πύθω; *mētior, mensus*: umbr. *meds*, lat. *modus*, got. *mitan, -ôn;* αἰδέομαι: αἰσθάνομαι (s. oben), ἀλδαίνω: ἄλθομαι, γηθέω, *gaudeo(?)*: altn. *kátr* „froh“, ἀμαλδύνω: μαλθακός (d. *mild?* Vgl. Kluge s. v.), τένδω: τένθης, ψεῦδος: ψύθος (vgl. Curtius Et.[5] 528 f.). In einigen von diesen Beispielen kann freilich das *d* durch „Hauchentziehung“ in der Nachbarschaft eines Nasals (s. Curtius a. a. O. 527 f.) aus *dh* entstanden sein.

***) Vergl. Kluge s. v. Die dort aufgeworfene Frage, ob das lat. *liber* mit dem germ. Worte zu einer Basis *līth (*lithero-)* gehören könnte, ist nach dem oben Ausgeführten zu verneinen.

†) Hierher wohl auch *lītus* = „tractus“, „Leiste“ (zu *leis* „gehen“?), „ora“ und *lit(t)era (r = s)* „ductus“.

lehren); *(e)l-eu-dh* (vgl. *el-dh* gr. ἐλθεῖν): gr. ἐλευθ- „kommen", altir. *luid* „er gieng" (Curt. Et.[5] 551. Nahe verwandt scheint germ. *lûtan* „sich neigen", und, in der Bedeutung zu gr. λαθ stimmend, germ. *leut* = *l-eu-d*: got. *liuts* „heuchlerisch", *liutei* „Verstellung" etc., s. Fick Wbch III, 276) u. s. f. — Wenn man diese noch sehr unvollständige Reihe von wahrscheinlich zu dieser Sippe zählenden Wurzeln*) überblickt, wird man leicht auf den Gedanken kommen, dass, wie it. *loufro-* mit gr. ἐλεύθερος auf der Basis *(e)l-eu-dh* zu beruhen scheint, so nun auch *leibero-* von einer mit dieser parallel laufenden sekundären Wz. *(e)l-ei-dh***) gebildet sein möchte und folglich als = **leidh(e)ro-* zu verstehen wäre: das Stammpaar **leidh(e)ro*: **leudh(e)ro-* würde sich z. B. mit *glis, glittus*: *glus, glūten* (Curtius Et. 367), ahd. *slîfan*: *sliofan* (s. Kluge s. *schleifen*; mit anderen Vokalen lat. *(s)l-ā-b-or*, got. *sl-ē-p-an*), lat. *frīgo*: gr. φρύγω zusammenstellen lassen.

Hier begegnet aber dieser Vorschlag einer, wie mir scheint, nicht erheblichen Schwierigkeit lautlicher Art, welche jedoch erst nach Möglichkeit beseitigt werden muss, ehe an eine weitere Begründung unserer Hypothese gedacht werden

*) Die mit gutturalem Elemente weiter gebildeten (z. B. *l-ei-k*[2], λείπω) habe ich absichtlich übergangen. — Damit nicht diese Konstruktionen (deren Richtigkeit im einzelnen dahingestellt bleiben mag, deren prinzipielle Berechtigung aber innerhalb der Sprachwissenschaft längst anerkannt ist, s. Curtius Et.[5] 59 f.) bei dem einen oder anderen philologischen Leser Anstoss erregen, mag hier an einige sehr klare Fälle von solcher „Wurzelerweiterung" oder „-variation" erinnert werden: *bher* „warm machen": lat. *formus (fer-mentum?)* (davon *bher-g*, worüber s. Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. II, 338 f.), *bhr-ei*: Ptcp. *bhrī-wo-* „coctus", im lat. *re-frī-va faba* (? Vgl. Jordan Herm. XV, 16), d. *Brei* (vgl. Kluge s. v.), *bhr-ei-g*: lat. *frīgo*, *bh(e)r-eu*: lat. *ferv-eo*, *defrutum*, d. *brauen*, *bhr-eu-g*: φρύγω, *bhr-en*: d. *brennen* (lat. *fornus?*), *bhr-ēt*: lat. *fretum*, gr. βράσσω, d. *braten*; τρ-έμ-ω *tr-em-o*: τρ-έ(σ)ω, *terreo* (ebenso *pr-em-o*: *pr-es-si*, *pressum* wie *haesum* v. *haereo?*) u. dgl. m. — Vgl. im allg. Curtius a. a. O. und Fick Wbch IV.

**) Eine Wz. *lidh* (wovon neutraler s-Stamm **loefes-* = **loebes-*: *loebeso-*) wollte schon Bühler zu Grunde legen, nach Stokes' Mitteilung, Kuhns Beitr. IV, 406.

kann. Das osk., fal. *loufro-* kann in Bezug auf das Stammsuffix unmittelbar mit gr. ἐλεύθερος identifiziert werden, indem das *e* der Pänultima erst durch oskische (od. umbrisch-sabellische) Synkope unterdrückt sein kann; die Annahme, dass *f* = it. ϑ = idg. *dh*, bleibt hier durch die Ansetzung des urspr. Suffixes als *-ero* oder als *-ro* durchaus unberührt. Für das Latein gilt dagegen die bekannte Regel, dass *b* = *f* = ϑ (idg. *dh*) nur in der Nachbarschaft eines *r* erscheint, während intervokalisches it. ϑ = idg. *dh* zu lat. *d* wird. Die Grundform **leiϑ-ero-* würde demnach bei völlig ungestörter Entwickelung im Lateinischen als **leidero-* auftreten müssen, und umgekehrt setzt bei unserer Etymologie das lat. *b* des Wurzelteiles eine Grundform **leiϑ-ro-* voraus, während doch in *leibero-* das thatsächliche Suff. *-ero* ist. Wir werden also annehmen müssen, dass dies zwischenstehende *e*, wenigstens in einigen Formen, nach dem Übergange von *ϑr* in *fr* = *br* eingeführt oder auch von neuem wieder hergestellt sei. Und zwar lassen sich hierbei etwa die folgenden Möglichkeiten denken, wenn man sich nur gegenwärtig hält, dass die Suff. *-ero* (gr. φανερός, lat. *lacer, tener*), *-ero* (skr. *rudhirá-*, gr. καθαρός, lat. *camur(us), satur?*) und *-ro* (ἐρυθρός, *ruber*), ebenso wie z. B. *-ono, -eno, -no* der Ptcp. (Osthoff M. U. IV, 370, II, 13), ursprünglich identisch und nur verschiedene Abstufungen derselben Grundform *-ero* sind. — 1) Am einfachsten liegt die Sache, wenn man voraussetzen darf, dass die Stammformen **leiϑero-, *leiϑro-* — ungefähr in der nämlichen Weise wie gr. (ἱερός:) ἱαρός : ἱρός (vgl. Osthoff M. U. IV, 149 ff.) — in demselben Paradigma oder, was auf dasselbe hinauskommt, innerhalb derselben Mundart mit einander abwechselten.*) *Leibero-* wäre dann eine Kontaminationsform der beiden Stämme und könnte aus diesem Gesichtspunkte mit dem Nom. subst. und adj. *uber, uberis,* nach Osthoff M. U. IV, 199 Anm. aus **ūϑer, *ūϑris,* verglichen werden. — 2) Ein anderer denkbarer Fall ist, dass der Stamm *-ero* gleichmässig

*) Vgl. noch lat. *umerus* : gr. ὦμος, umbr. *onse, uze* „in umero“, wo die Synkope jedenfalls sehr alt sein muss, da das *s* beibehalten ist.

in allen Formen des it. Wortes durchgeführt gewesen wäre. Bei dieser Voraussetzung würde die Vermutung gestattet sein, dass das *e* in einem Teil der Formen italischer Synkope verfallen konnte, ehe die Wirkungskraft des genannten konsonantischen Lautgesetzes (*ϑr* = *fr*) erloschen war; die Kontamination wäre dieselbe wie bei der vorigen Annahme. Als Belege dieser alten Synkopierung dürfen zwar selbstverständlich weder *Lebro* C. I. L. I, 174 noch *[le]ibreis* „Kindern" C. I. L. I, 1258 (in der folgenden Zeile kommt *leibravit* vor) geltend gemacht werden, besonders da in diesen Formen die Vokalentziehung auch als orthographische Erscheinung gefasst werden kann (vgl. Sittl Lok. Versch. 22 f.); aber bei der Betrachtung von Formen, wie die von Corssen Ausspr. II, 534 ff. verzeichneten mit ausgestossenem *e*: wie z. B. lat. *exstrad*, osk. *ehtrad* : *exter(us)*, *exterior*, *infra*, neben *infera* C. I. L. I, 1166 : *infer(us)* etc., *contra*, *contro-vorsia*, osk. *contrud*, *suprad* : *supera* etc., lat. *magistra*, umbr. *mestru*, osk. *minstreis* : *magisterium*, *ministerium*, *dextram*, *dextro-vorsus* etc. (Neue II, 5 f.), umbr. *destram* : *dexteram* etc. (vgl. *Asper*, *-ri* : *asper*, *-eri*, neben *aspra*, *aspris*, *aspros*; Neue a. a. O. 7), ist man versucht anzunehmen, dass es in solchen Fällen eine alte gemeinitalische, nicht durch die urspr. indogermanischen Gesetze bedingte Vokalsynkope gegeben habe, deren nähere Erforschung allerdings noch zurücksteht (vgl. Ritschl Op. IV, 174). — 3) Endlich könnte man auch die synkopierte Stammform idg. *-ro* allein zu Grunde legen wollen. Auch mit dieser, wie ich eben zu zeigen mich bemüht habe, durchaus nicht notwendigen Annahme würde man einigermassen auskommen können. Da die Anaptyxe eines *e* zwischen *r* und einem vorausgehenden Konsonanten im Latein nur ganz sporadisch vorkommt,*) hätte man wohl den Nom. S.

*) Vgl. *deliberare*, nach der alten Etymologie von *libra* (Paul. F. 74, Corssen I, 537), was sehr fragwürdig erscheint, *Terebonio* C. I. L. I. 190; weitere Beispiele aus dem vulgären Latein (*Materona*, *Fabericia*, *sacerum* u. ä.) s. Schuchardt II, 424, C. I. L. VIII, p. 1111, III, p. 1187. — In *magistere* C. I. L. I, 73, p. 554, *magisteri* C. I. L. IX, 5679 (*m. Tere-*

M. *leiber* = **leibr(o)s* als die Quelle des Stammes auf *-ero* zu betrachten. Hierbei könnte, ausser der Analogie der Adj. auf *-er*, *-era*, *-erum*, das Bedürfnis, Formen und Ableitungen wie *libera*, *liberalis*, *liberare* von den entsprechenden des Subst. *libra* zu unterscheiden, massgebend gewesen sein. Da die Suffixformen *-ero* und *-ro* beide gleich ursprünglich sind und überdies die Möglichkeiten der einzelsprachlichen Synkope, der gelegentlichen Vokalentfaltung und der analogischen Formenausgleichung mit in Anschlag gebracht werden wollen, so ist es sehr schwierig, passende Belege für diese Verallgemeinerung der Nominativform beizubringen. Ein ziemlich analoges Beispiel bietet vielleicht der St. *socero-* (selten *socro-*, Neue I, 76, Georges im Wbch) wohl aus **socro-* = **swek¹uro-* (daher altbulg. *svekrŭ?*) = *swek¹uro-* (ἑκυρός), über welches Wort auf Kluge Et. Wbch s. *Schwäher* und Joh. Schmidt K. Z. XXV, 126 zu verweisen ist. Vgl. ferner *Mulciber*, *Mulcib(e)ri*, *Mulcib(e)ris*, D. *Mulcibero* (Neue I, 166 f., 529), vermutl. von einem St. *-bro-* = idg. *-dhro-* od. *-dhlo-*, *Maspiter*, *-t(e)ris* nach Prisc., *uber*, *-eris* (s. oben). Die abstrakte Möglichkeit einer derartigen Analogiebildung kann auf jeden Fall nicht in Abrede gestellt werden.

Von der lautlichen Seite ist wohl also nichts Wesentliches an der Etymologie *leibero-* = **leidh(e)ro* auszusetzen. Oben habe ich aus allgemeinen Gesichtspunkten eine sekundäre Wz. *leidh* postuliert. Diese, oder wenigstens — was, wie wir oben sahen, nur einen geringen Unterschied macht — eine Wz. *leid* ist nun auch glücklicherweise in mehreren Sprachen mit grosser Wahrscheinlichkeit zu belegen. So im Baltischen: lit. *léidmi*, *léidžiu*, Inf. *léisti* „lassen", „ent-" oder „loslassen" Kursch. („einer Sache ihren Zug lassen, sie nicht hemmen" Nesselm.), *léistis* „sich lassen", „sich senken", Kaus. *laidinti* „laufen lassen", *laisvas* „frei" *laisvė*

---

bius et Vibolenus, s. die adn.), *mac[i]steratus* C. I. L. IX, 782, *magisterare* kann dass *e*, wenn es nicht ursprünglich sein sollte (vgl. oben), aus dem Nom. Sing. herrühren, wie es wohl sicher in *arbiteri*, Neue I, 75 (*arbiterium* nach *magisterium?*), der Fall ist.

„Freiheit", *pasiléidėlis* „einer der sich gehen lässt", „liederlicher Mensch", *palaidů* „nefarius", lett. *laifchu, laist* „lassen", *lidinatês* „schweben" (?) u. s. f. (s. die Übersicht bei Leskien, Ablaut der Wurzelsilb. im Lit., Abh. d. phil.-hist. Cl. d. Sächs. Ges. d. W. IX, S. 276). Auf Grund der bei Szyrvid erhaltenen Wörter *paloda (palioda)* „Übermut, Mutwille, Zügellosigkeit", *palodau* „leichtfertig leben" (*palodimas* „Zügellosigkeit" Bezzenberger Lit. Forsch. 150) hat Joh. Schmidt Z. Gesch. d. idg. Vok. II, 496 die Meinung geäussert, dass *léidmi* u. s. w. durch sekundären Übertritt in die *i*-Reihe aus der in diesen lit. Wörtern enthaltenen Wz. *lēd* (got. *lētan* u. s. f.) hervorgegangen wäre. Da indessen die Sippe *leid-* im Baltischen so reich entwickelt ist und die Zweiheit *leid(h)*: *lēd*, nach den obigen Andeutungen über die anzunehmende „Wurzelvariation", sowohl im Baltischen wie im Italischen (*līber* : *lassus*) altes Erbgut sein kann, so sehe ich keinen Grund bei Schmidts Auffassung stehen zu bleiben. — Im Griechischen möchte ich ὀλισθάνω (ὤλισθον) „gleite aus, falle" (eigl. „lasse mich"), St. ὀλιθ(δ)-θο-, vgl. ἔσθω, βιβάσθων, Curtius Vbm II² 368, 370 (od. -θ-το-?), und λοῖσθος, λοίσθιος „der hinterste", „letzte", eigl. „der zurückgelassene, -gebliebene" (vgl. λοιπός), hierher ziehen. Für die Bedeutungsentwickelung des letzteren — die Superlativbedeutung kann sekundär sein — haben wir eine Analogie im deutschen Superl. *letzt*, engl. *last*, vom germ. Adj. *lata-*, got. *lats*, zu *lēt-* = *lēd-* „lassen". Vielleicht die beste Stütze für die Annahme einer Wz. *leid(h)* bietet jedoch das Latein selbst in den beiden Wörtern *ludo* und *ludus*, älter *loidus, loedus* (C. I. L. I, 565, 566, 567 *loidos* Akk. Pl., *loid., loedos*, vgl. Corssen I, 704, 708, Jordan Kr. Beitr. 239). *ludo*, wahrscheinl. = **loidhō*,*) ist ein zum Präsens umgestaltetes Perfekt (wie *oitor?*) mit neutraler Bedeutung, wie *feido, fīdo* = πέποιθα, wo zwar die spezifische Perfektvokalisation fehlt (anders Fröhde B. B. VI, 169), aber trotzdem

*) Dass *ludo* und *ludus* nicht auf das genaueste zusammengehören sollten, ist ja nicht denkbar.

die genannte Bedeutung erscheint. Der ursprüngliche Sinn des Wortes würde demnach sein: „frei sein“, „sich frei bewegen, ergehen“, woraus die weiteren von „spielen“, „scherzen“ u. s. f. ohne Schwierigkeit abgeleitet werden können. Man glaubt beinahe noch die alte Grundbedeutung durchschimmern zu sehen in einzelnen Ausdrücken, wie Ter. Ad. 377 *Gongrum istum maxumum in aqua sinito ludere Tantisper*, oder Ov. Trist. 2, 330 *Audet in exiguo ludere cumba lacu* u. ä., worüber die Wörterbücher zu vergleichen sind, und in gewissen Anwendungen der Composita, wie z. B. *abludere* „abweichen“ Hor. Serm. II, 3, 320 (nach der gew., vielleicht richtigen Auffassung, Nachbildung des gr. ἀπᾴδειν), *adludere* „sich spielend nähern, um etwas bewegen“, *deludere* „Ausflüchte machen“, *eludere* „ausweichen, parieren.“*) — Im Vergleich mit der von Bugge K. Z. XX, 11 f. (vgl. Joh. Schmidt Vok. II, 470) aufgestellten, höchst beachtenswerten Etymologie aus **loig-do-*, zu altn. *leika* „in freier und leichter, hüpfender Bewegung sein“, got. *laikan* „springen“, lit. *láigyti* „wild umherlaufen“ etc.**) [gr. λίζει·παίζει Hes.?], dürfte die obige einigen Vorzug der grösseren Leichtigkeit besitzen. Dabei scheint mir auch diese dem zu erschliessenden anfänglichen Sinne des Wortes *ludus* etwas näher zu kommen. *Ludus* wird nämlich von Haus aus „freie Bewegung“, „Ungebundenheit“, „Freiheit“ bedeutet haben. Ich erinnere hierfür

---

*) Wenn es nicht durch Paulus ausdrücklich bezeugt wäre, dass *lustra* „lacunae lutosae, quae sunt in silvis aprorum cubilia“ (Paul. 120), „Wildhöhle, Wildbahn, Wildnis“, „Bordell“, im Gegensatz zu *lūstrum* „Reinigungsopfer“, kurzes *u* habe, würde man es zu *ludere* („sich frei ergehen, herumtreiben“) stellen können, woran auch schon gedacht worden ist; s. Roby Gramm. of the lat. langu. I[4] 339: „*l-m* — a beast's den *(lūdere?)*“ — Falls die Quantität bei Paulus richtig angegeben und nicht etwa nachträglich zur besseren Unterscheidung der Homonyme oder zu Gunsten einer angebl. Verwandtschaft mit *lŭtum* dekretiert worden ist, könnte das Wort (Grundbed. „deverticulum“) von Wz. *leudh* (ἤλυθον, *loufro-*) abgeleitet werden.

**) Auch diese Wörter könnten zu der früher besprochenen Familie „*el-*“ gehören.

an Ausdrücke und Wendungen wie die folgenden: Plaut. Bacch. 1082 R. (1079 Uss.): *Ego* *dare me ludum meo gnato institui, animo suo ut obsequium (ut animo obs.* libr.*) Sumere possit* („ludendi libertatem" Uss.), Stich. arg. 7 *Sticho ludus datur* (vgl. v. 421 sq.; grenzt jedoch nahe an die sogleich zu erwähnende Bed. „freier Tag" an), Hor. Carm. III, 12: *amori dare ludum* („Spielraum gewähren" L. Müller), Cic. p. Cael. 12, 28: *datur enim concessu omnium huic aliqui ludus aetati et ipsa natura profundit adulescentiae cupiditates,* Liv. XXVI, 50, 5: *si frui liceret ludo aetatis* (der dem jugendlichen Alter zustehenden Freiheit). *Ludus* heisst ferner speziell „Freiheit von Geschäften", „freie Zeit", „Musse" (σχολή), „Feiertag" (vgl. Neugr. σχόλη „jour de fête", Legrand im Dict.), so wohl im Prol. Cas. v. 25: *Ludi sunt: ludus datus est argentariis, Tranquillum est* cet.: „*ludum dare alicui,* significat indulgere alicui, dare cessandi et ludendi veniam ac facultatem, neque ab aliquo quotidianum pensum exigere. — — — Metaphora est desumpta a ludimagistris, qui pueris ludum dant, cum eos feriari sinunt [?]. Sic igitur *ludus datus est argentariis,* id est indultum est illis, ne hodie exercerent argentariam, tabernae argentariae sint clausae", Gronov. Lect. Plaut. (p. 98 ed. Amstel. 1740). Auch in den *ludi (publici)* genannten Jahresfeiern wird neben dem Begriffe des „Zeitvertreibs" (διατριβή) — *ludus* bedeutet ja gewöhnlich das, womit der freie Zustand ausgefüllt wird — auch der des „Feiertags" (ἐλιννύες) gelegen haben. Eine sehr merkwürdige Spezialisierung scheint nun ferner die Bedeutung „Geschäftslosigkeit", „Musse" in *ludus* = „Schule" erfahren zu haben. Es liegt gewiss sehr nahe, anzunehmen, dass dieser Gebrauch des Wortes auf einer Übertragung (vgl. etwa *elementa* = στοιχεῖα, Havet Mém. etc. V, 44 f., d. *Gegend* = *contrée, Gemeinplatz* = *locus communis,* s. Kluge und Weigand s. vv.) der griechischen Bezeichnungen σχολή, διατριβή beruhe (vgl. über diese Lobeck ad Phryn. 401, Hermann Lehrb. d. gr. Ant. IV³, 334 Anm. 3, Grasberger Erzieh. u. Unterr. im kl. Alt. II, 205 [208]). In *ludus* und *schola* würden demnach, wie

vielleicht auch in *eitua-* : *nu(m)mus* (s. A. St. III), begriffliche Nachbildung und reines Lehnwort einander gegenüberstehen. Indessen hat diese Kombination die Thatsache gegen sich, dass σχολή und διατριβή erst verhältnismässig sehr spät in der Bedeutung „Schule" vorkommen. Wie diese Schwierigkeit zu umgehen ist — etwa durch die Ausrede, dass unsere Überlieferung in diesem Punkte zu einseitig attisch sein und zu wenig auf die nächsten Lehrmeister der Römer, die italischen Griechen Rücksicht nehmen möchte? — muss ich dahingestellt sein lassen. Wenn jedoch *ludus* „Schule" und *l.* „Spiel" („Freiheit") auch dem Sinne nach unmittelbar zusammen gehen sollten, ist es jedenfalls schwer sich ein solches Verhältnis der Bedeutungen ohne Zuhülfenahme der bezeichneten griechischen Beeinflussung zu denken. Vielleicht heisst aber *ludus* „Schule" ursprünglich „Gang" (φοίτησις), „der Ort, wohin man geht", und gehört dann entweder zu *leid(h), loid(h)* („wohin man gelassen wird") oder auch, da in dieser Bedeutung die Schreibung *loid- loed-* wohl nirgends erscheint, zu *leudh* „venire" (vgl. oben S. 173 Anm. * über *lustra*).

Upsala.

O. A. Danielsson.

Nachtrag.

— Zu S. 133 ff. vgl. das neue Werk von Osthoff „Zur Geschichte des Perfekts im Indogerm.", S. 237 ff., wo eine von den bisherigen Ansichten stark abweichende Theorie entwickelt wird. — S. 138 ff. hätte ich bei dem Versuch die doppelten *-tt-* und *-ff-* in den osk. Perf. zu erklären, vielleicht eine Möglichkeit berücksichtigen sollen, die mir allerdings noch ziemlich fern zu liegen scheint. Es könnte nämlich wohl vermutet werden, dass diese *tt* und *ff* aus *t-v* und *f-v* entstanden wären, indem die Stammesauslaute, bezw. Perfekt-

charaktere mit der *u*-Bildung des Perfekts kombiniert worden waren: **prof-ued, *amana-f-ued, *profa-t-ued*, vgl. lat. *nex-i, nex-ui, mess-ui*. Wenigstens scheint lat. Doppelkonsonanz einigemal in solcher Stellung vorzukommen, z. B. *quattuor*, vielleicht Kontaminationsform von **quătuor*, vgl. **quăter* (:τέτταρες wie *pateo*: πετάννυμι u. vieles ä., wahrscheinl. Ablaut, oben S. 149 Anm.; *quărtus* = **quăt-r-tus*. Anders J. Schmidt K. Z. XXV, 49) und *quattor* (vgl. Jordan Hermes XVI, 51), *battuere* von **bătuere* (Fick III, 196): vulgärl. *battere*, vgl. it. *stetti* = **stetui* (Osthoff Perf. 184 f.), *obba* = *obua* (Jordan Qu. umbr. 29), vgl. it. *ebbi* (Osthoff a. a. O.). — An der von mir acceptierten Erklärung der primären Stammbildung dieser Perf. würde hierdurch zunächst nichts Erhebliches geändert werden.

Altitalische Studien.

Herausgegeben

von

Dr. Carl Pauli.

Fünftes Heft.

Mit zwei Tafeln.

Hannover.

Hahn'sche Buchhandlung.

1887.

Hofbuchdruckerei der Gebrüder Jänecke in Hannover.

Vorwort.

Es sind mehr als $2^1/_2$ Jahre seit dem Erscheinen des vierten Heftes dieser „Studien" vergangen, ein Zeitraum, der länger geworden ist, als er eigentlich sollte. Aber verschiedene Umstände haben die Ausarbeitung dieses fünften Heftes, welches schon im Jahre 1884 begonnen wurde, verzögert. Teils hielten mich meine Arbeiten „über die Inschriften nordetruskischen Alphabets" und „über die vorgriechische Inschrift von Lemnos", welche schnell fertig gestellt werden mussten, davon ab, sodann aber ist die mir für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung stehende Zeit überhaupt nur eine sehr karg bemessene, da es im wesentlichen nur die allerfrühsten Morgenstunden sind, die ich der Wissenschaft widmen kann. Diese Umstände mögen die Verspätung entschuldigen.

Den Herren G. de Petra in Neapel und O. A. Danielsson in Upsala, die mir den Apparat für diese Arbeit beschafft haben, sage ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank.

Zum Schluss noch eine Bitte! Es kommen mir infolge äusserer Verhältnisse nicht immer die Anzeigen und Besprechungen meiner Arbeiten zu Gesichte. Die Herren Rezensenten, insbesondere auch die ausländischen, würden mich zu lebhaftem Danke verpflichten, wenn sie mir je einen Abzug derselben unter Kreuzband zugehen lassen wollten. Ich erstrecke diese Bitte auch nachträglich noch auf meine früheren Arbeiten.

Leipzig, den 14. December 1887.

Dr. Carl Pauli.

Inhalt.

Das sogenannte Weihgedicht von Corfinium und die Sprache der Päligner.



Das sogenannte

Weihgedicht von Corfinium

und die

Sprache der Päligner.

Von

Dr. Carl Pauli.

Im September 1877 wurde bei Pentima, dem alten Corfinium, eine Inschrift in einer nichtlateinischen Mundart gefunden, die man nach der Lage der Fundstätte als pälignisch bezeichnete. Die Inschrift wurde herausgegeben von H. Dressel (Bulletino dell' Istituto archeologico, 1877, 184. und 235.), von Fiorelli (in den Commentationes in honorem Mommseni — 1877 — 768.), von A. de Nino (in den Notizie degli Scavi, 1877, 214.), von Bréal (Revue archéologique XXIV — 1877 — 413.), von Bücheler (Rheinisches Museum 1878, 271.), von Bugge (Altitalische Studien — 1878 — 62.), von Huschke (Die neue oskische Bleitafel etc. — abgefasst 1878, veröffentlicht 1880 — 76.), von Gamurrini (Appendice etc. — 1879 — 84.) und von Zwetajeff (Inscriptiones Italiae mediae — 1884 — 19. und Inscriptiones Italiae inferioris — 1886 — 11.). Nicht alle diese Veröffentlichungen beruhen auf selbständiger Prüfung der Inschrift, sei es im Original, sei es in einer mechanischen Kopie, sondern sind teilweise nur Reproduktionen. So giebt Bréal die Inschrift zunächst nach Dressel und hat einen Papierabklatsch erst nachträglich erhalten; Gamurrini scheint gleichfalls nur auf Dressel zu beruhen; ebenso haben Bücheler, Bugge und Huschke über keinen selbständigen Apparat verfügt. Es bleiben also als selbständige Publikationen nur die von Dressel, Fiorelli, de Nino und Zwetajeff übrig. Dressel hatte einen Papierabklatsch und hat bei dem Nachtrage auch den Stein selbst verglichen, Fiorelli hatte gleichfalls einen Papierabklatsch, den ihm de Nino gesandt, zu seiner Verfügung, de Nino selbst giebt seine Lesung nach dem Original, Zwetajeff nach einer Zeichnung

Inhalt.

Das sogenannte Weihgedicht von Corfinium und die Sprache der Päligner.



Das sogenannte

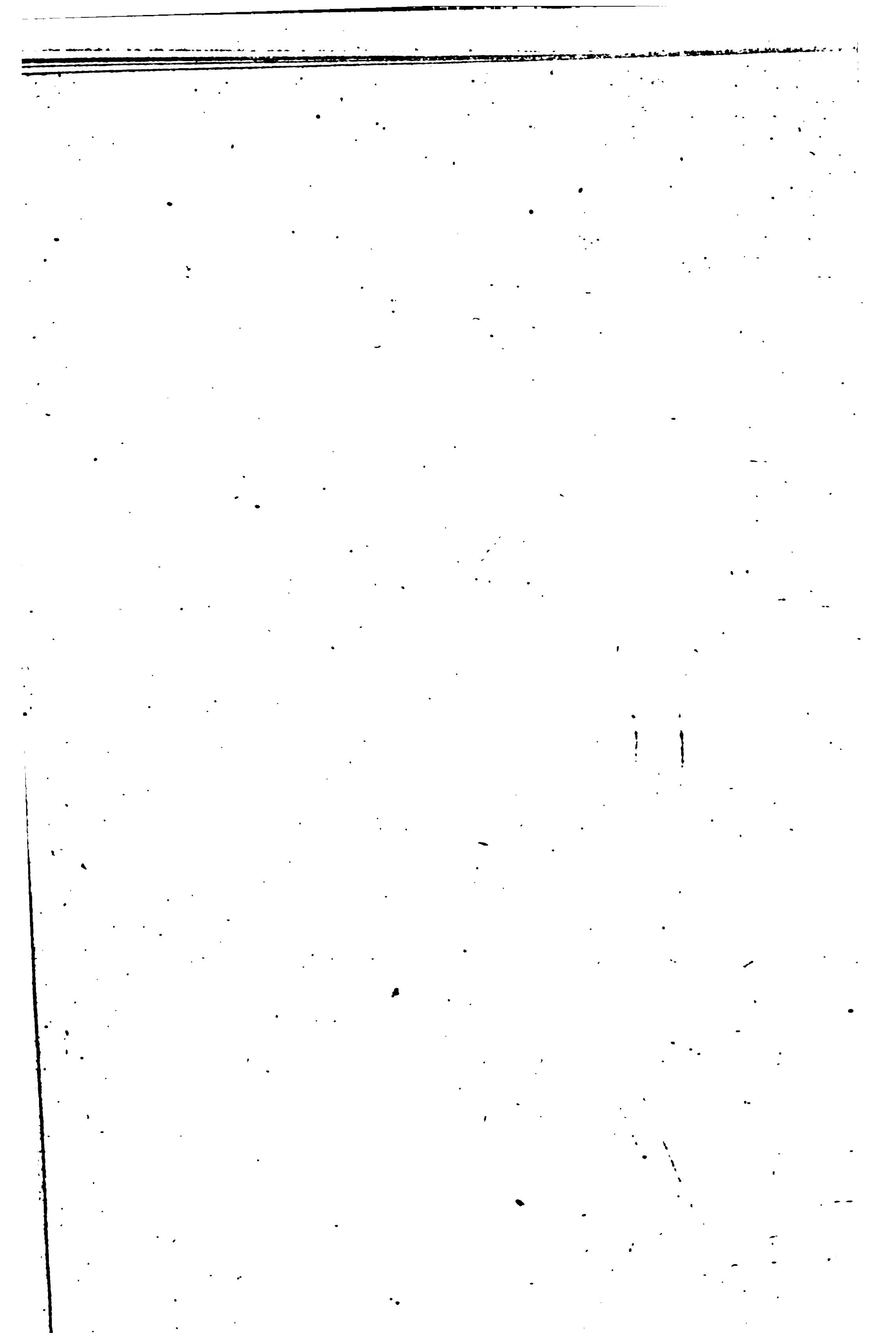
Weihgedicht von Corfinium

und die

Sprache der Päligner.

Von

Dr. Carl Pauli.



dieser ersten Zeile beginnt, ein Stück des Steines weggefallen, dessen Breite am Fusse des letzten erhaltenen Buchstaben, des *d* von *viďad*, 10 mm, am Kopfe desselben aber 13 mm beträgt. In beiden Zeilen bietet das fehlende Stück des Steines Raum für je einen Buchstaben, und die Reste desselben sind in beiden Zeilen auf dem Gipsabguss auch noch erkennbar, während allerdings auf den beiden Papierabklatschen von diesen Resten nichts wahrnehmbar ist. Beide sind aber, obgleich mit grosser Sorgfalt angefertigt, gerade an diesem rechten Seitenrande nicht völlig klar ausgeprägt, woran, wie mein Gipsabguss zeigt, die Beschaffenheit eben dieses Randes an dem Steine selbst die Schuld trägt.

Zeile 2 nun zeigt am Ende nach dem *d* noch die erste Hälfte eines *u*, gleich dem *d* in kleinerer Schrift, so dass also das letzte Wort der ersten Zeile nicht *viďad*, sondern *viďadu* zu lesen ist. Ebenso scheint in Zeile 4 nach dem *sua*, gleichfalls in kleinerer Schrift, noch eine Hasta bemerkbar zu sein. Man könnte darnach *suai* zu lesen geneigt sein, aber bei näherer Erwägung wird das unwahrscheinlich. Man sieht nämlich den Grund nicht, weshalb der Buchstabe, wenn es ein *i* war, in kleinerer Schrift gegeben ist, da der Raum auch für ein *i* in der normalen Schrifthöhe unserer Inschrift gereicht hätte. Überdies füllt ein blosses *i* noch nicht den Raum völlig aus, der auszufüllen ist, wenn diese Zeile, wie nach der Analogie der übrigen anzunehmen ist, mit den Zeilenschlüssen eben dieser übrigen in einer geraden Linie schliessen soll. Ein Blick auf die Zeichnung zeigt das. Es scheint mir daher, als ob man *suae* oder *suad* (oder etwa *suaď*) zu lesen habe, denn für *suam* reicht der Raum nicht, auch liegt der erste Strich des *m* auf unserer Inschrift stets etwas schräg, und an *suan, suar, sual, suap, suaf, suah* wird doch schwerlich zu denken sein. Ja, es scheint mir, als ob sich bei genauem Hinsehen noch am oberen Ende der Hasta der Ansatz eines Seitenstriches bemerken liesse, so dass also auch dadurch sich *suae* oder *suad (suaď)* als wahrscheinliche Lesung ergiebt.

Trotzdem mir diese Buchstabenreste auf dem Gipsabguss, insbesondere in der zweiten Zeile, völlig sicher zu sein schienen, so habe ich es dennoch für meine Pflicht gehalten, auch hier wieder, um nicht durch etwaige Fehler des Gipsabgusses getäuscht zu werden, bei de Petra bezüglich meiner Wahrnehmungen anzufragen, und ihn um Vergleichung des Originals zu bitten. Derselbe schreibt wörtlich folgendes: „La linea inclinata dopo VIΘAD esiste realmente, e non è fortuita. Lo spazio fino al margine della lapide ammette precisamente una V piccola come la D precedente. — La frattura dopo SVA non presenta alcun indizio certo, et non esclude, nè ammette una I."

Darnach ist also das V hinter *vidad* als sicher, das I hinter *sua* wenigstens als möglich anzusehen.

Auf Taf. II. (Fig. 1.) gebe ich eine Zeichnung dieser rechten Zeilenenden in natürlicher Grösse, die nach derselben Vorlage bewirkt ist, wie die Zeichnung der ganzen Inschrift. Über die Herstellung dieser Vorlage meinerseits habe ich oben (pag. 4) berichtet.

In der Lesung derjenigen Teile der Inschrift, welche die Zeilenränder nicht berühren, herrscht unter den Herausgebern keine Meinungsverschiedenheit und kann eine solche auch kaum herrschen, da die Schrift so klar und deutlich ist, dass ein Verlesen völlig ausgeschlossen ist. Nur Gamurrini hat folgende Abweichungen: *petiedus* für *petiedu*, .. *iddu* für .. *ibdu*, *fertlid* für *fertlid*, . *fded* für . *fded*, *dida* für *dida*, *deti* für *deti*. Von alledem steht auf dem Steine nichts, und alle diese Abweichungen sind nur hervorgegangen aus dem Mangel an Sorgfalt,' mit dem Gammurrinis Appendice auch sonst gearbeitet ist und der bei dem etruskischen Teile des Buches, wie ich aus meinen Sammlungen an Abklatschen etc. mit Sicherheit feststellen kann, wohl die Hälfte der Inschriften in ungenauer Wiedergabe vorführt. Bei unserer Inschrift zeigt sich dieser Mangel auch an der ungenauen Interpunktion: zwischen *lexe* und *lifar* fehlt der Punkt, sowie an der ungenauen Wiedergabe der Buchstabenreste des linken Randes:

✓ statt ⁚ in Zeile 3, / statt \ in Zeile 6, ⁄ statt \ in Zeile 7.

Auf Grund der vorstehenden Untersuchung ergiebt sich also für den uns erhaltenen Teil der Inschrift die folgende Gestalt:

. . . . . . *praçom* . . . .
usur · *pristafalacirix* · *prismu* · *petiedu* · *ip* · *vidadu*
çibdu (oder *çibdu*) · *omnitu* · *uranias* · *ecuc* · *empratois*
· *lisuist* · *cerfum sacaracirix* · *semunu* · *suaç* (oder *suad*)
aetatu (oder *metatu* oder *retatu*) · *firatu* · *fertlid*
praicime · *perseponas*
afded · *eite* · *uus* · *pritromepacris puus* · *ecic*
lexe · *lifar* · *dida* · *uus* · *deti* · *hanustu* · *herentas*

Für die Genauigkeit dieses Textes und der Abbildung, wie sie von mir auf Tafel I. gegeben ist, kann ich nach allen Richtungen hin einstehen.

Ein so interessantes und wichtiges Denkmal — und als solches giebt es sich auf den ersten Blick zu erkennen — ist nun, wie sich von selber versteht, auch mehrfach zu deuten versucht worden. Diese Deutungsversuche, soweit sie mir bekannt geworden, sind — zum Verständnis mancher Einzelheiten muss ich auch die Lesungen resp. Ergänzungen der einzelnen Interpreten mit anführen — die folgenden:

1) Bücheler, Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica, 1877, 236 sqq.

[pod cen]sur pristafalacirix prismu petiedu ip vidad
. . . . vibdu omnitu uranias ecuc empratois
. . . . lisuist cerfum sacaracirix semunu sva
[com]etatu firata fertlid praicime perseponas
. . . . afded eite uus pritrome pacris puus ecic
lexe lifar dida uus deti hanustu herentas

„quod censor praestabilacricus primo (od. -um). . . . ibi videt, ... votum Uraniae hoc imperatis . . . solutum est; deûm sacracricus Semonumque . . . . fertili in . . . . . Proserpinae . . . . -it ite annum in posterum pacati, ut hic . . . . . voti liberer; det annum divitem onustum Venus."

2) Bréal, Revue archéologique, XXXIV, 415 (1877):
eite uus pritrome pacris puus ecic [međs est pis ferenar] lexelifar dida, uus deti · hanustu herentas.

„item ea praeterea munera, quae ibi mos est quis ferendae libationis causa det, ea dentur curato. sacrum sit."

3) Bücheler, Rheinisches Museum n. F. XXXIII, 271 sqq. (1878):

usur pristafalacirix prismu petieđu ip viđad
ṿibđu omnitu Vranias ecuc empratois
ẹlisuist Cerfum sacaracirix Semunu sva
ạetatu firata fertlid praicime Perseponas
afđed eite uus pritrome pacris puus ecic
lexe lifar dida uus deti hanustu Herentas

„[quod] annuus praestaturus (= praestes, antistes, praetor) primo impetu (= introitu) ibi videt, [irgend ein Weihgeschenk] votum, Veneris hoc imperio exsolutum est; deûm sacraturus (venerabundus) Semonumque partem dono fertili (= uberi, divite) in sacellum Proserpinae dedicat; ite annum in posterum propitii, ut hîc voti liberer; det annum ditem onustum Venus."

4) Bugge, Altitalischische Studien 61 sqq. (1878.)

.....*ṗṛạçọṃ*..........................
ụsur pristafalacirix prismu petieθu ip viθad
ụibθu omnitu uranias ecuc empratois
ẹlisuist cerfum sacaracirix semunu sua
ạetatu firata fertlid praicime perseponas
afθed eite uus pritromepacris puus ecic
lexe lifar dida uus deti hanustu herentas

„matrona antistita primum petito eo vitta redimitum votum! Uraniae hoc jussu solutum est. Cerorum sacerdos Semonumque adito ture (?) multo templum (?) Proserpinae! simul ite protinus propitiae, ut hic e legibus liber dem vobis honorem Veneris!"

5) Huschke, Die neue oskische Bleitafel und die pelignische Inschrift aus Corfinium 76 sqq. (1878, veröffentlicht 1880.)

..... pracom ....
usur pristafalacirix prismu petiedu ip vidad
vibdu omnitu uranias ecuc empratois
elisuist cerfum sacaracirix semunu sua
aetatu firata fertlid praicime perseponas
afded eite uus pritromepacris puus ecic
lexe lifar dida uus deti hanustu herentas

„[hoc] saepimentum [Veneris Caelestis N. N., qui, quod] miser clientelaris calator praepetem primus hic viderat, munere hoc jurato Caelestis imperatis exsolutus est, sacrorum Servatorum calator Semonum suo rogatorum farcimine fertili in honorem Proserpinae debitum dedit. este, ut in priore, pacati quousque in hac re nuncupatione liberer: da, ut dedisti, laetabilia Venus."

6) Deecke, Rheinisches Museum, n. F. XLI., 199 (1886):

..... praçom ....ụ.......
ụsur pristafalacirix prismu petieθu ip uiθad
ụibθu omnitu uranias ecuc empratois
ẹlisuist cerfum sacaracirix semunu sua
ạetatu firata fertlid praicime perseponas
afθed eite uus pritrome pacris puus ecic
lexe lifar dida uus deti hanustu herentas

„(Τοῦ δεῖνα) templum (primo anni die decurionis) uxor praestabulatrix (i. e. templi antistita) prima petito! ibi vitta vincta, obsecrato Uraniam! (ubi) haec imperatis (i. e. votis) elisa (i. e. emollita) est, (tum) Cerforum Semonumque sacratrix aditato adore opimo (eig. fertili) in praeconium Persephonae! (sic) aptet (sc. verba): Ite in annum proximum propitiae, (sic)ut (ego) hic secundum (eig. in) leges unguam! det annum divitem onustum (sc. frugibus) Herentas!"

7) Deecke in Zwetajeff, Inscriptiones Italiae inferioris dialecticae 177 (1886):

„(Hoc) templum (primo anni die decurionis) uxor praestabulatrix prima petito! ibi, vitta redimita, obsecrato (eig. jurato) Uraniam! (ubi) haec votis

elisa est, Cerforum Semonumque sacratrix aditato odore
multo ad (eig. in) praeconium Persephonae!
aptet (verba sic): Ite in annum proximum propitiae, (sic) ut
(ego) hic
in leges libabo! Det annum divitem onustum Herentas."

Diese Deutungen sind, wie man sieht, nur mit Ausnahme von Bréal, darin einig, in der fraglichen Inschrift eine Dedicatio zu finden, weshalb man dieselbe auch gemeiniglich als „Weihinschrift" oder „Weihgedicht" von Corfinium bezeichnet, letzteres in der Annahme, auch diese Inschrift sei in Saturniern geschrieben.

Zu meinem Bedauern muss ich wieder alle diese vorstehenden Deutungen für verfehlt erklären, und zwar aus demselben Grunde, wie die Bücheler'sche Erklärung der Censorinschrift von Bovianum (cf. Heft II. dieser Studien), sofern auch bei unserer Inschrift wieder ein Fragment für vollständig gehalten und darnach erklärt worden ist. Dass am linken Seitenrande einzelne Buchstaben verstümmelt seien, das sah man ja allerdings, aber man nahm nun, ohne die Sachlage zu prüfen, ohne weiteres an, dass mit der Herstellung dieser Buchstaben nun auch die Zeilenanfänge erreicht seien. Nur Bréal macht infolge der Klarheit des Blickes, die ihn in epigraphischen Dingen auszeichnet, eine rühmliche Ausnahme, indem er (Revue arch. XXIV, 413 sq.) sagt: „Cette inscription, la plus importante des trois, est malheureusement en mauvais état. La première ligne est effacée et la partie qui manque sur la côté gauche, où la pierre est brisée, paraît avoir compris à chaque ligne plusieurs mots."

Diesen Ausspruch hätte man beherzigen und der weiteren Untersuchung zu Grunde legen sollen, dann würde man gesehen haben, dass Bréal recht hat und die Inschrift in der That am linken Rande stärker fragmentiert ist, als bloss in dem je einen Buchstaben.

Zum Beweise, dass dem wirklich so sei, gebe ich zunächst einen genauen Bericht über die Beschaffenheit des Steines selbst, der die Inschrift trägt.

Die Inschrift steht auf einem Travertinblock, dessen Masse von Dressel als alta 0,29, lunga 0,785, profonda 0,74 angegeben werden, während de Nino ihn als lungo 0,78, largo 0,74, alto 0,30 bezeichnet. Mein Gipsabguss, der aber nur die Schriftfläche enthält, zeigt 785 mm Länge und 290 mm Höhe, stimmt also genau mit Dressels Messungen. Der ganze Stein hat also eine Gestalt, welche de Nino bei Dressel im Bulletino als un piedistallo, in den Notizie degli Scavi als un prisma quadrangolare bezeichnet. Dressel hatte sich zuerst (Bull. 1877, 185.), dahin ausgesprochen: „la pietra è rotta nella parte superiore e nel lato sinistro; à destra è guasta, non sembra però che sia perita alcuna lettera [was übrigens, wie wir gesehen, nicht ganz richtig ist]; später (l. c. 234.) sagt er hingegen: „la pietra — — — non è nè rotta nè spezzata, ma soltanto guasta nella parte parte superiore e al lato sinistro." Diese letztere Ansicht, ausgesprochen, nachdem Dressel den Stein selbst gesehen, ist die richtige. Der Stein ist in der That, wie mein Gipsabdruck deutlich zeigt, weder am oberen, noch an einem der Seitenränder zerbrochen, aber er ist — das zeigt mein Abguss ebenso deutlich — behauen. Schon de Nino nimmt an, der Stein sei in das Grab „trasportato da qualche antico edificio pubblico", und das wird bestätigt eben durch seine Gestalt, aus der sich ergiebt, dass er zu seinem jetzigen Gebrauch — er diente seiner Form nach offenbar als Tisch oder Repositorium irgendwelcher Art — erst nachträglich zurechtgehauen wurde, während er früher wohl, worauf sein Inhalt hinzudeuten scheint, in einem Tempel aufgestellt gewesen sein wird. Dass der Stein nachträglich behauen sei, das hat mir, nachdem das Vorstehende längst (am 3. October 1884) geschrieben war, auch am 7. August 1886 Danielsson, der in Neapel den Stein selbst gesehen hat, berichtet, ohne dass ich meinerseits ihn danach gefragt oder ihm meine Ansicht mitgeteilt hätte.

Was die Einzelheiten dieser nachträglichen Bearbeitung des Steines betrifft, so ist die obere Kante der Schriftfläche rundlich behauen, während die Seitenkanten eckig sind. Letztere sind aber durch Abspringen, insbesondere auf der linken Seite, etwas beschädigt. Auch die beiden oberen Ecken sind, gleich der oberen Kante, abgerundet behauen. Die untere Kante ist nicht abgerundet, ebensowenig die beiden unteren Ecken. Unter der letzten Zeile ist ein freier Raum von 25 bis 50 mm, eine Differenz, die dadurch veranlasst ist, dass die Zeilen, insbesondere die letzten, etwas schräg aufwärts nach rechtshin laufen.

Da die Intervalle zwischen den Zeilen sonst nur 8 mm betragen, so ist die unterste Zeile des Steines zweifellos die letzte der Inschrift und am unteren Ende fehlt nichts. Auch am rechten Seitenrande ist der Stein und die Inschrift durch das Behauen nicht beschädigt, die Verstümmelung der letzten Buchstaben in Zeile 2 nach *vidad* und in Zeile 4 nach *sua,* von der oben (pag. 7 sq.) die Rede war, ist nur durch Abspringen des Steines hervorgerufen. Wohl aber rührt die Beschädigung der obersten Zeile von dem Behauen her: hier sind die oberen Buchstabenhälften — der Abguss zeigt das ganz deutlich — weggehauen. Diese Thatsache beweist zunächst, dass die Inschrift schon auf dem Blocke stand, als er zu seinem letzten Zwecke zurechtgehauen wurde. Weiter aber folgt daraus, dass zu der Annahme, diese halb erhaltene erste Zeile sei die wirkliche erste Zeile der Inschrift, gar kein Anhalt vorliegt. Im Gegenteil, es führt gerade diese erste Zeile darauf hin, dass eine ganze Anzahl von Zeilen fehlen. Wenn man sich nicht scheute, diese eine Zeile zur Hälfte wegzuhauen, so trug man natürlich auch kein Bedenken, deren 5 oder 10 wegzuhauen. Nun aber kann ein Block mit einer Grundfläche von 785 × 740 mm und einer Inschrift auf seiner einen Seitenfläche kaum etwas anderes gewesen sein, als eine Basis, eine Ara oder ein ähnliches Objekt. Dafür ist aber eine Höhe von 290 mm völlig unzureichend. Man würde dieselbe mindestens als

der Seitenkante der Grundfläche entsprechend zu erwarten haben, in unserem Falle also im Mittel etwa 760 mm, vermutlich aber, da an der linken Kante, wie sogleich nachgewiesen werden wird, auch Buchstaben weggehauen sind, die Grundlinie also ursprünglich länger als 785 mm war, noch mehr. Eine Schätzung der Höhe des ursprünglichen Blocks auf 800 mm wird also eher zu klein als zu gross sein. Nehmen wir diese ungefähre Höhe an, so hätte das verlorene Stück, da das erhaltene 290 mm hoch ist, eine Höhe von 510 mm gehabt. Das erhaltene Stück hat unten im Mittel 37,5 mm freien Raum und auf den dann noch übrigen 252,5 mm 6 1/2 Zeilen. Das giebt für das fehlende Stück, oben auch etwa 40 mm freien Raum angenommen, ausser der fehlenden halben noch 12 ganze Zeilen, die verloren sind. Dies ist aber nur das Minimum. War der Verlust am linken Seitenrande ein grösserer, als angenommen, so wächst dadurch natürlich die Grundseite und infolgedessen die Höhe des Blockes und damit wieder die Zahl der verlorenen Zeilen. Ebenso sind Buchstaben weggehauen am linken Seitenrande des Steines. Dass hier einzelne Buchstaben durch Abspringen der Masse verstümmelt seien, haben ja, wie bereits besprochen, auch meine Vorgänger gesehen, aber sie irrten darin, dass sie, Bréal ausgenommen, annahmen, nach Herstellung dieser Buchstaben nun bereits den Originalrand der linken Seite erreicht zu haben. Zu dieser Annahme liegt in der That kein Grund vor. Zunächst wäre es doch ein gewiss höchst merkwürdiger Zufall, wenn der Stein, den die Bauleute als Tischplatte zurechthieben, von Hause aus gerade die Breite gehabt hätte, die sie für ihre Platte brauchten. Es ist sicher viel wahrscheinlicher, anzunehmen, dass sie, wie an der oberen Kante, so auch hier an der linken Seite ein Stück weghauen mussten, um die gewünschte Grösse der Platte zu erhalten. Diese Annahme lässt sich aber auch noch positiv als richtig nachweisen. Zu dem Zwecke sind zunächst die an der linken Seite verstümmelten Buchstaben herzustellen. In Zeile 2 war (cf. oben pag. 5 sq.) als erhaltener erster Buchstabe ein ж

(ụsur), in Zeile 3 ein *c* oder *e* *(çibđu* oder *ẹibđu)*, in Zeile 4 ein *e* oder *a* *(ẹlisuist* oder *ạlisuist)*, in Zeile 5 ein *a*, *m* oder *r* *(ạetatu*, *ṃetatu*, *ṛetatu)*, in Zeile 6 ein *a* *(ạfđed)* zu ergänzen. In Zeile 4 war an sich auch eine Ergänzung zu *r*, *m* oder *l* möglich, allein die Formen *ṛlisuist*, *ṃlisuist*, *ḷlisuist* sind so nicht sprechbar und würden noch einen vorn verlorenen Vokal voraussetzen, würden also von einer Annahme ausgehen, die ja eben erst geprüft werden soll, nämlich, ob mehr als ein Buchstabe fehle, und ebendeshalb sind sie von der anzustellenden Untersuchung auszuschliessen.

Unsere Inschrift ist sehr sorgfältig eingehauen, und bei so sorgfältig behandelten Inschriften stehen die Zeilenanfänge genau unter einander. Ergänzt man nun die soeben aufgeführten erhaltenen halben ersten Buchstaben der einzelnen Zeilen, so ergiebt sich, dass die Anfangsbuchstaben der ersten Wörter nicht untereinander stehen. Ich habe diese Ergänzungen in genauster Weise ausgeführt, indem ich die verstümmelten Buchstaben der Zeilenanfänge, wie sie auf meiner oben (pag. 4) besprochenen Vorlage vorhanden waren, durchzeichnete und sodann aus dem weiteren Texte der Inschrift in gleicher Weise die fraglichen Buchstaben in ihrer vollständigen Gestalt durchzeichnete und, unter genauster Innehaltung der Kongruenz, den erhaltenen Buchstabenresten anfügte. Die so entstandene Zeichnung ist dann auf Tafel II. (Fig. 2.) in natürlicher Grösse wiedergegeben. Wie ein jeder sieht, stehen also von den Anfangsbuchstaben die meisten nicht übereinander. Dieses Nichtübereinanderstehen der angeblich ersten Buchstaben der einzelnen Zeilen beweist aber mit völliger Sicherheit, dass es eben nicht die wirklichen ersten Buchstaben sind, und somit, dass am linken Rande mehr Buchstaben fehlen, als eben nur je ein halber. Nach meinen obigen Darlegungen aber ist dies Fehlende weggehauen. Leider sind wir nun bei unserer Inschrift nicht in derselben glücklichen Lage, wie bei der Censorinschrift von Bovianum, wo ganz bestimmte Anhalte vorlagen, aus denen sich die ursprüngliche Gestalt und Grösse des Steines

herstellen liess. Bei der unseren aber fehlen derartige Indizien, so weit ich sehe, gänzlich, und es lässt sich daher nicht sagen, ob an der linken Kante ein Buchstabe fehle oder zehn oder noch mehre. Bei einer solchen Sachlage aber, bei der wir zunächst weder wissen, wieviel am oberen Rande der Inschrift, noch an der linken Seite fehlt, scheint es mir für die Untersuchung geboten, bevor man an die Deutung der Inschrift in ihrer Gesamtheit herantritt, zuvor sein Augenmerk darauf zu richten, möglichst die einzelnen Formen grammatikalisch und lexikalisch zu bestimmen. Möglich, dass sich dabei dieser oder jener Anhalt auch für den Inhalt der Inschrift ergiebt, aber eben auch bloss möglich. Und möglich, dass sich dann auch bezüglich der Herstellung des Verlorenen einzelnes ergiebt, aber auch wieder eben bloss möglich.

Um aber einer solchen Untersuchung eine feste Unterlage zu geben, erscheint es zweckmässig, zunächst das zusammenzustellen, was wir sonst von der Sprache der Päligner wissen. Das Material bieten uns die Inschriften, wie sie bei Zwetajeff gesammelt vorliegen, und zwar in den Inscriptiones Italiae mediae dialecticae von no. 11.—36., in den Inscriptiones Italiae inferioris dialecticae von no. 13.—38. Im allgemeinen werde ich nach letzterem Buche citieren.

Bevor ich aber in die Betrachtung und Deutung der einzelnen Inschriften eintrete, gebe ich zunächst eine kurze Übersicht über Laut- und Formenlehre des Pälignischen. Eine solche lässt sich auch ohne Einzelbetrachtung der Inschriften bringen, wobei man sich natürlich auf das absolut Sichere zu beschränken hat, sie ist aber insbesondere um deswillen nötig, weil bei der Deutung der pälignischen Inschriften meines Erachtens oft mit einer gewissen Willkür verfahren ist und Dinge eingemischt sind, die wohl umbrischer, lateinischer oder sonstiger Laut- und Formenlehre entsprechen, aber nicht der pälignischen selbst.

Folgendes ist es nun, was sich über die Laut- und Formenlehre des Pälignischen ohne weiteres feststellen lässt.

I. Lautlehre.

1) Die Sprache zeigt noch die alten Diphthonge:

ai in *Scaifia* Zw. no. 28;

oi in *oisa* Zw. no. 14, *coisatens* no. 31; *solois* no. 14, *jovios* *puclois* no. 34, *suois cnatois* no. 35;

ei in *sefei* Zw. no. 35. (so ist mit Sicherheit statt des überlieferten *seffi* zu lesen), [*sei* no. 35. ist vielleicht falsche Lesung].

au in *Plauties* Zw. no. 32;

ou in *Nounis* Zw. no. 31, *Loucies* Zw. no. 37. 38.

2) Die Sprache liebt es, bei Liquiden die sogenannte Svarabhakti eintreten zu lassen:

ala für *al* in *Alafis* = lat. *Albius* Zw. no. 31, *Calavan* = lat. *Calvanus* no. 23, *Salavatur* = lat. *Salvator* no. 25;

ele für *el* in *Helevis* = lat. *Helvius* Zw. no. 15. 17;

ere für *er* in *Herec* = lat. *Herculi* Zw. no. 31.

3) Mehrfach erscheint *u* für *o*, so in:

Apunies = lat. *Aponius* Zw. no. 24, *upsaseter* = lat. *operaretur* no. 31, *Salavatur* = lat. *Salvator* no. 25.

4) Die Sprache ist frei vom Rhotacismus, wie sich ergiebt aus:

Valesies = lat. *Valerius* Zw. no. 30, *coisatens* = lat. *curaverunt* no. 31, *upsaseter* = lat. *operaretur* no. 31.

Doch wird *rs* in *rr* assimiliert, wie bewiesen wird durch *Cerri* Zw. no. 28.

II. Formenlehre.

A. Deklination.

1) *o*-Deklination:

Nom. Sing.: *-us* in *Arghillus* Zw. no. 25, mit Ausstossung des Vokals in *Rustix* = lat. *Rusticus* no. 15, mit Abwerfung der ganzen Endung nach *r* in *faber* no. 14.

Akk. Sing. oder Nom. Neutr.: *-om* in *bratom* Zw. no. 35.

Dat. Plur.: *-ois* in *puclois* Zw. no. 34, *suois cnatois* no. 35.

2) *ie*-Deklination:

Nom. Sing.: *-ies* in *Obelies* Zw. no. 19, *Ofturies* no. 20, *Apunies* no. 24, *Rufries* no. 26, *Plauties* no. 32, *Loucies* no. 37. 38; *-is* in *Helevis* no. 15. 17, *Oviedis* no. 27, *Nounis* no. 31, *Alafis* no. 31, *Peticis* no. 36; beide Formen neben einander in denselben Inschriften in *Valesies, Vibedis* no. 30, *Sadries, Popdis* no. 33, *Ponties, Alpis, Apidis* no. 34; nach Vokalen erscheint statt *-ies* bloss *-es* in *Anaes* no. 14, *Aniaes* no. 23, *Anniaes* no. 22.

Dat. Plur.: *-iois* in *joviois* Zw. no. 34.

3) *a*-Deklination:

Nom. Sing.: *-a* in *Acca* Zw. no. 15, *Saluta* no. 16. 21. 28.

Akk. Sing.: *-am* in *biam* Zw. no. 33.

4) *ia*-Deklination:

Nom. Sing.: *-ia* in *Ania* Zw. no. 18, *Scaifia* no. 28.

5) Konsonantische Deklination:

Nom. Sing.: ohne *-s* gebildet bei den *r*-Stämmen in *casnar* Zw. no. 14, *Salavatur* no. 25.

B. Konjugation.

1) Ind. Präs. Akt. 3. Pers. Sing.: *-at* in *incubat* Zw. no. 14.

2) Ind. Perf. Akt. 3. Pers. Plur.: *-atens* in *coisatens* Zw. no. 31.

3) Konj. Imperf. Pass. 3. Pers. Sing.: *-aseter* in *upsaseter* Zw. no. 31.

Bezüglich der Orthographie findet sich, dass Gemination der Konsonanten bald geschrieben wird, bald nicht. Ersteres ist geschehen in *Acca* Zw. no. 16, *Anniaes* no. 22, *Cerri* no. 28, letzteres in *Anaes* no. 14, *Ania* no. 18, *Aniaes* no. 23, *medix* no. 33, *coisatens* no. 31.

Überblicken wir die vorstehende Zusammenstellung, in welche, wie schon gesagt, nur das aufgenommen ist, was mir absolut sicher zu sein schien, so ergiebt sich sofort, dass die Sprache eine ganz nahe Verwandte des Oskischen ist,

ja kaum mehr, als eine Mundart desselben, wie es ja freilich von vornherein zu erwarten war. Es ist in der vorstehenden Übersicht kein Punkt, den nicht das Pälignische mit dem Oskischen teilte, sei es in der Laut-, sei es in der Formenlehre, nur dass in einem Punkte, der Bewahrung des *-a* im weiblichen Nominativ neben osk. *-ú*, das Pälignische noch altertümlicher ist. Ja selbst die orthographischen Eigentümlichkeiten beider Sprachen sind dieselben. Und dieses Ergebnis wird bestätigt durch eine Reihe weiterer Punkte. Die pälignischen Vornamennoten *Vib.*, *V.* = *Vibies*, *Mar.* = *Mara*, *Nó.* = *Novies*, *Ov.* = *Ovies*, *St.* = *Staties*, *N.* = *Numisies*, *Tr.* = *Trebies*, *Sa.* = *Salvies* sind durchaus auch oskisch, nur dass man statt *Mar.* oskisch *Mr.* schreibt. Ebenso oskisch ist die Bezeichnung des Vaters durch die blosse nachgestellte Nota des Praenomens, wie *V. Plauties V.*, also abweichend von der römischen Art mit ihrer Hinzusetzung des *f.* = *filius*, welche sich nur einmal, als *V. Loucies Ob. f.* in Zw. no. 38 findet, und ebenso abweichend von der umbrisch-volskischen Art mit ihrer Zwischenstellung des Vaterpraenomens, wie z. B. umbr. *C. V. Vistinie*, volsk. *Ma. Ca. Tafanies*. Endlich sei auch noch darauf hingewiesen, wie die Pälignerhauptstadt Corfinium im Bundesgenossenkriege die politische Hauptstadt der Italiker wurde, ein Umstand, der gewiss nicht eingetreten wäre, wenn nicht die führenden Samniten in den Pälignern ihre allernächsten Verwandten gesehen hätten. Eben diese nahe Verwandtschaft des Pälignischen mit dem Oskischen veranlasst denn auch Bréal (Rev. arch. XXIV, 412.) kurzweg zu sagen: „Ces inscriptions [Zw. no. 31. 33. und 13. sind gemeint] sont en dialecte osque.“ Genauer freilich wäre noch gewesen „en un dialecte apparenté le plus étroitement à l'osque,“ denn völlig oskisch ist das Pälignische doch nicht, wie schon Mommsen (Unt. Dial. 365.) hervorhebt, indem er sagt: „Der Nom. Fem. auf *-a* ist nicht oskisch.“

Diese ganz nahe Verwandtschaft der Päligner und Osker und ihrer Sprache hebe ich deshalb so scharf hervor, weil

aus ihr sich für die Erklärung der pälignischen Inschriften der methodologische Grundsatz ergiebt, nichts zuzulassen, was von oskischer Laut- und Formenlehre sich entfernt und mit dem Umbrischen und Römischen stimmt. Es ist ja immerhin an sich möglich, dass das Pälignische in Einzelheiten sich enger an diese Sprachen anschloss, als an das Oskische, aber wir können es nicht nachweisen. Alle pälignischen Laute und Formen, soweit sie klar sind, tragen ausnahmslos die Verwandtschaft mit dem Oskischen zur Schau. Von Annahmen aber, die sich nicht erweisen lassen, Gebrauch zu machen, halte ich nicht für erlaubt.

Vorstehende Äusserung bezieht sich freilich nur auf die Behandlung der pälignischen Laute und Formen, bezüglich des zu erwartenden Inhaltes hingegen teile ich völlig den Standpunkt Bréals, wenn er (Mém. de la Soc. de Lingu. VI, 89.) sagt: „On ne peut trop le répéter dans l'intérêt du renom de ces études, qui parait depuis quelque temps assez compromis: plus l'épigraphie osque donnera de lectures conformes à ce qui se trouve habituellement sur les monuments latins, plus elle aura de chances de se rapprocher de la vérité. Mais quand elle parlera en style lyrique, quand elle offrirera au lecteur des exhortations à la piété, des serments prêtés ou des voeux de nouvel an, elle attestera seulement l'ingéniosité des traducteurs et la difficulté de cet ordre d'études." Das sind sehr treffliche Worte, und es ist mir höchst erfreulich, das, was ich selbst, z. B. bei der Erklärung der Censorinschrift von Bovianum, bereits thatsächlich geübt habe, hier als Grundsatz ausgesprochen zu sehen von einem Manne, der an Klarheit des Blicks und Sicherheit der Methode die grossen Wortführer auf diesem Gebiete weit überragt.

Es ergiebt sich also für die Erklärung der pälignischen Inschriften das Prinzip: in bezug auf Laute und Formen engster Anschluss an das Oskische, in bezug auf den Inhalt engster Anschluss an die lateinische Epigraphik.

Von diesem Standpunkte aus muss ich verschiedene Deutungen der bisherigen Erklärer durchaus bekämpfen,

welche teils lateinische und umbrische Lauterscheinungen willkürlicherweise in das Pälignische hineintragen, teils von dem Bau der lateinischen Inschriften sich entfernen.

Unter Wahrung eben dieses Standpunktes werde ich nun, bevor ich an die grosse Inschrift von Corfinium herantrete, zuvor die kleineren pälignischen Inschriften besprechen, weil eben dadurch manche Frage bezüglich jener geklärt oder wenigstens der Klärung näher geführt wird.

Wenig Schwierigkeiten bereiten die Inschriften, welche nur Namen enthalten und somit wohl Grabschriften sind. Ihrer Nomenklatur nach zerfallen sie in mehrere Gruppen. Die erste derselben bilden folgende Inschriften:

vib · *ania* · *mar* — Zw. no. 18.
v · *obellies* · *no* — Zw. no. 19.
ob · *oviedis* · *l* — Zw. no. 27.
v · *vibedis* · *n* }
t · *valesies* · *l* } — Zw. no. 30.
v · *plauties* · *v* — Zw. no. 32.
l · *peticis* · *c* — Zw. no. 36.
v · *loucies* · *sa* — Zw. no. 37.

Hier haben wir also einfach den Bau: Praenomen, Gentilicium, Praenomen patris.

Des gleichen Baues sind auch:

saluta · *acca* · *l* — Zw. no. 16.
saluta · *obel* · *ov* — Zw. no. 21.

Diese im ersten Augenblick etwas dunkler erscheinenden Inschriften werden klar durch das *saluta* · *scaifia* · *v* in Zw. no. 28. Hier ist das *scaifia* sicher Gentilname (cf. die Belege in Zwetajeffs Glossar), der in der Form *scefi* (Fa. no. 1778.), weiblich *scefia* (Ga. no. 708.) auch zu den Etruskern gelangt ist. Ebenso sicher ist *v* · Genetiv des Vatervornamens. Und da nun bei den Pälignern auch die Frauen Vornamen führen (cf. oben das *vib* · *ania* · *mar*), so wird dadurch das *saluta* als Vorname zunächst wahrscheinlich. Da nun aber *Salvius* ein bei verschiedenen italischen Volksstämmen ganz bekannter Vorname ist, dessen Nota *sa* sich auch in unserer pälignischen

Inschrift Zw. no. 37. (s. oben) findet, und da ferner häufig unter den italischen Vornamen mehrere von dem gleichen Stamme abgeleitet sind, wie z. B. *Pacius, Paculus* mit *Pacula* und *Pacullus; Numa* und *Numerius; Kaeso, Caesula* und *Caesulla; Aulus* und *Opiter* (cf. darüber Etr. Fo. u. Stu. II, 60.), so darf man auch *Saluta* neben *Salvius* mit voller Sicherheit als Vornamen hinstellen. Ist das aber der Fall, dann muss, da die Inschriften mit den Noten der Vaterpränomina *ov* und *l* schliessen, in *obel* · und *acca* je ein Gentilname stecken. Das *obel* · ergänzt sich nach Zw. no. 19. leicht zu *obellia*, das *acca* sieht als Gentilname befremdlicher aus, aber es sieht doch schliesslich nur so aus. Gerade aus dem Pälignergebiet haben wir folgende lateinische Inschriften:

C. Accavo C. f. Ser. Frentioni — IRN. no. 5362.
L. Accaus Philodespotus — IRN. no. 5379.
Acca L. f. Prima — IRN. no. 5354.

und ebenso:

T. Annavo T. l. Primo — IRN. no. 5451.
L. Annaus L. l. Habitus — IRN. no. 5447.
Annae T. l. Germullae — IRN. no. 5404.

Diese beiden Gruppen von Inschriften zeigen den Sachverhalt völlig klar. Es gab pälignische Gentilnamen auf *-avus*, fem. *-ava*. Das *v* in ihnen konnte ausgestossen werden, worauf dann die Femininformen **Accaa*, **Annaa* in *Acca, Anna* kontrahiert wurden. Die Ausstossung des *v*, bisweilen mit nachfolgender Kontraktion, zeigen die pälignischen Inschriften auch sonst. So haben wir *suois* (Zw. no. 35.) neben osk. *suveis, suvam, sovad;* so ist *des* (Zw. no. 14.) von Bücheler gewiss richtig als „dives" erklärt worden, so dass es also unter Ausstossung des *v* aus *dēves*, älter *deives* kontrahiert ist. Damit ist *acca* als Gentilname für **accava* nach allen Seiten hin gesichert.

Die gleiche Nomenklatur, wie in den oben aufgezählten Inschriften dieser ersten Gruppe, zeigen auch mehrere der längeren Inschriften. Die Belege sind die folgenden:

t · *nounis* } — Zw. no. 31.,
l · *alafis* · *c* }

wo hinter *nounis* in der verstümmelten Inschrift (cf. weiter unten) der Vatervorname verloren gegangen ist;

p · *sadries* · *t* } — Zw. no. 33.
v · *popdis* · *t* }

und das schon genannte weibliche

saluta · *scaifia* · *v* — Zw. no. 28.

Dieselbe Grundform, jedoch mit Hinzufügung des *f* = *filius* nach römischer Weise, zeigt auch:

v · *loucies* · *ob* · *f* — Zw. no. 38.

Jenes Schema, welches als das Grundschema anzusehen ist, erfährt nun eine Erweiterung in der zweiten Gruppe, bei der noch ein Cognomen hinzutritt. Hierfür liegen folgende Beispiele vor:

c · *helevis* . *l* | *rustix* — Zw. no. 16.
v · *aniaes* · *v* · *calavan* — Zw. no. 23.
c · *anniaes* · *c* · *char* — Zw. no. 22.

In letzteren beiden Inschriften sind die Cognomina abgekürzt aus *calavan[s]* (= lat. *Calvanus*) und einem griechischen vom Stamme χαρι- abgeleiteten Namen. Weitere Cognomina griechischen Ursprunges werden uns in den nächsten Gruppen begegnen.

Die nächsten beiden Gruppen entsprechen den vorstehenden, nur dass das Praenomen patris fehlt. Die erste derselben, also nur aus Praenomen und Gentilicium bestehend, kommt in selbständigen Inschriften gar nicht vor, sondern nur als Teil der längeren. Die Belege sind:

c · *anães* — Zw. no. 14.

st · *ponties* }
n · *ponties* } — Zw. no. 34.
v · *alpis* }
tr · *apidis* }

Hierhin gehört jedoch nicht das weibliche ... *cia pacia* oder ... *cia a* · *pacia* in Zw. no. 35, über welches weiter unten gehandelt werden wird, noch auch das *t* · *nounis* in

Zw. no. 31., denn hier fehlt das Praenomen patris nicht an sich, sondern nur infolge der Verstümmelung des Steines.

Die nächste Gruppe, Praenomen, Gentilicium, Cognomen enthaltend, ist nur durch ein Beispiel belegt, durch die Inschrift:

t · helevis · herclit — Zw. no. 17.

Auch hier ist das Cognomen *herclit[us]* ein griechisches und der Träger vielleicht ein Freigelassener, wie möglicherweise auch der Träger des griechischen Cognomens *char* ... oben bei der zweiten Gruppe der Sohn eines solchen ist.

Grabschriften von Freigelassenen sind unter den pälignischen Inschriften nicht selten. Die Nomenklatur ist genau die römische. Die Belege sind:

a · ofturies · m · l — Zw. no. 20.
st · apunies · t · l — Zw. No. 24.
min · rufries · ov · l — Zw. no. 26.

Dass hier das *l* die Nota des dem römischen *libertus* entsprechenden Wortes sei, ist nicht zweifelhaft. Als pälignische Form desselben ist auf Grund des oskischen *lüvfreis* (Zw. no. 82.), und des faliskischen *loferta* (Zw. no. 62.) wohl *loufertus* anzusetzen (cf. hierzu Danielsson, Altit. Stu. IV, 156 sq.).

Sehr eigentümlich ist die Nomenklatur in:

arghillus | *salavatur* — Zw. no. 25.,

wenn dies mit Recht als *Archillus* (Ἄρχιλλος) *Salvator* gedeutet wird. Wir hätten dann ein griechisches und ein italisches Cognomen zu einer einzigen Personenbezeichnung kombiniert. Das erscheint mir doch kaum glaublich. Sollten daher wohl nicht, wie die Inschrift Zw. no. 30. die Namen zweier Freigeborenen trägt, hier zwei Freigelassene vorliegen, die nur mit je dem Cognomen genannt sind?

Was nun das Materielle der Namen anlangt, so finden sich folgende Vornamennoten:

a · in Zw. no. 20.;
c · in Zw. no. 14. 15. 22 (zweimal) 31. 36.;
l · in Zw. no. 15. 16. 27. 30. 31. 36.;

m · in Zw. no. 20.;
mar · in Zw. no. 18.;
min · in Zw. no. 26.;
n · in Zw. no. 30. 34.;
no · in Zw. no. 19.;
ob · in Zw. no. 27. 38.;
ov · in Zw. no. 21. 26.;
p · in Zw. no. 33.;
sa · in Zw. no. 37.;
st · in Zw. no. 24. 34.;
t · in Zw. no. 17. 24. 30. 31. 33 (zweimal);
tr · in Zw. no. 34.;
v · in Zw. no. 19. 23 (zweimal). 28. 30. 32 (zweimal). 33. 34. 37. 38.;
vib · (weiblich) in Zw. no. 18.

Eine Anzahl dieser Notă lässt sich auch in den lateinischen Inschriften unseres Gebietes nachweisen. Ich gebe folgende Belege:

A. Aufidius — Corfinium — CIL. I, no. 1282.
L. Pettius C. f. Pansa / *C. Pettius V. f. Gemellus* } — bei Sulmo — CIL. I, no. 1279.
L. Annius T. f. Gritto — bei Sulmo — CIL. I, no. 1280.
L. Statius Cn. f. Chilo — bei Sulmo — CIL. I, no. 1279.
Nicomac. Albi M. s. — am lacus Fucinus — CIL. I, no. 1168.
N. Vibidaius V. f. Barbo — bei Marruvium Mars. — CIL. I, no. 625.
P. Obellius P. l. Sadola / *Obellia P. l. Teudata* } — bei Corfinium — CIL. I, no. 1282.
Sa. Magio St. f. — am lacus Fucinus — CIL. I, no. 183.
L. Septimius Sa. f. Dentio — bei Corfinium — CIL. I, no. 1280.
Sa. Magio St. f. — am lacus Fucinus — CIL. I, no. 183.

L. Tattius T. f. Coxsa — bei Sulmo — CIL, I, no. 1279.
T. Annius T. f. Rufus } — bei Sulmo — CIL, I,
L. Annius T. f. Gritto } no. 1280.
C. Pettius V. f. Gemellus — bei Sulmo — CIL. I, no. 1279.

Hiervon sind *A., C., L., M., P., T.* auch römische Notä, und es ist nicht zu bezweifeln, dass sie in den aufgeführten lateinisch-sabellischen Inschriften auch die römische Bedeutung *Aulus* (ein ausgeschriebenes *Olus* findet sich in CIL. I, no. 1281 aus Corfinium), *Gaius, Lucius, Marcus, Publius, Titus* haben, aber nicht so sicher ist es nun auch ohne weiteres, dass die Notä in den einheimisch pälignischen Inschriften dieselbe Bedeutung haben. Um dies zu entscheiden, wird man vor allem auch die oskische Nomenklatur zu befragen haben.

Das *a* als oskische Nota liegt vor in:

α · λαποvις — Lucanien — Zw. no. 236.

Da es nur den einen italischen Vornamen *Aulus* mit *a* beginnend giebt, so kann die Deutung der Nota bei Pälignern und Oskern nicht zweifelhaft sein.

Nicht zweifelhaft ist auch die Deutung des päl. *c* als *Gaius*. Das Oskische schreibt dafür *g* · z. B. in

g · *silli* · *y* — bei Cumae — Zw. no. 131.

Die pälignische Schreibung mit *c* für *g* findet ihr Analogon an dem *cnatois* für *gnatois* in Zw. no. 35, wobei auch die umgekehrte Schreibung *arghillus* für *archillus* in Zw. no. 25. zu beachten ist.

Das *l* findet sich oskisch z. B. in:

l · *titti* · *l* — *Pompeji* — Zw. no. 197.

Da auf der älteren oskischen Bleiplatte (Zw. no. 128.) sich der Vorname in *luvikis uhtavis*, resp. *luvkis uhtavis* zweimal ausgeschrieben findet, in den pälignischen Inschriften selbst *loucies* (Zw. no. 38.), als Gentilname erscheint und überdies *Lucius* der einzige mit *l* beginnende italische Vorname ist, so kann auch die Deutung der oskischen und pälignischen Nota *l* · nicht zweifelhaft sein.

Minder sicher ist die Deutung der pälignischen Nota *m*. Das Oskische kennt den Vornamen *Marcus* nicht. Zwar findet sich auf der Wand eines pompejanischen Lupanars der Name *markas* geschrieben, aber daraus folgt nicht, dass die Osker diesen Vornamen gehabt haben. Schon Fiorelli (Giorn. d. Scavi di Pompei 1862, 52.) hat darauf aufmerksam gemacht, dass hier das *markas* wahrscheinlich denselben Menschen bezeichne, der sich dicht darunter auf lateinisch als *Marcus Scepsini* verewigt hat. Das ist sehr wahrscheinlich, dann aber beweist eben dies *markas* für das Vorhandensein dieses Vornamens im Oskischen selbst gar nichts. Sonstige Anzeichen eines solchen aber liegen auch nicht vor. Hingegen giebt es drei andere mit *m* anlautende oskische Vornamen, die sicher belegt sind, nämlich *Magius*, *Minius* und *Mara*. Dieselben sind öfter voll ausgeschrieben, wofür die Belege sind:

mais vesi .. | *mai* .... — Zw. no. 139.
mais · *kaluvis* — Zw. no. 229.
[m]aiieis · *maraiieis* — Zw. no. 95.
maiiiui · *vestirikiiui* · *mai* ·
maiiu[i · *] juvkiiui* · *mai* · } — Zw. no. 136.
minieis · *kaisillels* · *minateis* — Zw. no. 112 b.
minnieis · *kaisilleis* · *minateis* — Zw. no. 112 a.
upfals · *patir* · *miinieis* — Zw. no. 121.
upfals salaviis minies — Zw. no. 122.

Über den dritten der Namen ist etwas ausführlicher zu handeln, da seine Form nicht ganz sicher steht. Es scheint nämlich, als ob hier zwei verwandte Namen gleiches Stammes, aber verschiedener Bildung vorliegen. Zunächst ist ein Nominativ μαρας belegt durch:

[μαρ]ας πομπτιες νιυμσδιηις — Zw. no. 253.

Das μαρ fehlt auf dem jetzt verstümmelten Steine, ist aber durch ältere Abschriften gesichert (cf. Mommsen, Unt. Dial. 193 sqq.) Ein zweites *mara*, welches Corssen (Eph. epigr. II, 174. no. 34.) herstellen wollte, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden (cf. Zwetajeff zu no. 173.)

Neben diesem μαρας nun haben wir einen abgekürzten Genetiv in:

paakul · *mulukies* · *marai* · — Zw. no. 138.

Dass dies *marai* · nicht der abgekürzte Genetiv des obigen μαρας sein könne, bemerkt richtig schon Zwetajeff selbst im Glossar 129 s. v. Nach der Analogie des eben vorhin belegten *mai* · = *maiiels* würde man *marai* · als Abkürzung von *maraiiels* anzusehen haben, also von einem Nominativ *maraiiís*. Da es einen Gentilnamen *maraiiís* giebt, belegt durch Zw. no. 294 und 95. (cf. darüber Pauli, Altit. Stu. II, 98.), oskische Praenomina aber auch sonst mit Gentilnamen in der Form zusammenfallen, so ist es mir sehr wahrscheinlich, dass es zwei oskische Praenomina gleiches Stammes gab, *maras* und das davon weitergebildete *maraiiís*, wie auch osk. *paakul* und *pakiís*, *miniís* und **minaz* (Gen. *minateís*) je paarweise gleichen Stammes sind.

Diesen drei Vornamen *maiís*, *miniís* und *maras* (resp. *maraiiís*) entsprechen folgende Notä:

... *puriís* · *ma* — Zw. no. 151.
ma · *kastrikiieís* — Zw. no. 162.
ma · *herenni* — Zw. no. 164.
mitl · *me|tiis* · *mh* — Zw. no. 106.
gn *staiís* · *mh* — Zw. no. 94.
mi · *ieíis* · *mi* — Zw. no. 284.
min · *u* ...... — Zw. no. 124.
c · *soies* · *min* — Zw. no. 251.
v · *viínikiís* · *mr* — Zw. no. 143.
mr · *atiniís* · *mr* — Zw. no. 146.
mr · *pilpidiis* · *mr* — Zw. no. 156.
mr *ni* — Zw. no. 158.
mr · *adíriis* — Zw. no. 160.
mr · *adiriís* — Zw. no. 161.
mr · *spurneís* — Zw. no. 162.
mr · *perkhen* ... — Zw. no. 166.
mr · *p* — Zw. no. 194.
ni *lúvki* *mr* — Zw. no. 283 a. b.

Von diesen Noten können *mi* · und *min* · als *miniis*, *mr* · als *maras* (resp. *maraiiis*) nicht zweifelhaft sein, *ma* ·, welches an sich sowohl *maiis*, als *maras* bedeuten könnte, ist als ersteres dadurch gesichert, dass in ein und derselben Inschrift (Zw. no. 162.) *ma* · und *mr* · neben einander vorkommen, *mh* · endlich ist ältere Nota für *maiis*, welches, nach Ausweis des lat. *Magius*, einen inneren Kehllaut verloren hat und auch einmal im Oskischen selbst noch als *mahii[s]* (Zw. no. 91.) sich geschrieben findet, wobei es natürlich gleichgültig ist, ob dies *mahii[s]* Vor- oder, was wahrscheinlicher, Gentilname ist.

Dass darnach auch päl. *mar* · und *min* · als *Mara* und *Minius* zu deuten seien, ist klar. Hingegen fehlt die Nota *ma* · in den pälignischen Inschriften; da aber doch wohl kaum anzunehmen ist, dass der Vorname *Magius* selbst gefehlt habe, so glaube ich, dass die pälignische Nota *m* · eben diesen Vornamen bezeichne, nicht *Marcus*, und dann wird es wahrscheinlich, dass auch das vereinzelt auftretende oskische *m* · (Zw. no. 142.) nicht *Marcus*, sondern neben *mh* · und *ma* · gleichfalls *maiiis* bedeute.

Einfacher ist wieder die Deutung der beiden Notä *n* · und *no* ·. Es giebt im Oskischen zwei mit *n* anlautende Vornamen, *niumsiis* und *núviis*. Der erstere liegt ausgeschrieben vor in:

[ni]umsis · *heirennis* · *niumsieis* — Zw. no. 137.
[μαρ]ας κομπτιες νιυμσδιηις — Zw. no. 253.

und in griechischem Gewande in:

παχιος νυμψιου — Mo. Unt. Dial. 197.,

letzterer ist in oskischen Inschriften nicht direkt belegt, wohl aber in den Namen der Kampaner *Calavii Ovius Noviusque* bei Livius (Mo. Unt. Dial. 282.). Übrigens vermutet Mommsen auch in dem *Novios Plautios* der Ficoronischen Ciste einen Kampaner.

Für *niumsiis* nun hat das Oskische die beiden Notä *ni* · und *n* ·, belegt z. B. durch:

ni · trebiis · tr — Zw. no. 149.
ni liivki mr — Zw. no. 283.
n · püntiis · m — Zw. no. 142.
n · maraies · n — Zw. no. 249.

Dass *ni* · = *niumsiis* sei, ist selbstverständlich, weil kein anderes Praenomen mit *ni* anlautet; dass aber auch *n* · Nota von demselben Namen sei, scheint daraus zu folgen, dass die Römer, die den Vornamen *Numerius* bekanntlich von den Samnitern entlehnten, ihn durch *N.* abkürzten, Für den Vornamen *nüviis* haben die Osker zwei Notä, *nü* · *(no ·)* und *nv* ·, belegt durch:

no · comni · no — Zw. no. 250.
nv · vesulliaïs · tr · — Zw. no. 93.

Bei dieser Sachlage kann es nicht zweifelhaft sein, dass auch pälignisch *n* · = *Numerius, no* · = *Novius* sei.

Mit *o* fangen zwei pälignische Notä, *ob* · und *ov* ·, an. Hier ist zunächst *ov* · als *Ovius* völlig klar durch die oskischen Inschriften:

ov . afaries · ov — Zw. no. 248.
ov · caisidis · ov — Zw. no. 252.

zu denen sich auch noch aus einer lateinisch-oskischen Inschrift von Venusia ein:

Q · Ovius · Ov · f. — CIL. I, no. 1265.

gesellt, wenn man diese Notä vergleicht mit den von den Schriftstellern überlieferten Namen von Männern oskischer Zunge

Ofillius Calavius Ovi filius, Calavii Ovius Noviusque, Ovius Paccius (Mo. Unt. Dial. 305 sq.).

Dem *ob* · entspricht in oskischen Inschriften weder ein ausgeschriebener Vorname, noch ein Nota, wir sind also auf das Pälignische selbst angewiesen. Hier erscheint nun zweimal der Gentilname *obelies* (Zw. no. 19. und, zu *obel* · = *obelia* abgekürzt, Zw. no. 21.). Dies *obelies*, lat. *Obellius*, kann zu dem Gentilnamen, der als *Ofellius* (CIL. I, no. 1181.) aus volskischem, als *Ofillius* (CIL. I, no. 1223.) aus oskischem Sprachgebiet belegt ist, nicht gehören, denn im Pälignischen

wird *f* zwischen Vokalen nicht zu *b* (cf. *lifar, scaifia, alafis, sefei*). Die Form *Obellius* leitet zunächst auf eine Basis *Obellus* und dies weiter auf *Obulus*. Nun aber ist uns bei Schriftstellern (cf. Mo., Unt. Dial. 305.) ein oskischer Vorname Ὄβλακος, auch Ὄπλακος geschrieben, erhalten. Erwägt man nun, dass auf oskischem Sprachgebiet der Gentilname *Patlacius* (IRN. no. 1230.) neben *Patulcius* (IRN. no. 2531 und sonst) steht, welche beide aus der gleichfalls noch erhaltenen Grundform *Patulacius* (IRN. no. 1121) hervorgegangen sind, so wird es klar, dass auch dieses Ὄβλακος aus *Obulacus* hervorgegangen ist und zu dem erschlossenen päl. *Obulus* eine Weiterbildung bietet. Lateinisch würde dem Ὄβλακος also *Obulcus* entsprechen, und dies erinnert sofort an lat. *bu-bulcus* „Rinderhirt", *su-bulcus* „Sauhirt". Da die Griechen in der Wiedergabe oskischer wie überhaupt italischer Längen und Kürzen durchaus ungenau sind, so steht gar nichts im Wege, auch in Ὄβλακος den Reflex eines lat. *ō-bulcus* „Schafhirt" zu finden. Dass unter den altindogermanischen Namen die Hirten eine Rolle spielen, zeigen die indischen Namen *Go-pāla* „Kuhhirt", *Aǵapāla* „Ziegenhirt". Das *b* aller dieser Formen Ὄβλακος, *bubulcus, subulcus* ist aus *p* entstanden, wie die soeben angeführten indischen Namen, das griech. αἰπολος „Ziegenhirt" und lat. *ōpilio* „Schafhirt" darthun. Dieses *p* hat sich im Oskischen teilweise noch erhalten, nicht bloss in der Schreibung Ὄπλακος, sondern auch in dem Vornamen *Upils* (Zw. no. 133.), welches einem lat. *Ōpillus* oder *Ōpellus* entspricht (eine einem lat. *Ōpillus* entsprechende oskische Form könnte kein Nominativ *-s* haben). Aus allen diesen Formen also ergiebt sich ein altitalisches *ovi-polos* „Schafhirt", von dem zunächst lat. *ōpilio* weitergebildet ist. Dieses *ovipolos* aber diente auch als Vorname und ist vielleicht noch in päl. *ob* ·, falls dies = *obulus*, erhalten, doch kann natürlich *ob* · auch = *obellus* = osk. *upils*, also die Deminutivform zu *opulus*, sein. In osk. *ob(u)lacus* liegt dann eine Weiterbildung mit neuem Suffix vor. Die pälignische Zusammenziehung *ō-bulcus* aus *ovi-* ist gerechtfertigt durch *dēs* = *dēves* (cf.

oben pag. 23). Dadurch ist also die Auflösung der pälignischen Nota *ob* · zu *Obulus* oder *Obellus* nach allen Seiten hin begründet.

Die nächste Nota war *p* ·. Vornamen, die mit *p* beginnen, hat das Oskische mehrere. Ausgeschrieben sind die folgenden belegt:

pakis · *tintiriis* — Zw. no. 86.

pakis kluvatiis
pakim kluvatiiim } — Zw. no. 129.
pakiu kluvatiud

α λαπονις · παχρηις — Zw. no. 236.

(Statt παχρηις hat, wie ich glaube, im Original παχετηις gestanden.)

παχιος νομψιου — Mo. Unt. Dial. 197.

δεχμος ειος παχιου — Mo. Unt. Dial. 284.

paakul · *mulukiis* · *marai* · — Zw. no. 138.

μαιος παχολλου — Mo. Unt. Dial. 197.

perkens · *gaaviis* · *perkedn[eis]* — Zw. no. 57.

περκενος — Zw. no. 242.

ποπλις στηις δεχμου — CIG. II, no. 2322b, 90.

Wir haben also die vier Vornamen *pakiis, pakuls, perkens, púpliis,* die in den vorstehenden Inschriften teilweise in gräcisierter Gestalt vorliegen und lateinisch *Paquius, Pacullus, Percennus* (für *Percednus*), *Publius* lauten.

Dafür bieten nun die Inschriften folgende Notä:.

pk · *de* · *pk* · — Zw. no. 89.

pk · *lai* · *pk* — Zw. no. 104.

Dies ist also die Nota für *pakiis,* weniger wahrscheinlich für das seltenere *pakuls.*

p · *mat* . . . . — Zw. no. 153.

p · *kiipiis* — Zw. no. 168.

p · *afilis* — Zw. no. 173.

Dies *p* · halte ich im Einklang mit dem römischen *P* · für die Nota von *púpliis.* Es ist zwar nicht völlig sicher, ob die Osker diesen Vornamen gehabt haben, denn das angeführte ποπλις στηις δεχμου kann römische Praenomina ent-

halten und das *pup · herenniu* in Zw. no. 289., welches sonst allerdings die Sache zu Gunsten des *pùpliis* entscheiden würde, wird bezüglich seiner Echtheit angezweifelt. Aber trotzdem scheint mir das *p* · doch mit der meisten Wahrscheinlichkeit als *pùpliis* aufgelöst werden zu müssen. Mommsen (Unt. Dial. 241. 289.) war geneigt, dasselbe als *pùp(i)diis* zu deuten, allein aus der Inschrift *pupdiis | stenis* (Zw. no. 226.) folgt das nicht. Da *pùpidiis* ein sicherer oskischer Gentilname, *steniis* ein ebenso sicherer Vorname ist, so steht hier der Gentilname voran, genau wie in *arafiis | vibis* (Zw. no. 130.), falls nicht etwa, was ja auch möglich, beide Inschriften von unten zu lesen sind. Alles in allem, scheint es mir also, dass auch päl. *p* · = *Publius* zu setzen sei.

Die Bedeutung der Nota *sa* · ist völlig klar als *Salvius*, da es in dem ganzen altitalischen Vornamenschatz nur diesen einen, der mit *sa* · beginnt, giebt und wir in den lateinischen Inschriften sabellischen Gebiets auch die Nota *Sal.* finden, z. B. in *C* · *Camuri* · *Sal* · *f* · aus Cupra maritima (CIL. I, no. 1420.)

Zu der Nota *st* · giebt es zwei passende oskische Vornamen, *statiis* und *steniis*. Beide sind ausgeschrieben in den oskischen Inschriften:

statie | silie s — Zw. no. 132.
statiis · *gaviis* — Zw. no. 128.
statie · *clóil* · *c* — Zw. no. 109.
[στε]νις καλινις σταττιηις — Zw. no. 253.
stenis kalaviis — Zw. no. 107.
pupdiis | stenis — Zw. no. 226.

Zu beiden finden sich oskisch keine Notä, da aber in einer lateinischen Inschrift sabellischen Gebietes *Sta* · *Tetio* aus Pisaurum (CIL. I, no. 169.) statt des sonstigen *St* · ein *Sta* · sich findet, so ist wohl das *st* · gleichfalls als *Statius* zu deuten.

Die Nota *t* · findet sich auch oskisch in:

t · *statiis* — Zw. no. 230.

Der Name *Titus* findet sich weder bei den Oskern, noch Sabellern ausgeschrieben, wohl aber findet sich in zwei lateinischen Inschriften sabellischen Gebietes, nämlich

Titidia · Tit · f — CIL. I, no. 1171.
S · Salvienus · Tit · f — CIL. I, no. 1292.

die Nota *Tit ·* statt *T ·*, und damit ist dann allerdings der Vorname *Titus* für Sabeller (und Osker) erwiesen.

Für die Nota *tr ·* giebt es überhaupt nur den einen passenden Vornamen *Trebius*, der auch oskisch in gleicher Nota sich findet. Die Belege sind:

nv · vesullia|ís · tr · — Zw. no. 93.
ni · trebiis · tr · — Zw. no. 149.,

ebenso in den lateinisch-oskischen Inschriften:

Tr · Platorius · Tr — Zw. no. 252 b.
L · Cai · Tr · f - Mo. Unt. Dial. 302.,

und, was für die Auflösung besonders beweisend ist, in:

Treb · Statorius · Tr · l · Terminalis — Mo. l. c.

Dass die Notä *v ·* und weiblich *vib ·* die Vornamen *Vibius* und *Vibia* bedeuten, ist gleichfalls nicht zweifelhaft, da es eben wieder nur diesen einen mit *v* beginnenden Vornamen giebt. Oskisch haben wir den Namen sowohl ausgeschrieben, als in Nota. Belege sind:

viíbis · úhtavis — Zw. no. 83.
vibis : smintiis — Zw. no. 126. 127.
arafiis | vibis — Zw. no. 130.
v · aadirans · v · } — Zw. no. 143.
v · viinikiís · mr · }
v · pùpidiis · v — Zw. no. 144.

Es erübrigt jetzt nur noch, die so gefundenen pälignischen Vornamen nun auch auf ihre pälignische Lautform zu bringen. *Gaius, Lucius, Magius, Minius, Numerius, Novius, Ovius, Publius, Salvius, Statius, Titus, Trebius, Vibius* ergeben sich von selbst als *gavies, loucies, magies, minies, numisies, novies, ovies, puplies, salvies, staties, titus, trebies, vibies*, wobei vielleicht in *gavies, novies* und *ovies* auch das *v*, in *magies* das *g* ausfallen konnte, wie im osk. *maiis*. *Mara* und *Maraeus*

würden *maras* resp. *maraes* lauten. Bei *Aulus* würde es darauf ankommen, ob das Pälignische noch den durch etr. *avils* garantierten inneren Vokal bewahrte, in welchem Falle wir nach osk. *aukil, mutil, famel* auch päl. *avel* anzusetzen haben; war jedoch der Vokal schon geschwunden, so hiess es natürlich *aulus*. Ebenso würde *Obulus* päl. *Obel* lauten, *Obellus* hingegen *obellus*, wie *arghillus*.

Nunmehr wende ich mich der Betrachtung derjenigen Inschriften zu, die aus mehr Wörtern als blossen Personennamen bestehen. Und zwar betrachte ich zuerst die Inschrift Zw. no. 28., welche lautet:

saluta · scaifia · v
anceta · cerri

Hier ist die erste Zeile völlig klar in ihrer Bedeutung als „Saluta Scaefia Vibii filia." Für *anceta* will Bücheler (Rhein. Mus. XXXVII, 664.) die Bedeutung „famulata sacerdos" im Anschluss an lat. *anculi, ancilla* vermuten. Das scheint mir durch nichts begründet. Es ist dabei dasselbe Prinzip der Interpretation zur Anwendung gebracht, welches, neben anderen Dingen, die Deeckeschen Entzifferungen der etruskischen Inschriften so völlig unannehmbar macht, d. h. es werden aus sonstigen italischen Stämmen und italischen Suffixen neue Wörter beliebig zusammengesetzt, an welche dann zu glauben dem geneigten Leser zugemutet wird. Ein solches Verfahren ist unstatthaft und beruht auf einer Verkennung des Begriffs der Sprachverwandtschaft. Schon anderen Ortes habe ich auf Brugmanns Erklärung dieses Begriffes hingewiesen, wonach dieselbe in einer Übereinstimmung zweier Sprachen in bezug auf grosse Massen von Formen nach Stamm, Suffix und Bedeutung sich kundthut. Da nun Pälignisch-Oskisch und Lateinisch notorisch sehr nahe verwandt sind, so müssen wir auch bei ihnen eine solche Übereinstimmung zwischen fertigen Wörtern voraussetzen und dürfen uns nicht in oben angegebener Weise nach Gutdünken neue Wörter konstruieren. Darnach wird man der Deutung des *anceta* als „famulata" nicht zustimmen können.

Auch liegt ja die richtige Erklärung unmittelbar zur Hand. Dass das *cerri* in unserer Inschrift ein Dativ von dem Namen einer Göttin sei, nimmt auch Bücheler an, und es kann das angesichts des zweimaligen *kerrí* der Weihinschrift von Agnone und des dreimaligen *keri* in der neuen oskischen Bleitafel auch nicht wohl bezweifelt werden. Nun aber wissen wir weiter, einmal, dass es eine im Gebiet der Marser, Päligner und Vestiner verehrte Göttin Angitia gab (cf. Preller, Röm. Myth. I³, 411.), welche durch die neue oskische Ringinschrift (Zw. no. 107.)

stenis kalaviis	„Stenius Calvius
anagtiai diívúai	Angitiae deae
duním deded	donum dedit“

auch für das Oskische nachgewiesen wird, andrerseits ist es sehr wahrscheinlich, dass das *minerva* in der pälignischen Inschrift Zw. no. 35. Dativ sei, entsprechend den altlateinischen Dativen auf *-a*, wie sie z. B. in dem *Feronia, Marica, matre Matuta* der pisaurischen Inschriften vorliegen. Aus diesen beiden Prämissen ergiebt sich fast von selbst der Schluss, das *anceta* unserer Inschrift sei der Dativ des Namens der Göttin Angitia, dem *cerri* parallel. Ob es sich hier um zwei Göttinnen handle oder um einen Doppelnamen einer einzelnen, kann hier ununtersucht bleiben.

Unsere Inschrift bedeutet somit:

„Saluta Scaefia Vibii filia
Angitiae Cereri.“

Gegen diese meine Deutung könnte man geltend machen wollen, dass *anceta* mit *Angitia* weder lautlich, noch im Suffix stimme. Beides mit Unrecht. Auch lateinisch findet sich die Schreibung mit *c*, belegt durch IRN. no. 6012. Zwar hat Jordan (zu Preller l. c.) behauptet, diese vereinzelte Schreibung mit *c* habe „keinen Wert“, aber diese Behauptung ist grundlos. Es ist eine völlig bekannte Thatsache, dass im Lateinischen sich vielfach ein *ng* aus *nc* entwickelt, wie z. B. in *pango* neben *paciscor*, in *pingo* neben gr. ποίκιλος

u. s. w., und von dieser Thatsache aus hätte eine Schreibung *Ancitia* für *Angitia* allerdings Wert, sogar sehr erheblichen, sofern in ihr uns die ältere Gestalt des Wortes erhalten wäre, die eben in unserer pälignischen Inschrift auch noch vorliegt. Wollte man aber wegen des oskischen *anagtiaí*, welches *g* zeigt, doch die lateinische Form mit *g* als die echte ansehen, so würde auch das meiner Deutung durchaus nicht im Wege stehen. Das Pälignische schreibt noch mehrfach nach altlateinischer Weise *c* auch für *g*, so in der Nota *c* · = *gavies*, so in *cnatois* (Zw. no. 35.), und zwar letzteres neben *pacia* in ein und derselben Inschrift. Ein und dasselbe hätten wir dann auch hier, in *anceta* wäre das *c* ein *g*, in *cerri* hingegen ein *c*. In bezug auf das Suffix steht *Angitia* mit seinem *-ia* neben unserem pälignischen *anceta* nicht anders da, als gr. Ἑστία neben lat. *Vesta*, oder, um ein noch näher liegendes Beispiel anzuführen, wie lat. *Praestitia* (Preller, Röm. Myth. II³, 213.) neben umbr. *prestata*, beides gleichfalls Namen einer Göttin. Eine derartige Weiterbildung anzunehmen, wie sie im Lateinischen so häufig sind, ist ganz etwas anderes, als sich Wörter mit neuen Suffixen willkürlich selbst bilden.

Die nächste längere Inschrift ist Zw. no. 34, welche überliefert ist als:

st · ponties
n · ponties
v · alpis
tr · apidis
jovíois
puclois sest·a·plens

Die Inschrift ist vollständig, und es ist auch bis auf das letzte Wort alles vollständig in Ordnung. Da das *juvíois puclois* zeigt, dass eine Dedikation vorliegt, so hat man auf Grund des volskischen *sestiatiens* (Zw. no. 47.) längst das Richtige hergestellt, und zwar Corssen als *sestattens*, Bugge als *sestatiens*, Bücheler als *sestatiens* oder *sestiatiens*. Mir ist die Corssensche Form die wahrscheinlichste. Ob die *jovius*

puclus wirklich, wofür man sie hält, die Dioskuren seien, mag hier dahingestellt bleiben. Die Inschrift bedeutet somit:

„Statius Pontius
Numerius Pontius
Vibius Alpius
Trebius Apidius
Joviis
Puclis statuerunt."

Weiter folgt die Inschrift Zw. no. 31, welche lautet:

a.........
t · nounis
l · alafis · c
herec · fesn
upsaseter
coisatens

Die Inschrift ist im ganzen vollständig, nur am oberen und rechten Rande etwas beschädigt. In der obersten Zeile fehlt — denn dass hier ein Name gestanden habe, kann nach dem Bau der Inschrift nicht wohl bezweifelt werden — Gentilname und Vaterpraenomen. Dass aber auch der rechte Rand nicht ganz vollständig war, zeigt die zweite Zeile, wo hinter *nounis* gleichfalls das Vaterpraenomen fehlt. Ist das aber, dann wird auch wohl von *fesn* der letzte Buchstabe zu ergänzen und somit *fesna* zu lesen sein. Nominativ natürlich, weil es das Subjekt zu *upsasetur* = lat. *operaretur* ist, welch letzteres Bücheler, wie auch *coisatens* = lat. *curaverunt*, richtig gedeutet hat. Das *herec* · ist natürlich Abkürzung von *herecleis*, wie der Genetiv auf Grund des oskischen *herekleis* (mehrfach auf dem cippus Abellanus Zw. no. 136.) doch wohl anzusetzen ist.

Die Inschrift bedeutet somit:

„Aulus [Gentilname und Vatervorname]
Titus Nonius [Vatervorname]
Lucius Albius Gai filius
Herculis fanum
faciendum
curaverunt."

Mehr Schwierigkeiten macht die Inschrift Zw. no. 33, welche überliefert ist als:

medix · aticus
biam · iocatin
p sadries · t
v · popdis · t

Hier handelt es sich zunächst darum, ob die Inschrift vollständig sei, oder nicht. Bücheler und Deecke hielten sie für vollständig, Jordan für verstümmelt. Wenn man sich daran erinnert, dass Bücheler auch die Censorinschrift von Bovianum im wesentlichen für vollständig gehalten hat, so wird man ihm in solchen Fragen von vornherein nicht sonderliches Zutrauen zu schenken geneigt sein. Und ähnlich liegt die Sache, wenn auch aus anderen Gründen, bei Deecke. Das Präjudiz ist also entschieden für Jordan. Dass der Stein verstümmelt sei, ist sicher. Dressel (Bull. 1877, 183.) berichtet von demselben, er sei „guasto, se bene mi rammento, in tutte le parti, meno forse in quella superiore“ und Zwetajeff (IIM. 29.) fügt hinzu: „quoad ex ectypo intellegere possum, lapis etiam in superiore parte fractus mancusque est.“ Und das Gleiche ergiebt sich dann auch aus inneren Gründen. Bei der Büchelerschen Erklärung:

„meddices atici
signum (sacellumve) statuerunt
P. Satrius T. f.
V. Popidius T. f.“

oder der Deeckeschen:

„meddices actici (i. e. ludiarii)
thesaurum (Festkasse) collocaverunt
P. Satrius T. f.
V. Popidius T. f.“

ist angenommen, dass erst die Titulatur und zu Schluss die Namen der betreffenden Beamten genannt seien. Eine solche Anordnung ist in der gesamten oskischen Epigraphik ohne Beispiel. Hier ist ausnahmslos geordnet nach dem Typus *V. Viínikiís Mr. kvaísstur*. Und ganz ebenso hält es die römische Epi-

graphik, von dem alten Tusculanischen *M. Fourio C. f. tribunos militare* an bis zu dem *Lucius Ragonius Venustus v. c. augur publicus p. R. Q. pontifex Vestalis major* der Kaiserzeit. Wir haben kein Recht, für unsere pälignische Inschrift eine abweichende Anordnung anzunehmen. Es fehlt demnach sowohl zu Anfang, wie zu Schluss der Inschrift ein Stück. Zu Anfang fehlen zwei Namen, denn dass *medix aticus* Plural sei, hat Bücheler richtig gesehen. Jordan (Quaest. umbr. 7.) hat zwar eingewandt, dass uns über die Deklination der pälignischen Nomina nichts Sicheres bekannt sei, und wollte *aticus* als Singular nehmen, — doch scheint es, als ob er später (Symb. ad hist. relig. ital. 19.) sich zum Plural bekehrt habe, — allein der Grund ist jetzt nicht mehr stichhaltig. Der Nominativ *Rustix* = *Rusticus* in Zw. no. 15. zeigt, dass auch das Pälignische, entsprechend dem oskischen *tiivtiks*, im Singular *atix* gebildet haben würde.

Was am Ende der Inschrift fehlt, wird sich erst weiter unten ergeben. Zuvor ist noch die zweite Zeile des erhaltenen Teiles zu betrachten. Dieselbe lautet (cf. die Abbildung bei Zw. IIM. tab. VI, no. 2.) *biam · iocatin*. Dies hat man (Bücheler, Bréal) in *locatins* „locaverunt" ändern wollen, allein das geht aus verschiedenen Gründen nicht an. Die Schreibung *-ins* statt *-ens* möchte auf Grund des osk. *tribarakattins* ja wohl allenfalls noch zu halten sein, nicht aber der Anlaut der Form. Wir wissen aus der bekannten Notiz des Quintilian (1, 4, 16.), dass *locus* altlateinisch *stlocus* lautete, eine Angabe, deren Richtigkeit nicht bezweifelt werden kann, da sie durch etymologische Gründe (cf. deutsch *stelle*) gestützt wird. Da nun das Pälignische von allen italischen Dialekten als einer der altertümlichsten erscheint, der in einem Punkte (cf. oben pag. 20) sogar das Oskische noch überragt, so ist es sehr vermessen, für dasselbe eine auf das junglateinische *locus* sich stützende Form *locatins* anzunehmen, zumal auch das Oskische noch in *Slabiis*, *slagim*, *slaagid* einen Anlaut *sl* aufweist, ja in dem *Stlaccius* lateinisch-oskischer Inschriften (CIL. I. no. 1244.) selbst das *stl* noch

sich zeigt. Das angebliche λιοκακειτ der Inschrift von Anzi (Zw. no. 232.), welches man als *locavit* hat fassen wollen, ist natürlich kein Gegengrund. Von der genannten Inschrift wissen wir bis jetzt weder Wortabteilung noch Sinn, und es ist somit aus ihr überhaupt nichts zu schliessen. Mit grösster Wahrscheinlichkeit würde daher die fragliche pälignische Form vielmehr *stlocat(t)ens* lauten. Aber die Änderung des *iocatin* in *locatins* scheint auch gar nicht nötig. In der dritten Zeile fehlt zwischen dem *p* und dem *sadries* der Punkt. Dasselbe ist in unserer zweiten Zeile der Fall und es ist zu lesen *biam* · *ioc atin*. Das *atin* steht am Zeilenrande und ich glaube, dass der letzte Strich, worauf mir auch die Form des erhaltenen Buchstaben hinzudeuten scheint, erloschen und *atim* zu lesen sei, eine Änderung, die viel weniger gewaltsam ist, als wenn man *iocatin* in *locatins* ändert. Dies *atim* aber — und dies ist ein weiterer Vorzug meiner Lesung — ist ganz offenbar das Wort, von dem das *aticus* in dem Titel unserer Beamten abgeleitet ist.

Bevor ich mich zu der Untersuchung wende, was es bedeutet haben möge, betrachte ich die vorhergehenden Worte *biam* · *ioc*. Letzteres ist, was mehrfache oskische Analogieen stützen (cf. darüber meine Altital. Stu. II, 107 sqq.), lokaler Ablativ in der Bedeutung „hīc“. Das *biam* aber finden wir wieder in der umbrischen Inschrift (genaue Abbildung bei Jordan, Quaest. umbr. 4.):

cubrar · *matrer* · *bio* · *eso*
oseto · *cisterno* · *n* · *c* LV
su · *maronato* IIII
v · *l* · *varie* · *t* · *c* · *fulonie*.

An der Echtheit dieser Inschrift glaube ich aus inneren Gründen nicht zweifeln zu sollen, obwohl ich in Rom ein mir als gefälscht bezeichnetes Exemplar sah (cf. darüber Jordan l. c. 5.).

Bréal (Rev. arch. 1877, 413.) wollte das *biam* als *viam* deuten, aber Bugge (Zw. IIM. 29.) hält dem mit Recht entgegen, dass *via* oskisch *viú* laute. Das umbr. *bio* ist mehr-

fach (Fabretti, Corssen, Jordan) als = lat. *pium* „sacrum" erklärt worden. Wie das angesichts der umbrischen Formen *pehatu, pihatu; pihafei, pihafi; pihas, pihos; pehaner, pihaner, peihaner; pihaklu, pihaclo, pihaclu,* sowie auch des oskischen *piíhioí* und des volskischen *pihom* möglich sein solle, sehe ich nicht. Aber auch hier liegt das Richtige wieder klar vor Augen. Die neue oskische Bleitafel bietet die Wendung *humuns bivus,* welche von den Interpreten als „homines vivi" erklärt wird, sachlich wie sprachlich mit vollem Recht, denn das aus *gv* entstandene anlautende lat. *v* erscheint oskisch als *b,* wie *kúm-bened, kúm-bennieís* darthun. Und dass das auch im Umbrischen der Fall war, beweisen uns die entsprechenden Formen *benes, benust, benus, benurent.* Im Anlaut ist also alles in Ordnung, und es bleibt nur noch der Ausfall des inlautenden *v* in päl. *biam* umbr. *bio* neben osk. *bivus* zu rechtfertigen. Pälignisch haben wir *suois* (Zw. no. 35.) neben osk. *súvad, súveis, suveis, suvam,* also ganz genau, wie päl. *biam* neben osk. *bivus,* und auch *acca* für *accava* (oben pag. 23), sowie *des* für *deves* (cf. weiter unten) beruhen auf dem Ausfall eines *v* zwischen Vokalen. Umbrisch aber haben wir den gleichen Ausfall in den Formen *bue* und *buo* vom Stamme *buv-* „Ochse".

Formell ist also gegen päl. *biam* = lat. *vivam,* umbr. *bio* = lat. *viva* nichts einzuwenden, aber es passt auch sachlich.

Die umbrische Inschrift deute ich:

„Cuprae matris (sc. sacrum). viva haec (oder, da *eso* für *esof* stehen kann, auch „hic")
operata [est] cisterna n[ummis] c[ollatis] LVIIII sub maronatu
V. Varii L. f., T. Fulonii C. f."

Hierzu einige kurze Bemerkungen. Unter der *cisterno* verstehe ich mit Jordan das ziemlich grosse (50 cm Höhe, 60 cm Durchmesser) Gefäss und sehe darin, was ja auch lat. *cisterna* bedeutet, ein Sammelgefäss für Wasser. Dass dies hier gesammelte Wasser Quell-, nicht Regenwasser war,

zeigt das *bio* „viva", cf. lat. Ausdrücke, wie *vivum flumen, viva aqua, vivi fontes.* Dass in der That das Gefäss selbst die Cisterne war, zeigt auch das *n · c · LVIIII.* Das *n · c ·* fasse ich nach der sachlichen Analogie zahlreicher römischer Inschriften (cf. die Beispiele im Index bei Wilmanns, Exempla II, 673.) als *nummis collatis*, umbr. **nume(i)r contlate(i)r*, (wegen des in *-tlater* anzusetzenden Anlautes cf. das *tlatie* auf tab. Iguv. Vb, 9.), oder vielleicht auch, wie Fabretti (Suppl. I, no. 105.) wegen umbr. *arsfertur* „adfertor" will, *conferte(i)r*, obwohl mir die Herleitung des *arsfertur* von *ferre* nicht so völlig sicher ist, wie man annimmt. Da nun der nummus schlechtweg bekanntlich der sestertius ist, so sind 59 Sesterze etwa = 9 Mark, in der That eine sehr geringfügige Summe, von der man wohl ein solches Gefäss anschaffen, aber kein Bauwerk irgendwelcher Art herrichten konnte. Das *oseto* fasse ich mit Bugge (Altit. Stu. 44 sq.) als für *opseto* assimiliert, und dies ist, nach der Analogie von *vašetom* = lat. *vacatum*, *pešetom* = lat. *peccatum*, *frosetom* = lat. *fraudatum* (Bréal, Tabl. Eug. 86.), = lat. *operata* und somit ein ganz klares Partizip von einem Verbum *o(p)saum* = lat. *operare*, zu dem ich auch das *osatu* der tab. Iguv. VIb, 24. ziehe. Die Parallelstelle dazu in Ia, 20. hat *feitu* = lat. *facito*, und zwar im Sinne einer Opferhandlung. Erinnert man sich nun einerseits an den Parallelismus von osk. *úpsannúm deded* mit lat. *faciendum curavit* und andererseits an den Gebrauch des lat. *operari* in Wendungen, wie *sacra refer Cereri latis operatus in herbis; omnia sint operata deo; Cynthia jam noctes est operata decem*, so ist ein Zweifel daran, dass umbr. *usaum* = lat. *operari* sei, wohl nicht mehr möglich; nur ist das lat. Verb meist Deponens, das umbrische und pälignische (und also wohl auch das oskische) durchweg aktivisch.

Damit ist also die umbrische Inschrift sprachlich wie sachlich völlig aufgehellt und das *bio* als = lat. *viva* gesichert. Passt aber das *bio* = *viva* in der umbrischen Inschrift auch sachlich durchaus, so wird man auch das *biam* unserer

pälignischen Inschrift als *vivam* nehmen müssen. Dann ist es natürlich ein Adjektiv zu dem folgenden *atim*, und es fragt sich nur, was eine *atis* sei. Eben der Zusatz *viva* schränkt die Möglichkeiten für die Bedeutung sehr ein. Man könnte an irgendwelche Anpflanzungen oder Wasserwerke denken. Letzteres ist mir das Wahrscheinlichere, weil wir hier in den *medix aticus* eigene Beamte für die *atis* haben. Ich möchte daher etwa an die Bedeutungen „aquaeductus, lacus“ oder dergleichen denken. Dass auch der mehrfach erscheinende Stadtname *Ātīna* eine Ableitung unseres *atis* sei, ist mir wahrscheinlich, und ebenso auch *Āternus*, der Name des Flusses, an dem Corfinium lag und in dessen Nähe auch Pratola, der Fundort unserer Inschrift, liegt, denn dass hier nicht in *āter-nus* zu zerlegen sei, als ob das Wort von *āter* komme, sondern in *āt-ernus*, zeigen die geographischen Namen *Amiternum, Liternun, Privernum, Prifernum, Tifernum, Cliternia, Aesernia* u. a., in denen sich deutlich ein Doppelsuffix *-erno-* abscheidet. Sind *Ātina* und *Āternus* mit unserem Worte verwandt, dann hätten wir also *ātis* mit langem *a* anzusetzen. Die genauere Feststellung der Bedeutung muss der Zukunft vorbehalten bleiben, da es zur Zeit noch, soweit ich sehe, an weiteren Anhalten fehlt.

Nachdem so durch diese Zwischenuntersuchung der Weg geebnet ist, wende ich mich zurück zu der weiteren Ergänzung unserer pälignischen Inschrift. Wir hatten also bis jetzt das Resultat gewonnen: „[N. N. (et) N. N.] meddices atici vivam hīc atim, P. Satrius T. f., V. Popidius T. f.“ Man braucht das nur zu lesen, um sofort zu sehen, dass auch der Schluss der Inschrift fehlt. Zunächst hat die ganze Inschrift, so wie sie dasteht, gar kein Verbum. Da an den Seiten, wie wir gesehen, nichts Wesentliches fehlt, so muss dasselbe notwendig am Schluss der ganzen Inschrift gestanden haben. Aber es fehlt noch mehr. Zunächst werden doch die im zweiten Teile der Inschrift genannten beiden Männer auch wohl einen Titel gehabt haben. Weiter aber fehlt auch noch ein zweites Objekt, welches eben diese zweiten Beamten

haben anfertigen lassen, denn da das erste Objekt ohne Verbum steht, so kann ein Gegensatz in den Prädikaten nicht liegen, sondern eben nur in den Objekten. Danach würde also die Inschrift vollständig folgenden Bau haben:

1) } [zwei Namen als Subjekte]
2)
3) *medix · aticus*
4) *biam · ioc atim*
5) *p sadries · t*
6) *v · popdies · t*
7) [Titel derselben]
8) [zweites Objekt]
9) *[upsanam]*
10) *[coisatens]*.

Dass ich hier nicht *upsaseter*, wie in Zw. no. 31. steht, sondern nach oskischer Weise *upsan(n)am* ergänze, hat seinen Grund natürlich darin, dass *biam atim* Akkusativ ist, während *upsaseter* einen Nominativ verlangen würde. Damit ist auch diese Inschrift nach allen Seiten, soweit es zur Zeit möglich, klar gestellt.

Weiter behandle ich nun von den noch übrigen grösseren zunächst die Inschrift Zw. no. 14, welche lautet:

pes · pros · ecuf · incubat
casnar · oisa · aetate
c · anaes · solois · des · forte
faber

Das ist von Bücheler (Rhein. Mus. n. F. XXXV, 495 sq.) erklärt worden durch:

„pedes paucos hos incubat
senex usa aetate
Gavius Annaeus omnibus [rebus] dives fortunae faber."

Umbrisierend ist hier zunächst die Deutung des *ecuf* als „hos." Denn die Entstehung eines mit *f* bezeichneten Lautes aus *-ns* ist für umbrische Fälle, wie *traf* = *trans*, *apruf* = **aprons*, ja allerdings sicher, für das Oskische aber durchaus abzulehnen. Es ist wahr, die Bildungen *üittiuf*, *fruktatiuf*,

trîbarakkiuf sind bis jetzt nicht genügend erklärt, aber dass in ihnen das *f* nicht aus *ns* hervorgegangen sein **könne**, das hat Danielsson (meine Altit. Stu. III, 146 sq.) mit vollem Rechte behauptet, wenn er sagt: „Der Nominativausgang -ō der nasalen Stämme gehört ja zu den bestbeglaubigten Thatsachen der indogermanischen Formenlehre.“ Die Erklärung des *manafum* der neuen oskischen Bleitafel aus *manans sum* (Balser in Fleckeisen, Neue Jahrb. 1885, 126 sq.) braucht man nur zu sehen, um sie für widerlegt zu halten. Doch wozu noch langer Erörterungen! Da das Oskische ja das Relativum *puf* „ubi“ besitzt, so ist das *ecuf* dazu so klärlich das Demonstrativ, dass jede andere Erklärung davor zerfällt und als willkürliche Künstelei abzuweisen ist. Es bedeutet demnach *ecuf incubat* zweifellos „hic cubat“. Aber nicht bloss die Lautlehre erhebt Einspruch gegen die Deutung des *ecuf* als „hos“, auch die Analogie der lateinischen Epigraphik spricht durchaus dagegen. Nach Hunderten wohl zählen die Beispiele des *hic jacet, hic situs est, hic sepultus est, hic quiescit, hic sunt ossa, hic ossa sita sunt* und ähnlicher Wendungen, wo wohl die Verba wechseln, aber das *hic* ganz konstant ist, wie es denn auch mehrfach ganz allein erscheint (z. B. Wilmanns, Exempla I, no. 166. 565.). Und dass dieses *hic* nicht bloss lateinisch, sondern ganz allgemein italisch war, zeigen uns faliskische und etruskische Grabschriften. In jenen haben wir das *hei cupat* (Zw. no. 61.), *he cupat* (no. 63 b.), *he cupa* (no. 62.), *he cu[pat]* (no. 60.), *[h]e cu[pat]* (no. 64.), und in lateinischem Gewande *heic cubat* (no. 66.). Für das Etruskische aber habe ich selbst (Etr. Stu. III, 117 sqq.) den Nachweis erbracht, dass die häufige Wendung *θui cesu* dem lat. *hic cubat* entspreche. Ebendort sind auch die sämtlichen Beispiele dieses *θui cesu* zusammengestellt. Wie im Lateinischen das blosse *hic*, so haben wir mehrfach auch im Etruskischen das blosse *θui*, welches von Deecke als dasjenige der beiden Wörter *θui cesu*, welches „hic“ bedeute, richtig bestimmt worden ist. Auf Grund dieser Analogieen also, wie auch der Lautgesetze muss man die Deutung des

ecuf durch „hos" ablehnen und vielmehr das *ecuf incubat* durch „hic incubat" übersetzen, wobei das *in* natürlich das „drinnen" im Grabe bedeutet.

Auf Grund der Analogieen der lateinischen Epigraphik sehe ich mich auch zu einer abweichenden Deutung der Schlussworte unserer Inschrift gezwungen, des *des forte faber,* was Bücheler, wie angegeben, als „dives fortunae faber" deutet. Zugegeben, dass der Ausdruck „„Schmied des Glücks"" „den Römern seit der ersten Berührung mit den Griechen geläufig" war, so folgt daraus noch keineswegs, dass auch die Päligner tief in ihren Abruzzen ihn kannten, ganz abgesehen noch von der Frage, ob nicht unsere Inschrift etwa älter sei, als die besagte Berührung der Römer mit den Griechen. Zudem hat die Erklärung des *forte* als Genetivs, wie es Bücheler will, die oskische Lautlehre gegen sich. Der Genetiv der *i*-Stämme endigt dort auf *-eis,* wie er erhalten ist in *luvkanateis, herentateis,* und das genetivische *-s* schwindet im Oskischen niemals. Das macht die Annahme, *forte* sei Genetiv, höchst bedenklich. Wohl aber schwindet nominativisches *-s* im Oskischen oft genug (cf. Enderis, Formenlehre der osk. Sprache XLIX.), so dass die Annahme, *forte* sei Nominativ, keinerlei Bedenken gegen sich hat. Dass *des* das nominativische *-s* bewahrt hat, *forte* nicht, ist bedingt teils dadurch, dass *des* einsilbig, teils dadurch, dass es ein konsonantischer Stamm ist, ist aber auch an sich nicht schlimmer, als das altlat. *tribunos militare* (CIL. I, no. 63. 64.).

Die positive Erklärung des *des forte faber* liegt nach dieser letzteren Erörterung und der schon erwähnten sachlichen Analogie römischer Inschriften, wie ich meine, wieder unmittelbar vor Augen. Man vergleiche in lateinischen Grabschriften Wendungen, wie *Pontia uxsor fruge bona pudica* (Wilmanns, Exempla I, no. 180.), *conjug. optimae castae* (l. c. no. 241.), *Maxsuma Sadria S. f. bona proba frugei* (l. c. II, no. 2487.), und man wird meines Erachtens nicht zweifelhaft sein können, dass der gleiche Bau auch hier vorliege. Denn *des* ist von Bücheler gewiss richtig dem lat. *dives* gleich-

gesetzt, also sicher ein Adjektiv, ebenso ist *faber* ein ja auch bei den Römern im Sinne von „kunstreich" gebrauchtes Adjektiv, und dass auch *forte* eine Adjektivform = lat. *fortis* sein könne, ist nicht zu bezweifeln. Das vor *des* stehende *solois* ist, wie ich glaube, von Bücheler richtig als „omnibus (sc. rebus)" erklärt. Wie das *anaes* = *Annaeus* zeigt, schreibt unsere Inschrift die konsonantische Gemination nicht, es steht daher in der That nichts im Wege, *solois* als *sollois* zu nehmen, über die Bedeutung von *sollus* aber sind wir durch die bekannten beiden Glossen des Festus unterrichtet.

Es bedürfen jetzt einer Erklärung nur noch die Worte *pes · pros* und *oisa · aetate*. Die Büchelersche Erklärung des *pes · pros* durch „pedes paucos" ist unannehmbar. Teils wird sie schon unwahrscheinlich dadurch, dass *ecuf* nicht „hos", sondern „hīc" heisst, aber auch das *pros* als **paros*, zu lat. *parum, parvus* gehören sollend, ist lautlich unmöglich. Von den angeführten Parallelen passen lat. *trans, clam*, gr. γρχῦς überhaupt nicht, weil hier zwischen den betreffenden Konsonanten ein Vokal gar nicht ausgefallen ist, aber auch päl. *empratois*, woneben noch osk. *embratur* hätte genannt werden können, bieten eine solche Parallele nicht. Hier ist die Tonlosigkeit des Vokals die Ursache seines Verklingens, in **paros* aber würde es sich um den hochtonigen Vokal handeln, und das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Dass *pes* für *pedes* stände, begegnet gleichfalls Bedenken, denn osk. *teremniss*, welches wegen *anter slagím* (Zw. no. 136, 54.) für den Akkusativ zu halten ist, zeigt, dass die Konsonantenstämme den Akkusativ, wie ja auch im Lateinischen geschieht, nach der *i*-Deklination bildeten. Danach würde man also päl. *pedeis* zu erwarten haben, und dass dies zu *pes* geworden sei, ist nicht wahrscheinlich.

Mir scheint, als ob man in *pes* die pälignische Parallelform des osk. *pis* „quis, qui, quisquis, aliquis" zu suchen hätte. Lautlich hat das keine Bedenken, denn päl. *sefei* steht neben lat. *sibei* und osk. *sífeí* genau so, wie päl. *pes* neben lat. *quis*, osk. *píd* (neben *pís* und *píd*), und der

gleichen Neigung, den Vokal unseres Pronominalstammes in *e* überzuführen, begegnen wir auch bei umbr. *pedi, pede, persei, persi, perse* neben *pidi, pide, pirsi*. Ob dies *pes* nun „quis" oder „qui" bedeute, davon sogleich. Ganz besonders bemerkenswert ist dabei, dass umgekehrt, wie hier *pes* statt zu erwartendes *pis*, in eben unserer Inschrift *incubat* statt *encubat* (cf. *empratois* in der corfinischen) steht. Das deutet doch wohl mit Sicherheit darauf hin, dass das Pälignische, genau wie das Oskische, einen Zwischenlaut zwischen *e* und *i* = osk. *í* besass, den es in lateinischer Schrift bald durch *e*, bald durch *i* bezeichnete, und zwar, wie die genannten beiden Formen zeigen, ohne feste Regel. Es wäre somit päl. *pes* = osk. *pís*, päl. *in-* und *en-*, in oskischer Schrift = *ín-*.

In dem *pros* sehe ich, nach der Analogie von osk. *teremnatust* (Zw. no. 142.) = lat. *terminata est*, eine aus *pro* und *es* zusammengesetzte Form. Dass es lateinisch *prod-es* heisst, ist kein Gegengrund, denn es giebt in den italischen Sprachen zwei, zwar verwandte, aber doch verschiedene, Präpositionen, nämlich *prŏ*, wie es dem skr. *prá*, gr. πρό, entspricht und in lat. *prŏ-cello, prŏ-fanus, prŏ-festus, prŏ-ficiscor, prŏ-hibeo, prŏ-pago, prŏ-pino* u. a., so wie auch in dem weitergebildeten osk. *pru-ter* vorliegt, und *prōd*. Unser *pros* nun ist von der ersteren, lat. *prōdes* hingegen von der zweiten abgeleitet, beides also ganz verschiedene Bildungen von ohne Zweifel auch verschiedener Bedeutung. Ich fasse nun das *pes pros* in dem Sinne „qui pro-es (sc. pro hoc sepulcro)", also rein örtlich, das *pes* also relativisch oder indefinit, nicht interrogativ. Eine solche Konstruktion hat zahlreiche Analogieen in lateinischen Grabschriften, z. B. *tu qui legis* (sc. *hunc titulum*) (Wilmanns, Exempl. II, no. 2555.); *quei aspicis leti domus* (ibid. I, no. 551.); *tu qui secura spatiarus mente viator et nostri voltus derigis inferieis* (ibid. I, no. 560.); *tu, viator lasse, qui me praetereis* (ibid. I, no. 565.); *tu qui tendis iter* (ibid. I, no. 607 d.); *quicumque legis titulum* (ibid. I, no. 534.). Und ebenso begegnen Verba ähnlichen

Sinnes, wie unser *pros* vielfach in den lateinischen Grabschriften, wie z. B. *hospes, gratum est, quom apud meas restitistei sedes* (ibid. I, no. 548.); *hospes, ... asta* (ibid. I, no. 549.); *hospes, resiste* (ibid. I, no. 556. 563.); *hospes, consiste* (ibid. I, no. 585.); *tu, qui tendis iter ...., siste* (ibid. I, no. 607 d.). Diese Parallelen genügen vollständig, um den ersten Teil der Inschrift zu übersetzen: „tu qui es pro hoc sepulcro, hic cubat in eo," wobei einmal die altertümliche Kürze des Ausdrucks, andrerseits der hübsche Gegensatz des *pro* und des *in* zu beachten ist. Eben aus diesem Gegensatz erklärt sich auch der Ausdruck *incubat* statt des sonst üblichen blossen *cubat*. Damit scheint mir dieser Teil der Inschrift nach allen Seiten hin genügend aufgehellt.

Nunmehr wende ich mich zu dem *oisa aetate*, welches Bücheler als *usa aetate* fasst. Da ist vonseiten der Lautlehre zunächst das *oisa* als gleich lateinisch *usa* anzufechten. Das oskische *üittiuf* (Cipp. Abell.) zeigt, dass das Oskische das *tt* nicht zu *ss*, resp. *s* umgestaltete. Letzteres ist ein lateinischer Lautwandel, kein oskischer, und ihn ohne weiteres auf das Pälignische zu übertragen, haben wir ganz und gar kein Recht. So lange bis das Gegenteil bewiesen ist, werden wir für *oisa* vielmehr ein pälignisches *oitta* oder, ohne Gemination geschrieben, *oita* zu fordern haben.

Nicht ohne Bedenken vonseiten der Lautlehre ist ferner auch die Gleichsetzung des *aetate* mit lat. *aetate*. Die pälignischen Inschriften selbst zeigen kein Beispiel eines aus *ai* entstandenen *ae*, denn die Formen *anaes* Zw. no. 14, *anniaes* no. 22, *aniaes* no. 23 sind aus *ana-ies, annia-ies, ania-ies* entstanden durch Ausstossung des *i*, (cf. oben pag. 19), und das *a-es* ist zweisilbig zu lesen. Ebensowenig kennt das Oskische, mit Ausnahme der ganz jungen und deshalb nicht massgebenden Bantinischen Tafel, ein *ae*, schreibt vielmehr stets *ai* und *aí*. Da endlich unsere Inschrift in *oisa* und *solois* diphthongisches *oi*, nicht *oe* zeigt, so ist auch deshalb das *ae* für *ai* wenig wahrscheinlich. Aus allen diesen Gründen glaube ich die Deutung des *oisa aetate* durch lat. *usa aetate*

mit Bestimmtheit ablehnen zu müssen. Letzteres würde vielmehr *oittad* (oder *oitad*) *aitatid* lauten, wobei ich übrigens das ablativische *-d* nicht urgiert haben will, ein Punkt, auf den ich später zurückkomme. Nach der Analogie des *anaes* ist zu vermuten, dass in *aetate* das *ae* zweisilbig zu sprechen und zwischen beiden Vokalen wahrscheinlich ein Konsonant ausgefallen sei. Vergleichen wir nun die oskischen Formen *maiis* (= lat. *Magius*), *maimas* (Superlativ für **magimas* oder **mahimas*), so wird es klar, dass päl. *aetate* für *agetate* = lat. *agitate* stehen kann. Mit diesem Imperativ werden, wie so oft in lateinischen Grabschriften, natürlich die an dem Grabe Vorübergehenden angeredet.

Dies *aetate* verlangt natürlich ein Objekt, und als solches ist nur *oisa* noch übrig. Der Sinn dieses Objektes ist völlig klar nach römischen Wendungen, wie *dic discedens: sit tibi terra levis* (Wilmanns, Exempl. I, no. 607 d.); *te rogo praeteriens dicas: sit tibi terra levis* (ibid. no. 586.); *oro, ... qui legeris, . . . manibus meis bene optaveris* (ibid. II, no. 2229.) und vielen ähnlichen Beispielen. Fromme Wünsche, bene optata, pia vota soll der vorübergehende Wanderer, der die Inschrift liest, am Grabe verrichten *(agitare)*, und dies muss also der Sinn des *oisa* sein. Damit sind wir also auf ein Substantiv *oisom* „votum" geführt. Nun aber giebt es in der That eine indogermanische Wurzel *eis* „begehren, wünschen", von der skr. *ēṣa* „Begehr, Wunsch", ahd. *êr* (Neutr.) und *êrâ* (Fem.) „Ehre" herkommen, von denen *ēṣa* und *êr* auf einen gleichen Stamm *oiso-* hinweisen, wie unser pälignisches Wort. Bei dieser Sachlage wird man, obwohl ein *oisom* „votum" sonst innerhalb der italischen Dialekte nicht nachweisbar ist, kein Bedenken tragen, es hier anzunehmen. Wenn ein Wort durch den Sachzusammenhang einer Stelle gefordert wird und sodann etymologisch gestützt wird, dann hat es sicher das Bürgerrecht. Selbstverständlich aber ist dies Verfahren nur anwendbar bei Sprachen, deren ethnographische Stellung gesichert ist.

Es heisst demnach unsere Inschrift in ihrer Gesamtheit:
„qui adstas, hīc cubat
senex — vota agitate —
C. Annaeus, omnibus (rebus) dives, fortis, sollers"

Der Plural *agitate* nach dem indefiniten *qui* ist ohne Bedenken.

Bei der nächsten grösseren Inschrift, Zw. no. 35, liegt wieder die Frage zur Entscheidung vor, ob dieselbe vollständig sei oder nicht. Für fragmentiert halten sie Mommsen (Unt. Dial. 365.), und Zwetajeff (IIM. 31; III. 15.), für vollständig Deecke (Rhein. Mus. n. F. XLI, 200.), indem er das „in cod. Bononiensi perperam scriptum" (Zw.) *ciaa* zu Anfang der ersten Zeile aufnimmt und dies *ciaa* dann aus *caia* verschrieben sein lässt, ausserdem aber noch das *brais* in Zeile 2 in *brats* ändert. Ich halte die Inschrift für vorn defekt und zwar sowohl aus äusseren wie inneren Gründen.

Aus dem Codex Guelferbytanus besitze ich durch die Güte des Oberbibliothekars O. von Heinemann eine Durchzeichnung unserer Inschrift, für deren Treue er, wie er ausdrücklich schreibt, einsteht. Ich gebe dieselbe Taf. I. Fig. 2. wieder. Aus dieser Abbildung ergiebt sich zweierlei, einmal, dass die Abbildung bei Mommsen (Unt. Dial. Taf. XV.) nach dem Wolfenbüttler Codex gemacht, aber im einzelnen etwas stilisiert ist, und sodann, dass der Codex durch das Fehlen der Randleiste links und durch die Punkte zu Anfang die Inschrift ausdrücklich als fragmentiert bezeichnet. Der Bononiensis thut dies, soweit aus der Abbildung bei Zwetajeff (IIM. tab. V, no. 6.), die ich Taf. I. Fig. 3. wiederhole, ersichtlich ist, nicht, aber die Abschrift des Bononiensis ist die schlechtere. Während der Guelferbytanus ganz augenscheinlich bemüht ist, die Züge der Inschrift selbst wiederzugeben, also wohl unmittelbar nach dem Original gemacht ist, begnügt sich der Bononiensis damit, in halb kursiver Schrift nur die Worte des Textes zu geben, und zwar, wie sich nachweisen lässt, nicht nach dem Original, sondern nach dem Guelferbytanus.

Der letztere nämlich hat einige Fehler, deren augenfälligste das *seffi* für *sefei* und *i·nom* für *inom* sind. Diese Fehler hat auch der Bononiensis. Das beweist die Abhängigkeit beider Überlieferungen von einander, da es aber aus den angegebenen Gründen wahrscheinlich ist, dass der Guelferbytanus direkt auf dem Original beruht, so kann nicht er aus dem Bononiensis geflossen sein, sondern nur dieser aus ihm. Dies Ergebnis wird auch bestätigt durch eine weitere Beobachtung. Es hat nämlich der Guelferbytanus eine dreifach verschiedene Form des *a*. Er giebt es als A in *cia, brais, pampperci* und *cnatois*, als A in *pacia, minerva* und *datas*, als A in *pacia, datas* und *bratom*. Das Original hatte natürlich nur A, wie alle übrigen pälignischen Inschriften, in denen A überhaupt nicht, A nur in Zw. no. 37. erscheint. Der Bononiensis macht nun diese Verteilung der verschiedenen *a*-Formen zunächst völlig mit, indem er in *cia, pacia, minerva* und *datas* dieselben *a*-Formen setzt, wie der Guelferbytanus, dann aber wird ihm die Sache langweilig und er setzt beharrlich das kursive A, welches er auch schon in *brais* angewandt hatte. Ein solches Verhalten beweist unumstösslich nicht bloss die Zusammengehörigkeit beider Überlieferungen, sondern die direkte Abhängigkeit des Bononiensis vom Guelferbytanus. Dies Ergebnis wird auch dadurch nicht beeinträchtigt, dass der Bononiensis die einzelnen Wörter fast durchweg durch Punkte trennt, der Guelferbytanus aber nur zum Teil. Denn diese Punkte scheinen eine willkürliche Zuthat des Bononiensis, die wohl eine Verbesserung vorstellen sollte, zu sein. Ich schliesse dies daraus, dass die Punkte auch an Stellen erscheinen, wo sie augenscheinlich falsch sind. So hat der Guelferbytanus in Zeile 2 *bratom pampperci;* daraus hat der Bononiensis *bratom·pam·pperci* gemacht, obwohl es auf der Hand liegt, dass es eine Form *pperci* nicht geben kann. Deecke hat das zwar für möglich gehalten, aber es wird alsbald die Ungehörigkeit seiner Annahme nachgewiesen werden. Aus diesen nachträglich hinzugefügten Interpunktionen folgt also nichts gegen die Ab-

hängigkeit des Bononiensis vom Guelferbytanus. Ist aber der letztere der einmal direkt vom Original und sodann überhaupt sorgfältiger abgeschriebene, so wird auch das *cia* zu Anfang der ersten Zeile in ihm das Richtige und das *ciaa* des Bononiensis eine blosse Dittographie sein, über deren Entstehung man sogar noch eine bestimmte Vermutung hegen kann. Wie schon gesagt, hat der Bononiensis mehrfach das A und A durch das kursive A ersetzt. Erstere waren ihm also offenbar minder geläufig, als dieses. Nun hat das *cia* im Guelferbytanus die Gestalt CIA, der Bononiensis aber schreibt CIAA, hat also, nachdem er schon das ihm fremdere A geschrieben, dies übersehen und das ihm geläufigere A noch einmal gesetzt. Ich sollte meinen, das alles sei so klar, dass es ein jeder sehen müsste. Aber selbst wenn umgekehrt das *ciaa* des Bononiensis sich als richtig ergeben hätte, so bliebe die Annahme, dass dies nun aus *caia* verschrieben sei, dennoch eine Willkür und für mich unannehmbar. Ist aber der Guelferbytanus die ältere und zuverlässigere Handschrift, dann liegt auch gar kein Anlass vor, seiner Bezeichnung der Inschrift als einer unvollständigen zu misstrauen, zumal auch innere Gründe diese Unvollständigkeit durchaus bestätigen. Dass das *cia* der ersten Zeile, wie es nun also als die richtige Lesart sich ergab, so wie das *brais* der zweiten Zeile, dessen Änderung in *brats* durch Deecke, wie ich alsbald zeigen werde, durchaus falsch ist, blosse Endsilben von Wörtern sind, das muss doch auch dem blödesten Auge einleuchten. Und ebenso trümmerhaft, wie hier die einzelnen Wortformen, ist die syntaktische Konstruktion der Inschrift. Wovon hängt z. B. der Akkusativ *bratom* ab? Es kann wahrlich an der Fragmentierung unserer Inschrift auch nicht der geringste Zweifel obwalten. Das einfache Dekret: „Die Inschrift ist vollständig" ändert daran natürlich nichts, ist vielmehr nur ein trauriges Zeichen der Oberflächlichkeit und Willkür, die zur Zeit auf dem Gebiete der altitalischen Inschriften sich breit macht.

Die nächste Frage wird nun natürlich die sein müssen, ob irgend welche Anhalte vorliegen, wie viel denn nun etwa fehle. Und das ist allerdings der Fall.

Das *sefei inom suois cnatois* ist, wie sich alsbald ergeben wird, der unverletzte Schluss der Inschrift. Bezüglich des *cnatois* ist allerdings zu bemerken, dass Mommsen annahm, das Wort sei möglicherweise unvollständig und zu *acnatois* oder *cocnatois* zu ergänzen. An sich möglich wäre ja das, aber es ist doch wohl nicht sehr wahrscheinlich. In den alsbald zu besprechenden römischen Formeln dieser Art findet sich, soweit ich sehe, nie ein *agnatis* oder *cognatis*, sondern *liberis* und *posteris*, und daher ist es wahrscheinlicher, dass auch in unserer Inschrift das diesen letzteren Ausdrücken entsprechende *cnatois* zu lesen sei. Man wird also das *sefei inom suois cnatois* für den unverstümmelten Schluss der Inschrift zu halten berechtigt sein. Daraus aber ergiebt sich dann, dass das *cnatois* in die Mitte der Zeile gerückt war, wie das *faber* von Zw. no. 14. (cf. IIM. tab. III, no. 2.) und das *rustix* von Zw. no. 15. (ibid. tab. IV, no. 1.). Die Mitte von *cnatois* aber ist hinwiederum das *t*, eine durch dieses *t* gelegte Senkrechte halbierte also die Platte. Das ergiebt, wenn wir die Buchstaben zählen, für die erste Zeile 8, für die zweite 12, für die dritte 8, für die vierte 7 fehlende Buchstaben; wenn wir hingegen (nach der Wolfenbüttler Zeichnung) den Raum messen, so ergeben sich für die erste Zeile 7½, für die zweite 11, für die dritte 6½, für die vierte 7½ Buchstaben als fehlend, wobei in beiden Fällen die Intervalle nicht mitgezählt sind. Falls etwa — aber diese Annahme ist nicht notwendig — wie in anderen längeren pälignischen Inschriften, die Zeilenanfänge unter einander gestanden hätten, während der Zeilenschluss je durch das Wortende bedingt ward, so wäre der Raum für den verlorenen Teil der zweiten Zeile kleiner anzusetzen und der Verlust auch hier nur auf 7 bis 8 Buchstaben zu beziffern, wie bei den anderen Zeilen, wozu dann noch die Intervalle kämen, etwa 2 für jede Zeile. Auf

Grund dieses Ergebnisses wird man die Ergänzung der Inschrift in die Hand zu nehmen haben.

Zuvor jedoch wende ich mich zu einer kurzen Widerlegung der von Deecke (in Zw. III. 177 sq.) gegebenen Deutung, die ausser der Annahme, dass die Inschrift vollständig sei, noch an allerhand anderen Gebrechen krankt. Deecke, die Inschrift also für vollständig haltend, übersetzt dieselbe, wie folgt:

„Gaia Pacia Minervae vota facta (eig. data, sc. sunt). quid(quid) sit d(ono) d(atum), id votum (sc. est), quum (eig. quam) pepercit (sc. dea) sibi et suis natis."

In dieser Übersetzung muss ich vor allen Dingen das *pperci* als = *pepercit* durchaus ablehnen. Die dem lat. *pepercit* entsprechende Form könnte pälignisch nur *peparced* oder *peparaced* lauten. Die Ausstossung des Vokals der ersten Silbe ist wohl pränestinisch (cf. darüber Jordan, Krit. Beitr. 12.), aber beileibe nicht oskisch (cf. *deded, fefacid, fefacust*), also (cf. oben pag. 19 sqq.) auch nicht pälignisch. Die Schwächung des Wurzelvokals ist lateinisch, aber nicht oskisch *(fefacid, fefacust)*, also auch nicht pälignisch. Über die Frage, ob das Oskische etwa im Kompositum die Vokalschwächung kenne, kann hier hinweggegangen werden. Die Abwerfung des *-t* resp. *-d* der Endung ist wohl umbrisch, aber durchaus nicht oskisch, also auch nicht pälignisch. Dass eine solche aus einem Mischmasch von pränestinisch-lateinisch-umbrischen Lautgesetzen gewonnene Erklärung für mich unannehmbar ist, versteht sich von selbst. Auch das *sei* für *seid* oder *seit* = lat. *sit* und *i* für *id* = lat. *id* ist mir aus dem letztangeführten Grunde nicht glaubhaft, ganz abgesehen von der Frage, ob die erstere Form pälignisch statt *seit* nicht vielmehr *siet* zu lauten hätte. Durch dergleichen cavaliere Behandlung von Laut- und Formenlehre wird das Deuten von Inschriften allerdings wesentlich erleichtert.

Nunmehr gehe ich zur positiven Betrachtung der Inschrift über.

Das einzig Sichere in derselben ist, abgesehen von den Eigennamen in der ersten Zeile, das *sefei inom suois cnatois*. Dass so zu lesen und dies durch „sibi et suis liberis" zu übersetzen sei, kann im Ernste wohl nicht zweifelhaft sein. Von diesem sicheren Fundamente aus wird man also weiter vorzugehen haben.

Auch bezüglich dieses *sefei inom suois cnatois* ist die Ansicht Deeckes, der es von *pperci* „pepercit" abhängig macht, durchaus zu verwerfen. Ganz abgesehen davon, dass *pperci* nicht = lat. *pepercit* sein kann, wie eben gezeigt, und dass vor *sefẹi* die Inschrift fragmentiert ist (cf. oben pag. 53 sqq.), so ist auch das Abhängigmachen dieses *sefei inom suois cnatois* von dem angeblichen *pepercit* ohne alle Analogie in den römischen Inschriften. Dort nämlich finden wir ähnliche Wendungen nur in zwei Formen und Anwendungen. Sie erscheinen in dativischer Form als *sibi et suis, sibi suisque, sibi et sueisque, sibi et suis omnibus, sibi posterisque suis, sibi et posterisque suis, sibi posterisque suorum, sibi et suis posterisque eorum, sibi suisque posteris eorum, sibi et suis posterisque eorum omnibus* u. s. w. (Belege bei Wilmanns, Exempla II, 686. Index s. v. sibi) in Grabschriften zur Bezeichnung derjenigen, für welche das Grabmal errichtet ist. Die zweite Anwendung finden wir in den tituli sacri zur Bezeichnung derjenigen, für welche die Widmung gemacht ist. Hier erscheint dann regelmässig *pro*, wie z. B. *pro se et suis* (Wilmanns, Exempla I, no. 1460. II, no. 2285.). Ausserordentlich häufig sind in diesem Falle erweiterte Wendungen, wie *pro salute, pro reditu, pro itu et reditu, pro salute et reditu, pro felicitate et incolumitate [alicuius]* etc. (Belege bei Wilmanns, l. c. II, 677. Index s. v. *pro felicitate*). Vielleicht, dass diese letzteren Wendungen Deecke vorgeschwebt haben bei seiner Erklärung des *pam pperci sefei inom suois cnatois* „cum pepercit [sc. dea] sibi et suis natis." Der Sinn würde ja allerdings ein ähnlicher sein, wie in jenen. Aber trotzdem wird seine Deutung abzuweisen sein. Es ist, soweit ich sehe, in den lateinischen Inschriften kein Beispiel vorhanden, dass man jenen Begriff des *pro salute* durch einen ganzen Satz um-

schrieben hätte, wie es hier geschehen sein müsste, sondern die Wendung mit *pro* ist ganz feststehend. Da nun dergleichen Wendungen einen völlig formelhaften und unveränderlichen Charakter an sich tragen, ganz in derselben Weise, wie dies Lessing bezüglich der bildlichen Darstellungen in der bekannten Stelle, „dass die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten," hervorhebt, so ist eben deshalb die verbale Wiedergabe der fraglichen Formel statt des sonstigen nominalen Ausdrucks ganz und gar unwahrscheinlich. Dieser formelhafte und konstante Charakter derartiger Wendungen geht am besten aus der Thatsache hervor, dass sie oft nur durch die Anfangsbuchstaben abgekürzt wurden. Es wusste eben jeder die betreffende Formel auswendig. Nun liesse sich zwar einwenden: Ja, bei den lateinischen Inschriften mag das wohl sein, hier aber haben wir eine pälignische vor uns. Aber der Einwand ist nicht stichhaltig. Schon deshalb nicht, weil die italischen Inschriften überhaupt in ihrem Aufbau, soweit sie uns verständlich sind, im wesentlichen das gleiche Schema zeigen, wie die lateinischen (cf. darüber die Worte Bréals oben pag. 21), sogar einschliesslich der etruskischen, die trotz der Unverwandtschaft der Sprache bis zu einem gewissen Grade gleichfalls jene Formeln darbieten. Aber ausser diesem allgemeinen Grunde kommt für die pälignischen noch ein besonderer hinzu, der es verbietet, in ihnen einen anderen Aufbau anzunehmen, als in den lateinischen. Die sämtlichen pälignischen Inschriften bedienen sich des lateinischen Alphabets. Das beweist litterarischen Einfluss von Rom, und es ist ja bekannt und selbstverständlich, dass ein solcher bei dem blossen Alphabet nicht stehen bleibt, sondern auch Stil und Ausdruck erfasst. Deshalb also darf man in unserer Inschrift keine andere Wendung annehmen, als in den lateinischen, wie ja auch oben das *pes pros, ecuf incubat* durchaus den gleichartigen römischen Wendungen entsprach, und deshalb ist Deeckes Auffassung des *pam pperci sefei inom suois cnatois* durchaus abzuweisen.

Eben diese Analogie der lateinischen Inschriften liefert uns nun aber auch ein positives Resultat. Die Form *sefei* ist Dativ, dieser aber kann nicht von einem etwa vor *sefei* zu ergänzenden *pro* abhängen, denn diese Präposition regiert im Oskischen, Umbrischen und Lateinischen den Ablativ, also ganz sicher auch im Pälignischen. Ist das aber, dann findet unser *sefei inom suois cnatois* sein lateinisches Analogon allein in den Wendungen *sibi et suis* u. s. w. der Grabschriften, und daraus folgt, dass unsere Inschrift selbst eine Grabschrift sein muss, während man bisher in ihr, durch das *minerva* der ersten Zeile verleitet, eine Widmungsinschrift zu sehen vermeinte. Dieses Resultat ist von ganz besonderer Wichtigkeit, sofern es uns die Richtung zeigt, in der wir bei der weiteren Deutung der Inschrift zu suchen haben.

Es wäre dieser veränderten Auffassung gegenüber wünschenswert, zu wissen, welches die Grössenverhältnisse der Bronzeplatte gewesen seien, auf der die Inschrift stand, denn als Dedikationsplatte wäre sie voraussichtlich von kleineren Dimensionen gewesen, denn als Platte an einem Grabe. Leider ist über die Grösse nichts berichtet, und wir können daher nur vermuten, dass dieselbe nicht unbeträchtlich gewesen sei.

Wenn die Inschrift aber eine Sepulkralinschrift ist, dann kann das *minerva* in der ersten Zeile kaum der Name der Göttin sein, sondern es muss das Cognomen der ....*cia pacia* sein. Cognomina erscheinen ja in nicht wenigen der pälignischen Inschriften (cf. oben pag. 24 sq.), und dass Götternamen als solche verwandt werden, findet sich auch sonst, und zwar, ganz abgesehen von den griechischen Götternamen, bei echt italischen. So haben wir z. B. *Cn. Sergius Mercurius* (Wilmanns, Ex. I, no. 1057.), *C. Vettius Mercurius* (ibid. II, no. 1741.), *Fab[ius] Saturnus* (CIL. VIII, 1. no. 5959.), *M. Julius Saturnus* (ibid. no. 6113.), *Vediae Veneri* (CIL. X, 1. no. 6189.).

Es wird sich nun zunächst wohl weiter darum handeln, zu ermitteln, was vor dem . . . *cia* in der ersten Zeile gestanden habe. Man erwartet zunächst einen Vornamen, und so hat denn auch schon Mommsen (Unt. Dial. 365.) an *[Lu]cia* gedacht, in pälignischer Schreibung also (cf. das *loucies* in Zw. no. 38.) *[lou]cia*. Das giebt aber nur drei zu ergänzende Buchstaben, während oben (pag. 56) der Defekt auf deren 7—8 berechnet wurde. Erwägt man dies, so wie ausserdem 1) dass osk. *pakis*, wie wir oben (pag. 33) gesehen, ein Vorname ist; 2) dass im Oskischen der Vorname auch hinter dem Gentilnamen stehen kann, wie in *arafiis vibis* (Zw. no. 130.), so scheint der Schluss gerechtfertigt, dass auch in unserer Inschrift das *pacia* der Vorname, das . . . *cia* hingegen Rest des Gentilnamens sei. Als ein solcher Gentilname von genügender Länge böte sich etwa *[castri]cia* oder, nach *sacaracirix*, *[castiri]cia* dar. Dies *[castiri]cia pacia minerva* nun kann natürlich Nominativ sein, aber es kann, wie das *anceta cerri* in Zw. no. 28. (oben pag. 37) darthut, ebensogut auch Dativ sein. Auch die Struktur der Sepulkralinschriften lässt beides gleich gut zu. Nun aber liegt in dem *-brais* der zweiten Zeile ganz ohne Zweifel ein Dativ Pluralis vor, der ebenso unzweifelhaft sein Regens in dem folgenden *datas* „datae" hat. Dies macht es wahrscheinlich, dass wir auch in dem . . . . *cia pacia minerva* der ersten Zeile einen Dativ zu sehen haben. Ist das richtig, dann stand zu Anfang der zweiten Zeile wohl zunächst ein *inom eisas* (= umbr. *erar*) „et ejus". Da der Defekt dieser Zeile oben auf 11—12 Buchstaben berechnet wurde, so bleiben dann zur Ergänzung des Substantivs . . . *brais* noch 2—3 Buchstaben über. Im Oskischen werden, wie z. B. osk. *embrator* = lat. *imperator*, osk. *sadiriis* = lat. *Satrius*, osk. *adiriis, adirans* = lat. *Atrius, Atranus* darthun, die Tenues vor *r* zur Media erweicht. Da ein echtes *b* = idg. *b*, denn idg. *bh* wird *f*, kaum zu erwarten ist, so wird man auch hier das . . . *brais* als aus . . . *prais* erweicht ansehen müssen, obwohl in dem *empratois* unserer grossen corfinischen In-

schrift eine solche Erweichung nicht eingetreten ist, wobei indes eine zeitliche Differenz im Spiele sein kann. Ich glaube demnach, dass man das ... *brais* zu *[com]brais* zu ergänzen habe, welches einem lat. * *comperis* (fem.), zu *pario* gehörig, entsprechen und somit „cognatis“ bedeuten würde. Die lautliche Parallele von *combrais* = lat. * *comperis* und osk. *embratur* = lat. *imperator* ist eine vollständige. Die Bildung auf *-perus* aber verhält sich zu *pario*, wie die Bildungen auf *-ficus* zu *facio*, und ist in lat. *vivi-perus* noch direkt erhalten. Damit ist also die Ergänzung des *-brais* zu *[com]-brais* nach allen Seiten hin begründet und sichergestellt. Diese Dative nun hängen natürlich ab von den *datas*, wozu ich die Kopula in dem *sei* sehe, welches ich für aus *set* = osk. *set* = lat. *sunt* verlesen halte. Dann hätten wir also *datas set* = lat. *datas sunt*. Das so gefundene Verbum *datas set* „datae sunt“ verlangt nun natürlich ein Subjekt, und zwar einen weiblichen Pluralis. Unter den erhaltenen Formen der Inschrift, so wie sie überliefert sind, befindet sich ein solcher nicht. Das gesuchte Subjekt stand also entweder in den verlorenen Teilen der Inschrift, oder aber das erhaltene Stück ist fehlerhaft überliefert. Um zwischen diesen beiden Möglichkeiten zu entscheiden, wird es zweckmässig sein, zuvor aus der Analogie der römischen Inschriften festzustellen, was man denn sachlich etwa als Subjekt zu erwarten habe. Dass unsere Inschrift eine sepulkrale sei, hat sich schon ergeben, in römischen Sepulkralinschriften aber giebt es nur eine einzige Wendung, in der ein *datus* sich findet, dies ist die bekannte Formel *locus datus (est) decurionum decreto* oder *senatus consulto populique jussu* oder *voluntate populi decreto senatus* u. a. (Beispiele bei Wilmanns, Exempla II, 691. Index). Dass eine solche Zuweisung von Land zum Begräbnis *honoris virtutisque causa* geschah, zeigt Wilmanns, Ex. I, no. 294.

Dass es sich hier in unserer Inschrift in der That um eine solche Landzuweisung gehandelt habe, zeigt das *bratom* der dritten Zeile. Dies Wort bedeutet, wie ich sogleich

nachweisen werde, „imperium, jussus," und wir haben somit in dem *datas* . . . *set* . . . . *bratom* die ganz deutliche Parallele zu dem römischen *datus est* . . . . *jussu*. Da *bratom*, wie sich sogleich ergeben wird, Akkusativ ist, so stand natürlich vor demselben noch eine Präposition. Bevor ich jedoch auf diesen Punkt eingehe, beweise ich zunächst, dass *bratom* wirklich „imperium, jussus" bedeute. Eben dieses Wort begegnet auch sonst mehrfach in altitalischen Inschriften. Die betreffenden Stellen sind:

osk. *brateis auti cadeis amnud* tab. Bant. 6.
osk. ϵοοτ βρατωμ Zw. no. 232.
vest. *brat data* Zw. no. 11.

Hieraus lässt sich zunächst das Wort grammatisch bestimmen. Das ϵοοτ beweist, dass ein Neutrum der *o*-Deklination vorliegt, zu dem also *brateis*, wie man auch wohl allgemein annimmt, Genetiv ist. Hieraus folgt zweierlei, einmal, dass Bugge (Altit. Stud. 70.) im Rechte war, wenn er das vestinische *brat data* als aus *bratud* oder *bratois data* abgekürzt ansah, und zweitens, dass Deecke (Rhein. Mus. n. F. XLI, 200.) im Unrecht ist, wenn er ein Substantivum *brat(s)*, Plur. *brat(e)s* annimmt und daraufhin das *brais datas* in Zeile 2 unserer Inschrift in *brats datas* ändern will.

Dies *bratom* nun ist von verschiedenen Seiten (Corssen, Bücheler) dem lat. *paratum* gleichgesetzt worden, bald mit der Bedeutung „verfertigt" (Corssen), bald mit der von „munus" oder „lucrum" (Bücheler). Diese Gleichsetzung ist aus lautlichen Gründen ebenso unhaltbar, wie die oben (pag. 49) behandelte Büchelersche Gleichsetzung von päl. *pros* = *paros*, *parvos*, und zwar sind es dieselben Gründe, die ich dort vorgebracht habe.

Auf den richtigen Weg leitet das bereits von Bugge und Bücheler angeführte gallische βρατουδε. Dasselbe erscheint zunächst in vier Inschriften, die ich nach der Zusammenstellung von Stokes in Bezzenbergers Beiträgen XI, 112 sqq. anführe, in folgenden Wendungen:

δεδε . . . . . βρατουδε no. 7.
δεδε βρατουδε κανтενα no. 8.
δεδε βρατουδε καντεν[α] no. 13.
μασελου βρατουδε καντενα no. 12.

Ausserdem findet es sich noch in der neuen bei Nîmes gefundenen gallischen Inschrift, über welche A. Bertrand in der Sitzung des französischen Instituts vom 26. November 1886 berichtet hat und welche überliefert wird als:

. . . . ADRESSIKNOS
. . . I. BRATOYDEKA

Da die Inschrift fragmentiert ist, so kann kein Zweifel sein, dass auch hier zu Schluss die Wendung βρατουδε κα[ντενα] stand, worauf vielleicht auch noch das δεδε folgen mochte, falls nicht das I. vor dem βρατουδε der Rest dieses Wortes ist.

Das δεδε nun heisst „dedit“, für μασελου vermutet Stokes (l. c. 128.) die Bedeutung „statuit“. Wir haben also in allen vier unfragmentierten gallischen Inschriften das βρατουδε neben Verben der Widmung, genau, wie das *bratom* unserer Inschrift neben *datas* und das vestinische *brat* neben *data*. Das dürfte wohl die Zusammengehörigkeit des italischen *bratom* mit gall. βρατουδε über allen Zweifel erheben.

Die gallische Form βρατουδε nun erklärt Stokes (l. c. 158. 125.) aus *brātū*, Ablativ eines *u*-Stammes *brātu* = ir. *brath*, welsch *brawd* „imperium, jussum“ und der Postposition *-de*, ir. *di* = lat. *de*, so dass also die ganze Wendung der in lateinischen Inschriften so häufigen *ex imperio, ex jussu* u. dgl. entspreche. Das alles ist völlig unantastbar, nur in einer Einzelheit möchte ich abweichen. Die Form *brātū* kann auch Dativ-Ablativ eines *o*-Stammes sein. Wäre es das, dann hätten wir ein dem ital. *bratom* völlig entsprechendes Wort. Stokes schliesst auf einen *u*-Stamm aus dem Namen *Bratu-spantium*. Aber daraus folgt nicht notwendig ein *u*-Stamm. Im Gallischen wechseln *u* und *o* sehr häufig mit einander, auch im Stammauslaut der Komposita (cf. *Petromantalum* und *Petrocorii*, daneben aber *Petrucorii* und *Petrucorius; Adiatumārus* neben *Adiatorix; Smertulitanus* neben

Σμερτομάρα), und so kann denn auch hier *Bratu-spantium* sehr wohl für *Brato-spantium* stehen. Ja, erwägt man die Mannsnamen *Mandubratius, Cassibratius* und *Brato,* welche doch von *Bratuspantium* schwerlich zu trennen sein werden, so ergiebt sich, dass in der That ein *o*-Stamm *brāto-* zu Grunde liegt und somit *Bratuspantium* für *Bratospantium* nicht bloss stehen könne, sondern in der That stehe. Läge ein *u*-Stamm wirklich vor, so wäre statt der Weiterbildungen *Brato* und *-bratius* vielmehr *Bratuo* und *-bratuvius* zu erwarten.

Damit ist denn ein gemeinsam keltisch-italisches *bratom* „Befehl" gefunden, und es erübrigt nur noch, dasselbe auch etymologisch zu begründen und sodann die Stellen der italischen Inschriften, in denen es vorkommt, zu erklären. Das Wort zerlegt sich naturgemäss in *brā-tom,* so dass es eine partizipiale Bildung einer Wurzel *brā* ist. Da italisches anlautendes *b* nicht aus *bh* hervorgeht, was für das Gallische möglich wäre, so kann hier *b* nur aus *b* oder *br* aus *mr* hervorgegangen sein. Nehmen wir dies letztere an, so würden wir nach der Analogie von lat. *strā-tum* zu *ster-no,* auf eine Wurzel *mer* geführt. Unter den verschiedenen Wurzeln von der Form *mer* nun giebt es eine, welche „sprechen" bedeutet. Dieselbe liegt vor in gall. *mārus* „berühmt", got. *mērjan* „κηρύσσειν, εὐαγγελίζεσθαι", *mēriþa* „φήμη, ἦχος", ahd. *māri* „Erzählung", *māri* „berühmt", ksl. *mirŭ* „berühmt". Auch zend. *mrauaiti, mrūitē* „loquitur" ist wohl aus unserer Wurzel weitergebildet, im entsprechenden skr. *brávīti* hätten wir dann denselben Übergang von *mr* zu *br,* wie in unserm gallisch-italischen *bratom.* Erwägen wir nun lateinische Wendungen, wie *dicta dare, dicta peragère, dicto parere, dicto audientem esse,* wo *dictum* „Befehl" bedeutet, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass auch *brātom* ursprünglich „dictum" bedeutet und somit wirklich von *mer* „sprechen" herkommt.

Diese Bedeutung „dictum, imperium" aber passt auch für die italischen Inschriften, soweit sie klar. Die Stelle der tabula Bantina lautet vollständig: *suae pis pertemust,* . . . .

deivatud . . . ., *siom ioc comono mais egm[as tovti]cas amnud pan pieisum brateis avti cadeis amnud pertumum* „si quis peremerit (i. e. intercedendo diremerit), jurato, se ea comitia potius rei publicae causa, quam cuiuspiam . . . . causa perimere". Das *brateis avti cadeis* nahm man für „commodi aut incommodi", was an sich ja passt, aber ebenso gut passt „auf irgendjemandes Geheiss", und es fragt sich nur, was dann *avti cadeis* heisse. Das *avti* scheint einen gewissen Gegensatz gegen „imperium" zu verlangen, etwa „Bitte" oder ähnlich. Man könnte an gr. κήδομαι „curare" denken, und es würde auch der Bedeutung nach ziemlich passen, denn „curae" stimmt mit dem *brateis* „imperii" leidlich gut, so dass die Stelle bedeutete „auf jemandes Geheiss oder Veranlassung". Aber vorzuziehen wäre es doch noch, wenn sich für *cadeis* eine Erklärung aus einer der italischen Sprachen böte, und das ist in der That der Fall. Das umbr. *kaðetu* (tab. Jguv. I, b, 33.), *kaðitu* (III, 21.), *carsitu* (VIa, 17. VIIa, 43.) bedeutet „vocato, appellato" (cf. *arsferturo nomne carsitu* „adfertorem nomine appellato"). Nun aber hat lat. *appello* bekanntlich auch die Bedeutung „jemanden (um Schutz, Hülfe oder dgl.) angehen", und das passt hier vortrefflich. Es bedeutet also *pieisum brateis avti cadeis amnud* „cuiuspiam imperii aut appellationis gratia — auf jemandes Geheiss oder Anrufen". Das ist ein vortrefflicher Gegensatz: das *bratom* geht von dem Höhergestellten, das *cadom* von dem Gleich- oder Niedrigergestellten aus. In unserer Inschrift ist also gegen ein *bratom* „imperium" nichts einzuwenden.

Das σαοτ βρατωμ in Zw. no. 232. steht in einem bis jetzt noch völlig dunklen Zusammenhange und muss daher zur Zeit noch ausser Betracht bleiben.

Völlig klar hingegen ist wieder die vestinische Inschrift Zw. no. 11.:

t · vetio	„T. Vettius
duno	dono
didet	dedit
herclo	Herculi

jovio	Jovio.
brat	ex imperio
data	data (sunt)."

Wie schon oben (pag. 63) gesagt, schliesse ich mich hier an Bugge an, der *brat* als aus *bratud* oder *bratois* abgekürzt ansieht. In formelhaften Wendungen Abkürzungen anzunehmen (cf. darüber Corssens treffliche Worte in meinen Altit. Stud. III, 125.), hat keine Bedenken.

Damit dürfte ein italisches *bratom* „imperium" nach allen Seiten gerechtfertigt sein, und wir können fortfahren in der Herstellung unserer Inschrift.

Zuerst wende ich mich zurück zu der weiteren Untersuchung der Konstruktion derselben. Schon oben (pag. 63) war festgestellt worden, dass vor *bratom* eine Präposition vermisst werde, denn der Sinn verlangt in unserer Stelle ein „ex imperio". Das kann aber der blosse Akkusativ *bratom* schwerlich heissen, und wir müssen uns daher nach einer Prä- oder Postposition umsehen. Eine Postposition ist nicht da, denn das *per* von *pampperci* ist, wie sich alsbald ergeben wird, eine solche nicht, sondern gehört mit dem folgenden *ci* zusammen. Es bleibt somit nur die Annahme übrig, dass eine Präposition entweder in dem ausgefallenen Stück gestanden habe oder in dem *pid sei dd i* stecke, welches dann natürlich verlesen ist. Man könnte daran denken, statt des *pid* oder des *dd* vielmehr *ad* lesen zu wollen, aber beide Änderungen scheinen mir doch nach den Schriftzügen etwas gewaltsam. Ich glaube daher, dass man ein solches *ad* in dem verlorenen Anfang von Zeile 3 zu suchen haben werde. Der Defekt zu Anfang dieser Zeile ergab sich oben (pag. 56) als 7—8 Buchstaben betragend. Er wird grade gedeckt, wenn wir ergänzen zu *[ad toutas] bratom* „ex civitatis jussu".

Jetzt haben wir nur noch das Subjekt zu dem *datas* zu suchen. Für dasselbe bleibt, wie man sieht, nur noch entweder das *pid·sei·dd·i* in Zeile 2 oder das *pampperci* in Zeile 3, samt der sich daran anschliessenden Lücke zu

Anfang von Zeile 4 übrig. Verlesen — und, worauf mir die blosse Hasta am Schlusse beider Zeilen zu deuten scheint, vielleicht auch im Original, sei es durch Rost oder sonstwie, zerstört — sind beide Partieen der Inschrift ohne Zweifel, so gut wie *seffi* und *i·nom* es waren, und wir werden nun mit schonender Hand das Richtige herzustellen haben.

Schon früher (Altit. Stud. I, 71.) habe ich nach Mommsen eine Verlesung zwischen lat. *o* und *d* konstatiert, wodurch der famose *Olopantus* sich in einen ganz gewöhnlichen *Diopantus* wandelte. Die gleiche Verlesung liegt, wie ich glaube, auch in dem *pid·sei·dd·i* zweimal vor, denn ich sehe darin, um es gleich kurz zu sagen, die Wörter *pio·set·dono,* die direkt an *datas* sich anschliessen, so dass wir den Satz haben „datae pio sunt dono". Das Fehlen des *h* in *pio* neben den oskisch-umbrischen Formen (oben pag. 43) scheint mir ohne Belang. Die Änderung des *sei* in *set* = osk. *set* „sunt" ist nicht schlimmer, als Deeckes Änderung von *brais* in *brats.* Das *dd·i* aber scheint mir der Rest des zerstörten *dono* und zu erklären als DONO. Ich denke, es ist bei der Herstellung in der That mit schonender Hand verfahren. Sachlich ist ein pium donum natürlich ein aus Dankbarkeit gegebenes, so dass also der Zusatz *pio* dem *gratias agentes* römischer Inschriften (z. B. Wilmanns, Ex. I, no. 39. II, no. 2509.) sachlich entspricht.

Ist dies Vorstehende richtig, so bleibt als Subjekt zu *datas set* nur noch das ominöse *pampperci* übrig. Es sieht ziemlich hoffnungslos aus, und doch ist es, wie mir scheint, ohne allzu grosse Gewaltsamkeiten einzurenken. Dass das Subjekt sachlich einen dem lat. „locus" entsprechenden Begriff enthalten müsse, hat sich oben (pag. 62) bereits ergeben. Nun finden wir in lateinischen Sepulkralinschriften unendlich oft (Beispiele bei Wilmanns, Ex. II, 692. s. v. mensurae sepulcrorum) das Mass des locus sepulcralis angegeben. Weiter aber finden wir in der pompejanischen Wegebauinschrift (Zw. no. 142.) zweimal eine Massangabe bezeichnet durch das abgekürzte Wort *per·* resp. *perek.* Schon die anderen

Interpreten dieser oskischen Inschrift haben gesehen, dass dies Wort dem umbr. *perca* „Rute" entspreche. Dasselbe Wort nun liegt augenscheinlich in dem *perci* unserer Inschrift vor, und zwar ist es wieder, wie ich glaube, gleich dem Schluss der zweiten Zeile, verstümmelt. Ich ergänze daher zu **PEROAS**, genau, wie das *datas set* es verlangt.

Jetzt fehlt weiter natürlich das Zahlwort. Die Zahl 5 ist oskisch, und somit auch pälignisch, auf Grund des *pomtis* „quinquies" der tabula Bantina als *pompe* anzusetzen. Die Ähnlichkeit dieses *pompe* mit dem überlieferten *pamp* ist eine so grosse, dass man wohl nicht zu kühn ist, wenn man annimmt, der Abschreiber habe dies *pamp* aus *pompe* entstellt, vielleicht, weil auch hier das Original durch Rost oder sonstwie beschädigt war.

Dies *pompe percas* „fünf Ruten" verlangt nun unweigerlich einen partitiven Genetiv mit der Bedeutung „agri". Da das Umbrische das Wort *ager* besitzt, so dürfen wir letzteres auch bei Oskern und Pälignern voraussetzen. Der Genetiv heisst somit *acreis*, mit *c* für *g*, wie sowohl in den pälignischen Inschriften überhaupt (cf. oben pag. 38), wie speziell in der in unseren *cnatois*. Oben (pag. 56) ergab sich, dass der Defekt zu Anfang der letzten Zeile etwa 7—8 Buchstaben ausmachte, derselbe würde also das *acreis* bequem aufnehmen können.

Damit ist unsere Deutung und Herstellung beendet, und ich fasse nur noch ihr Ergebniss jetzt zusammen. Der vollständige Text lautet also:

CASTIRICIA · PACIA · MINERVA
ĪNOM · EISAS · COMBRAIS · DATAS · PIO · SET · DONO
AD · TOVTAS · BRATOM · POMPE · PERCAS
ACREIS · SEFEI · INOM · SVOIS
CNATOIS

[castiri]cia · pacia · minerva
[inom · eisas · com]brạis · datas · pịọ · sẹṭ · dọṇ[o]
[ad · toutas ·] bratom · pọmp[e] · percạ[s]
[acreis ·] sefẹi · inom · suois
cnatois

und das heisst:

„Castriciae Paciae Minervae
et ejus cognatabus datae pio sunt dono
ex civitatis jussu quinque decempedae
agri sibi et suis
liberis."

Letzterer Ausdruck „für sich und ihre Kinder" ist etwas brachylogisch für „damit sie es besitzen für etc.", aber doch wohl kaum anstössig. Will man doch Anstoss daran nehmen, dann setze man hinter *agri* einen Punkt und nehme das *sibi et suis liberis* als Satz für sich, natürlich mit Ergänzung von *upsed* „fecit" (sc. hoc sepulcrum).

Nachdem durch die vorstehende Betrachtung der kleineren pälignischen Inschriften nun eine sichere Grundlage für die Sprache der Päligner gewonnen ist, trete ich jetzt an die Behandlung unseres sogenannten Weihgedichtes von Corfinium heran. Es scheint mir, da wegen der Fragmentierung der Inschrift ein Anhalt für die Konstruktion vorläufig fehlt, am zweckmässigsten, die Wörter derselben den Reihe nach in der Weise durchzunehmen, dass zunächst untersucht wird, ob die bisherige Deutung richtig oder falsch sei, und dann, in letzterem Falle, diejenige grammatische und lexikalische Bestimmung gegeben wird, die mir die richtige zu sein scheint.

Bevor man jedoch in diese Untersuchung eintritt, scheint es unumgänglich notwendig, erst die Natur des Zeichens Ð in unserer Inschrift festzustellen. Es herrscht bezüglich derselben keineswegs Einstimmigkeit, sofern Bücheler es durch *đ*, Bugge und Deecke durch ϑ wiedergeben. Den ersten Anhalt für die Bestimmung des Lautes geben uns, wie schon Bugge bemerkt, die gallischen sowie die lateinischen Inschriften gallischen Gebiets, in denen das gleiche Zeichen öfter sich findet. Gerade aus ihnen will Bugge den Schluss gewinnen, dass Ð = ϑ sei, aber Bugge stellt keine eigene Untersucung an, sondern reproduziert nur das Material und die Schlussfolgerungen von J. Becker (Kuhn und Schleichers Beitr. III, 207 sqq.), ebenso wie dieselben auch

von Zeuss-Ebel (Gramm. celt. ² 77.) im wesentlichen nur reproduziert sind (welche beiden Untersuchungen ich im folgenden der Kürze halber einfach durch Be. und Z.-E. bezeichnen werde).

Aber das Beckersche Material ist höchst unvollständig und verleitet infolgedessen, weil gerade die entscheidenden Formen fehlen, zu falschen Folgerungen. Bei der eminenten Wichtigkeit der Frage für die richtige Lesung und Deutung unserer corfinischen Inschrift hätte doch Bugge Zeit und Mühe daran wenden sollen, auf Grund vervollständigten Materials eine eigene Untersuchung zu führen. Da das aber bedauerlicherweise nicht geschehen ist, so wird es hier von mir nachgeholt werden müssen. Ich führe das Material in einer Anordnung vor, der bereits das sich ergebende Resultat zu Grunde liegt. In dieser Form schien mir die Sache am übersichtlichsten und kürzesten zu erledigen.

Das in Frage kommende Material ist nun das folgende:

1) Stamm *medu-* = altir. *mid*, neukymr. *medd*, korn. *medh*, bret. *mez* „berauschendes Getränk", woher kymr. *meddw*, korn. *medho*, bret. *mezo* oder *mezō* „betrunken" (Zimmer briefl.). Derselbe Stamm dient als Namenwort auch im Sanskrit und Altpreussischen, z. B. skr. *Madhubhadra*, *Madhumiçra* mit der Koseform *Madhuka* (Fick CLXXV.); altpreuss. *Pomede*, *Nomeda* mit den Kosenamen *Medeke*, *Medete* und *Medite*, *Medis* etc. (Bezzenberger, Altpreuss. Personennamen 38).

Der Stamm liegt vor in dem gallischen Namen *Medivixta* (Z.-E.) und den Koseformen *Medama* (CIL. V, 1. no. 980. 1428.), *Medussa* (ibid. 1. no. 4278; 2. no. 8896.).

Von diesem Stamme nun finden sich folgende Wechselschreibungen:

Medulius (CIL. III, 1. no. 3644.) und *Meddul.*, *Meddu.* (Be.), beides abgekürzt vor folgendem *fe.* = *fecit;*

Medsillus (CIL. V, 2. no. 5527.), *Messilus* (ibid. 1. no. 4536.), *Messilla* (CIL. III, 1. no. 1872. 1901. 3105. 3990.), *Mebillus* (CIL. III, 2. no. 6010, 142.) mit ⊕ als ϑ, *Meddillu* und *Meddil.* (Be.), letzteres abgekürzt;

Medsiec . . . (CIL. III, 2. no. 4936.), *Međdic* (ibid. 2. no. 6010, 141.);

Međđignatius (Be.), *Meddignatius* (Z.-E.); *Međđirius* (Be.), *Middirius* (Be.), welch letzteres Becker und nach ihm Bugge gleichfalls als *Miđđirius* geben, aber irrtümlich, denn Froehner (Inscr. terr. coct. vas.), dem das Beispiel entnommen ist, hat hier unter no. 1548. nicht den von no. 1542—1547. beigefügten Vermerk: „lineola in utraque littera d" (oder ähnlich).

Bei den Namen dieses Stammes haben wir also folgende Schreibungen im Wechsel mit einander: *d* mit *đđ; ds* mit *ss*, θ, *đđ; ds* mit *đd; đđ* mit *dd* (zwei Fälle).

2) Stamm *cado-*. gleicher Wurzel mit kymr. *cadr* „decorus", arem. *kaer* „formosus, pulcher", beide = gall. *cadrus* (Glück 6.) Diese letztere gallische Form liegt vor in dem Personennamen *Belatucadrus* (Glück 6.), von dem Stamme *cado-* aber kommt der Volksname der *Cadurci*.

Es bieten sich folgende Wechselschreibungen:

Casdianus (CIL. V, 1. no. 4957.) und *Cassianus* (ibid. no. 1971. 4337.);

Veliocasses, -ssi (Be.) und *Veliocaθi* (Be.) mit ⊖ als θ;

Cattharenses (Be.) und *Cađđarenses* (Be.)

Bei diesem Stamme wechseln also folgende Schreibungen mit einander: *sd* und *ss; ss* und θ; *tth* und *đđ*.

3) Stamm *rēdo-* = altir. **rīad* „Rad" in *dērīad* „bigae", *cethirrīad* „Vierrad", besondere Spezies Wagen, auf denen in den Texten der Heldensage besonders zu ehrende Gäste abgeholt werden; altir. *rīadaim* „fahren" (Zimmer briefl.).

Von diesem Stamme kommen der Volksname der *Redones*, der Stadtname *Eporedia* und der Personenname *Eporedorix*, *Eporedirix* (Glück 143 sqq.).

Es finden sich von demselben folgende Wechselschreibungen:

Redsomarus (CIL. III, 2. no. 4727.) und *Ressimarus* (ibid. no. 5469. 5496.), wo das *Ressi-* neben *Redso-* steht, wie soeben *Eporedi-* neben *Eporedo-(rix)*, und wie ähnlich

der Schlussvokal des ersten Kompositionsgliedes im Gallischen auch sonst wechselt;

Redsatus (ibid. no. 4753. 4962 a.) und *Ressatus* (ibid. 1. no. 3450.).

Es wechselt bei diesem Stamme also zweimal *ds* mit *ss*.

4) Stamm *tedo-* = bret. *téz* „corruption de l'air par les grandes chaleurs, disposition à la pourriture", wovon das Verbum *téza* „pourrir, s'altérer, en parlant des choses animales"; gleicher Wurzel ist auch altir. *teidm* (= **tedman*) „Pest, Pestilenz" (Zimmer briefl.).

Der Stamm liegt vor in dem weiblichen Personennamen *Teda* (CIL. V, 1. no. 5072.).

Von demselben findet sich folgende Wechselschreibung:

Tessignius (Be.) und *Teđđignius* (Be.). Hier wechselt also *ss* mit *đđ*. Gleiches Stammes ist *Teđđiatius* (Be.).

5) Stamm *geido-* unbekannter Bedeutung. Der Stamm liegt vor in *Con-gidia* (CIL. V, 1. no. 4049.) und, wie ich glaube, auch in dem Völkernamen der *Geidumni*, welches freilich Glück (103.) in *Gei-dum-ni* zerlegt. Allein die Formen kymr. *geifawr* = **geiomārus* und der Kosename *Geius* zwingen durchaus nicht zur Ansetzung eines Stammes *geio-*. Denn, wie für *bogio-* auch *boio-* geschrieben wird (cf. Fick LXXXII.), so kann auch *Geius* für **Geidius*, *geiomārus* für *geidiomārus* stehen. Ich glaube daher, dass *Geidumni* vielmehr in *Geid-umni* zu zerlegen sei und dasselbe Suffix zeige, wie z. B. *Gar-umna*.

Mit *đđ* haben wir diesen Stamm in *Geđđi*, *Billiceđđni* (Be.), letzteres mit *c* für *g*, wie nicht selten in gallischen Inschriften, z. B. *Devicnata* (CIL. III, 2. no. 6517.) neben *Devognata* (ibid. no. 5101.); *Andebrocirix* neben *Andebrogius* (Fick LXXXIII.) und sonst. Desselben Stammes ist *Congeistlus* (CIL. III, 2. no. 4887.). So ist klärlich die richtige Lesung. Das *t* ist die bekannte Lautbrücke zwischen *s* und *l*, und die Grundform heisst **Congeislus*, welches seinerseits wieder für **Congeidlus* steht. Es wechselt also bei diesem Stamme *đđ* und *s*.

Möglich ist, dass auch in den Personennamen *Volugesus*, *Gesorius*, *Gisacus* und dem Ortsnamen *Gesodunum* das *s* aus *đ*, *d* entstanden sei und somit unser Namensstamm *geido-* vorliege. Das in *Billi-cedđni* zu Grunde liegende *-gednos* lässt sich gleichfalls noch weiter verfolgen. Es erscheint in den Formen *Nitio-genna*, *Ad-ginnus*, *Con-ginna*, *Ad-ginnius*, *Ad-gennia* etc. (Fick LXXVII.), deren *nn* aus *dn* assimiliert ist und die somit mit den Bildungen auf *-genus*, *-genius*, wie *Cintu-genus*, *Cintu-gena*, *Uro-genius*, *Uro-genia* etc., die von Wurzel *gen* „gignere" herkommen, nichts zu thun haben.

6) Stamm *coudo-*, entweder = ir. *cuadh* „food" oder = kymr. *cudd* „gloom, hiding", Adj. „hidden, concealed", bret. *kûz* „cache, lieu secret, propre à cacher quelque chose; secrète, retraite" (Zimmer briefl.).

Den Stamm kann ich in Namen nicht direkt nachweisen, denn das *Cuda* in CIL. V, 1. no. 2708. ist falsche Lesung für *Secunda* (cf. Pietrogrande, Iscrizioni romane del museo di Este, no. 74.).

Wechselschreibung liegt vor in:

Cođđacatus (Be.) neben *Cudso* (CIL. III, 2. no. 5034.), *Cosso* (ibid. no. 5542.), *Cussa* (ibid. V, 1. no. 4891; 2. no. 8896.) und *Couso* (ibid. III, 2. no. 5104.).

Hier wechselt also *đđ* mit *ds* und *ss* (resp. *s*).

7) Stamm *prudo-* = mittelir. *crod* „Reichtum", kymr. *prydd* „Reichtum, Überfluss" (Zimmer briefl.).

Von diesem Stamm haben wir nur den einen Namen *Prudca* (Robert, Epigr. 95.), zu dem wechselnde Schreibungen, so weit ich sehe, nicht vorhanden sind. Natürlich steht *Prudca* für *Prudica*, denn es ist eine Bildung, wie *Casticus*, *Raurica* u. s. w. (Zeuss-Ebel[2] 806.), so dass also auch hier das *đ* zwischen Vokalen entstanden ist.

8) Stamm *bodio-* entweder, wenn *bōdio-*, zu altir. *būaid* „Sieg", kymr. *budd* „adventage, gain, profit", altbret. *bud*, oder, wenn *bŏdio-*, = altir. *buide*, *bude* „Dank", kymr. *bodd* „will, good will, consent" (Zimmer briefl.).

Der Stamm liegt vor in den Volksnamen *Bodiocasses* und *Teutobodiaci*, so wie in den Personennamen *Bodicus*, *Bodiccius* (Fick LXXXII.).

Wechselschreibung haben wir anscheinend in:

Segobodium (Glück 149.) und *Sebođđu* (Stokes in Bezz. Beitr. XI, 133.). Dass *Sebođđu* ein Name sei, glaubt auch Stokes. Es kann nach gallischen Lautgesetzen für *Segobodiu* (dat.) stehen. Dass es anscheinend ein Personenname ist neben dem Städtenamen *Segobodium*, thut natürlich nichts zur Sache.

Ist die Gleichsetzung richtig, so hätten wir hier *d* und *đđ* im Wechsel mit einander.

Bei den vorstehenden acht Wortstämmen ist das *d*, welches als solches durch die neukeltischen Formen gesichert wird, Wurzelauslaut. In den nunmehr folgenden Wortstämmen hingegen erscheint es im Suffix, worüber Zeuss-Ebel [2] 789 zu vergleichen. Diese Wortstämme sind:

9) Stamm *carad-*, gebildet wie *Orcades* (Plur.), zu altir. *cara* „lieben“ (Fick LXXIV.).

Hier haben wir mit Wechselschreibung die Namen:

Carassounius (Be.) und *Carađđouna* (Be.). Es wechseln also hier *ss* und *đđ*. Der gleiche Stamm liegt mit einfachem *đ* vor in *Carađitonu* (Be.).

10) Stamm *epadi-* = altir. Namen *Echaid*, *Eochaid* (Zimmer briefl.), gebildet wie *Saśadis* (Pauli, Altit. Forsch. I, 87 sq.) von *epo-* „Pferd“ = kymr. *ep*, altir. *ech* (Fick LXXII.).

Wechselschreibung ergiebt sich aus *Epasnactus* (Be.) und *Epađatextorigi* (Stokes l. c. 134.) und dem auf Münzen mehrfach begegnenden abgekürzten *Epađ* (Be.).

Es wechseln also hier *s* und *đ*.

11) Stamm *conedo-*, gebildet wie *esseda (-dum)*, *Tarvedum*, *Voreda*, von *cono-* = kymr. *cwn* „a head, a top, summit“ (Zimmer briefl.).

Der Substantivstamm liegt vor in den Namen *Conomaglus*, *Cunotamus*, *Cunobelinus* und der Koseform *Conatius*, *Cunatius* (Fick LXXV.).

Vom Stamme *conedo-* kommt der Name *Coneđđi* (Be.), zu dem es Formen mit wechselnder Schreibung nicht giebt.

12) Stamm *melido-*, gebildet wie *druidae, Ravidus, Sabidi,* von *meli-* = altir. *mil,* kymr. *mel,* korn. *mel,* bret. *mel* „Honig" (Zimmer briefl.).

Hier haben wir Wechselschreibung in: *Melissus* (CIL V, 2. no. 7018.), *Melissa* (CIL. III, 1. no. 2185; 2. no. 4977.), *Melisa* (ibid. no. 5635.) und *Meliđđius* (Stokes l. c. 136.). Die Formen mit *ss* sind nach Fundort und Kontext der Inschriften gallisch, nicht griechisch.

Hier haben wir also im Wechsel *ss (s)* und *đđ,*

Ausser den vorstehenden Stämmen, in denen das *d* im Inlaut erscheint und als solches durch die neukeltischen Formen erwiesen wird, haben wir einen Fall, wo auch im Anlaut das *đ* für *d* erscheint. Dies ist der Fall in:

12) Stamm *deiro-* = altir. *dīr* „conveniens, congruus", kymr. *dīr* „certain, sure, necessary" (Zimmer briefl.).

Von diesem Stamme kommt der Name der Göttin *Đirona,* meist *Sirona* geschrieben (Be.), also Wechselschreibung von *đ* und *s.*

Einmal begegnet Wechselschreibung von *đ* und *s* auch im Auslaut, nämlich in *Abudođ* neben *Abudos* (Be.). Hier liegt aber jedenfalls ein Missbrauch vonseiten des Schreibers vor, denn *Abudos* ist die Grundform des Namens, wie die Namen *Abudius, Abudiăcum* (Zeuss-Ebel [2] 789.) darthun. Wie man nun sonst statt *đ* auch *s* in Wechselschreibung setzte, so setzte man hier einmal in Auslaut *đ* für das nominativische *s,* also an einer Stelle, wo ein *đ* gar nicht hingehörte.

Übersehen wir die vorstehenden Fälle in ihrer Gesamtheit, so haben wir in ihnen folgende Buchstabenwechsel: *d* mit *đđ* (2 Fälle); *ds* mit *ss,* ϑ, *đđ* (1 Fall); *ds* mit *ss (s), đđ* (1 Fall); *ds* mit *ss* (2 Fälle); *sd* mit *ss* (1 Fall); *ds* mit *đd* (1 Fall); *ss* mit ϑ (1 Fall); *ss (s)* mit *đđ,* vor Konsonanten und im Anlaut *s* mit *đ* (insgesamt 6 Fälle); *tth* mit *đđ* (1 Fall);

đđ mit *dd* (2 Fälle). Diese Zusammenstellung zeigt für jeden, der den Gang lautlicher Entwickelungen zu beobachten gelernt hat, völlig klar und sicher folgenden Sachverhalt: Der Grundlaut ist ein *d*. Dieses nimmt in bestimmten Lautlagen den Laut einer Affricata oder Fricativa lenis an. Da die Gallier hierfür in ihrem Alphabet kein Zeichen hatten, so halfen sie sich für die Lautbezeichnung teils durch Umschreibungen (*ds, sd, ss, s*), teils setzten sie einen ähnlich klingenden griechischen Buchstaben (θ) oder dessen Umschreibung (*tth*), teils endlich gaben sie die veränderte Aussprache des *d* durch einen diakritischen Strich zu erkennen (Đ), wobei, wie beim *ss*, Verdoppelung dieses Zeichens (ĐĐ und das wohl nur ungenau geschriebene vereinzelte ĐD) beliebt war. Statt dieses *đđ* erscheint weiter dann auch die Schreibung *dd*, die mir nur eine Vereinfachung von *đđ* zu sein scheint, wovon weiter unten die Rede sein wird. Weiter unten wird auch über die Herkunft des Zeichens Đ bei den Galliern eine Vermutung ausgesprochen werden. Der Laut dieses *d* also wird unter bestimmten Bedingungen modifiziert, und zwar in eine Affricata (oder Fricativa) lenis. Dass eine Affrikation stattfand, beweisen die Schreibungen *ds*, *sd* und *ss*, dass der Laut eine lenis war, die Schreibungen *ds* und *sd*. An der Identität der durch diese verschiedenen Schreibungen bezeichneten Namen kann angesichts der Formen *meddignatius* und *međđignatius; medulius* und *međđul., međđu.; medsillus, messillus, messilla, meθillus, međđillu, međđil.; medsiec* .... und *međđic; casdianus* und *cassianus; cattharenses* und *cađđarenses; veliocasses* und *veliocaθi; redsomarus* und *ressimarus; redsatus* und *ressatus; tessignius* und *teđđignius; carassounius* und *carađđouna; segobodium* und *sebođđu* (für *segobođđu*, wie *lutetia* für *lucotetia*); *sirona* und *đirona*, wo immer je ein und dieselbe Namensform deutlich vorliegt, nicht wohl gezweifelt werden, und es ist somit völlig klar, dass das *d* der ursprüngliche Laut sei.

Ob der Laut eine Affricata blieb (*ds* und *sd* sind phonetisch = *dδ*) oder ob er eine reine Fricativa wurde

(= ϑ), hängt davon ab, ob die Schreibung mit *ss* als mehr oder weniger genau anzusehen ist. In ersterem Falle hätten wir Fricativa, in letzterem eine Affricata vor uns. Mir persönlich ist letzteres wahrscheinlicher.

Die Bedingungen, unter denen diese Affrikation eintritt, sind deutlich ersichtlich: es geschieht zwischen Vokalen und vor *n*. Ob auch vor *c*, ist ungewiss, denn *prudca* wird (cf. oben pag. 74) mangelhafte Schreibung für *prudica* sein. Vereinzelt zeigt auch der Anlaut diesen Wandel (*đirona, sirona*), der Auslaut kaum, denn *abudođ* für *abudos* war eben missbräuchliche Schreibung, *epađ* neben *epasnactus* aber ist Abkürzung. Die ganze Erscheinung ist nichts anderes, als der Beginn der sogenannten infectio, wie sie die modernen keltischen Sprachen so stark ausgebildet haben, und es ist ganz besonders lehrreich, zu beobachten, wie die modernen britannischen Dialekte diese infectio des *d* bezeichnen: „*d* cambrica infecta scribitur hodie *dd; d* infecta cornica scribitur ʒ vel *th (dh, t)*, aremorica *z*“ (Zeuss-Ebel[2] 139. 142.), also dasselbe Schwanken und zum Teil sogar dieselben Mittel der Lautbezeichnung, wie im alten Gallischen. Es ist interessant, zu sehen, wie also diese infectio des *d* bereits bis in die altgallische Zeit zurückreicht, und dass auch die Bezeichnung des Lautes durch *dd* bereits in altgallischer Zeit anfängt sich anzubahnen.

Es ergiebt sich also hier mit vollster Sicherheit das gallische Ð als Zeichen für ein spirantisches oder halbspirantisches *d*, in der Aussprache dem neugr. δ oder einem *dδ* entsprechend.

Und zu eben demselben Ergebnis führt schliesslich auch die Betrachtung der graphischen Form des Buchstaben. Nachdem schon J. Becker (l. c. 210.) es für möglich gehalten, dass die Form Ð aus Θ entstanden sei, meint zwar Bugge (Altit. Stud. 64.): „Die Form Ð ist wohl jedenfalls eine Änderung des Theta, die dem Streben nach einer der römischen Schrift angemessenen Form ihren Ursprung verdankt.“ Der Grund ist aber absolut unstichhaltig. Wenn

die Formen O = *o* und Q = *q* der römischen Schrift nicht unangemessen sind, so sieht man nicht ein, weshalb dies denn eine Form ⊕ oder ⊖ gewesen sein soll. Ich kann also auch seiner Form nach das Zeichen Ð für nichts anderes halten als für ein D mit einem diakritischen Strich zur Bezeichnung der veränderten Aussprache. Dass in den alten italischen Alphabeten dergleichen diakritische Zeichen verwendet wurden, zeigen osk. ⊦ und V, umbr.-lat. 'S, lat. G.

Nachdem so die Bedeutung des Ð in den gallischen Inschriften festgestellt ist, haben wir uns der Betrachtung der pälignischen Formen selbst, in denen dies Zeichen erscheint, zuzuwenden. Es sind dies die Formen *petieđu, viđadu, çibđu, afđed.* In *petieđu* und *viđadu* erscheint das *đ*, wie man sieht, zwischen Vokalen, genau wie im Gallischen, in *çibđu* aber und *afđed* anscheinend vor Konsonanten, und zwar in *çibđu* nach einem tönenden, in *afđed* nach einem tonlosen. Dieser letztere Umstand ist befremdlich, denn zu *b* würde ein *dh*, zu *f* hingegen ein *th* der zu erwartende Laut sein, und er ruft die Vermutung wach, dass, wie in *fertlid* für *fertilid*, so auch in *çibđu* und *afđed* ein tonloser Vokal nicht mitgeschrieben sei und die Formen somit *çibiđu* (oder *çibeđu*) und *afiđed* (oder *afeđed*) lauteten. Ist diese Annahme richtig, dann werden alle vier Fälle gleichartig, sowohl unter sich, wie auch mit den gallischen, und eben hierin liegt wieder ein bestätigendes Moment für die Richtigkeit jener Annahme. Es würde sich damit das Ð als eine intervokalische Affektion eines anderen Lautes, vermutlich einer Muta, herausstellen.

An sich wäre es nun ja nicht unmöglich, dass sich in dieser Weise auch ein *t* zu ϑ könne gewandelt haben, aber es liegen doch Anzeichen vor, die dem widersprechen und vielmehr die Wandlung eines *d* in δ wahrscheinlich machen.

Da ist zunächst das Verhalten der pälignischen Inschriften selbst in bezug auf intervokalisches *t*. Äusserst zahlreich sind die Fälle, in denen ein solches erscheint, und nirgends zeigt sich die leiseste Spur einer Affektion desselben. Wir

haben es nicht bloss in den kleineren Inschriften in den Formen *aetate*, *saluta* (3 mal), *herclit* . . ., *salavatur*, *anceta*, *upsaseter*, *plauties*, *datas*, *bratom*, *cnatois*, — in *coisatens* vertritt das *t* ein *tt*, — sondern auch in unserer Inschrift selbst in *petieđu*, *omnitu*, *empratois*, *aetatu*, *firata*, *eite*, *deti*, und es bleibt völlig unerfindlich, weshalb ein und dasselbe Suffix, wie man annimmt, in *omnitu* und *aetatu* als *-tu*, in *petieθu* als *-θu* erscheinen solle. Ganz anders liegt die Sache mit dem intervokalischen *d*. Dies erscheint nur in den drei Namen *oviedis*, *vibedis*, *apidis* in den kleineren Inschriften und in dem *viđadu* und *dida* unserer corfinischen. Ausserdem findet sich einmal *popdis* mit elidiertem *i* für *popidis*. Es gab also ein intervokalisches *d* im Pälignischen, aber unsere Inschrift zeigt es nur in *viđadu* und *dida*. Vergleicht man die Formen *oviedis* mit *petieđu*; *popdis* mit *afđed*, *çibđu*, so wird man fast schon wie von selber zu der Annahme geführt, das Ɖ sei eine Affektion des *d* zwischen Vokalen, welche indessen nur in unserer Inschrift eben mit diesem besonderen Zeichen geschrieben wurde, während man sonst dafür das gewöhnliche D mit benutzte. Und diese Annahme findet dann ihre weitere Bestätigung durch das *viđadu* selbst. Die Stelle unserer Inschrift lautet *petieđu ip viđadu* .... *çibđu*, die Form auf *-du* steht also zwischen zwei Formen auf *-đu*. Da ist doch kaum dem Schlusse zu entgehen, dass alle drei Formen grammatisch gleich und das *-du* nur eine andere Schreibung für *-đu* sei. Liesse sich aber gar für diese abweichende Schreibung der Grund ersehen, so wäre damit fast sicher die Identität des *-du* mit dem *-đu* erwiesen. Dieser Grund ist aber deutlich ersichtlich. Er liegt offenbar darin, dass in *viđadu* auch die Wurzelsilbe mit *đ* schliesst. Es scheint sonach das Vorkommen des *đ* im Anlaut zweier aufeinander folgenden Silben nicht gestattet gewesen zu sein, so wenig, wie im Griechischen das Aufeinanderfolgen zweier mit θ anlautenden Silben. Wir hätten also in *viđadu* ein völliges Analogon zu gr. βουλεύθητι in bezug auf die Lautbehandlung; nur dass hier θ in τ, dort

đ in *d* sich wandelt. Es führt somit auch die Betrachtung der Form *viđadu* darauf, dass ϴ ein *đ*, nicht ein ϑ sei.

Auch dafür, weshalb *dida*, nicht *điđa* geschrieben sei, ist der Grund deutlich ersichtlich. Das *dida* ist eine reduplicierte Form, und in *da* steckt die Wurzelsilbe des Wortes. Das *d* von *da* steht also etymologisch im Anlaut und dieser Umstand wird die Affrikation verhindert haben trotz der, rein äusserlich gesprochen, intervokalischen Stellung eben dieses *d*. Damit dürfte dann also die Frage, ob ϴ = ϑ oder gleich *đ* sei, zu Gunsten des letzteren entschieden sein, und ebenso auch die lautliche Geltung des Zeichens als eines zum Spiranten gewordenen *d*, wie neugr. δ, also eines dem weichen *s* ähnlichen Lautes, aber mit rein dentaler Artikulation. Es hat somit Bücheler in bezug auf die Deutung des Zeichens ϴ im wesentlichen recht behalten; wenn er es nun aber weiter dem umbr. ꟼ gleichsetzt, so musste das doch erst noch besonders untersucht werden, denn daraus, dass beide Zeichen einen modifizierten *d*-Laut bezeichnen, folgt noch keineswegs, dass nun das ϴ dem umbr. ꟼ auch lautlich gleichwertig sei, oder dass beide unter denselben Bedingungen entstehen. Dass die Aussprache des umbr. ꟼ eine andere gewesen sei, als die des gall. ϴ, lässt sich unschwer nachweisen durch die verschiedene Umschreibung beider Laute, gall. *ds, sd, ss, đđ*, neuumbr. *rs*, jenes also klärlich ein affriciertes *d*, dieses ein *r*-artiger Laut. Derartige *r*-ähnliche Laute entstehen in der That aus *d*, wie z. B. das mecklenburgisch-neuvorpommersche Platt jedes intervokalische *d* in ein rein linguales *r* umwandelt. Und dass ein *r* sich mit einem Zischlaut zu einem Doppellaut verbinden könne, zeigt andererseits die Aussprache von poln. *rz*, böhm. *ř*. Es wird also das umbr. ꟼ in der That eine durch *rs* leidlich genau bezeichnete Aussprache gehabt haben, was auch dadurch bestätigt wird, dass statt *arsveitu* und *arsfertur* auch *arveitu* und *arfertur*, andererseits *acersoniem* und *acesoniame, atripursatu* und *atripusatu* nebeneinander, also statt *rs* einmal blosses *r*, das andere Mal blosses *s* geschrieben ist. Zum

Unterschiede von dem gallisch-pälignischen *đ* bezeichne ich diesen davon verschiedenen umbrischen Laut durch ∂.

Und wie die Aussprache, so sind auch die Entstehungsbedingungen beider Laute nicht ganz dieselben. Im Umbrischen entsteht ∂ zunächst ausnahmslos aus intervokalischem *d*, und zwar ist das „ausnahmslos" nach beiden Seiten hin zu verstehen: es giebt kein umbr. *d*, welches nicht zwischen Vokalen in ∂ überginge — und es giebt kein umbr. ∂ zwischen Vokalen, welches nicht aus *d* entstanden wäre. Die Ausnahmen nach beiden Seiten hin sind nur scheinbar. Es finden sich vier neuumbrische Formen mit intervokalischem *d*: *tesedi, coredier, tuder, padellar*. Die ersten beiden liegen auch altumbrisch vor als *tenzitim, kureties*. Ebenso findet sich der Name der Stadt *Tuder*, der mit dem *tuder* „finis" der iguvinischen Tafeln identisch ist, auf den Münzen derselben (Fabr. no. 84.) in einheimischer Schrift stets als *tutere*, und *padellar* entspricht, wie allgemein angenommen, dem lat. *Patellae*. Hier ist also *t*, nicht *d*, der Grundlaut, und dieser ist neuumbrisch zu *d* gesunken, wie sonst nach *n* und vor *r*, z. B. in *ander, adro* u. s. w. Das wird insbesondere klar dadurch, dass die Form *totcor*, Grundform *toticor*, Ableitung von *tota* „civitas", auch *todcor* geschrieben wird.

Andererseits finden sich einige Fälle, in denen man angenommen hat, dass ∂ nicht aus *d*, sondern aus *r* oder *l* hervorgegangen sei. Ursprung aus *r* ist behauptet worden für *sufe∂aklu* und *fe∂ehtru* (Bücheler, Rhein. Mus. n. F. XXXIII, 284.), welche von Wurzel *fer* abgeleitet sein sollten, aber Bücheler selbst (Umbrica 155.) hat dies widerrufen, „quoniam in locum *r* litterae cur substituta sit ∂ explicari nequit". Und in der That ist es völlig unstatthaft, diesen Wörtern eine Etymologie anzudichten, die einen sonst im Umbrischen nirgend nachweisbaren Lautwandel voraussetzt. Da ihre Bedeutung unbekannt ist, so ist ein Versuch, dieselbe auf etymologischem Wege zu finden, ja an sich gerechtfertigt, aber eine solche Etymologie kann nur von einer Wurzel *fsd* ausgehen.

Nicht minder zu verwerfen ist die Annahme, dass ð aus *l* entstanden sei. Diese Annahme ist gemacht worden bei den Formen *fameðias, pumpeðias, kaðetu, uðetu; pupðiçe, tribðiçu,* welche der Reihe nach dem lat. *familiae, Pompiliae* oder *Quintiliae; calato, oleto; publico,* **triplicio* gleichgesetzt worden sind. Aber diese Deutungen sind zum Teil wenig gesichert, zum Teil beweisen sie nicht den genannten Lautübergang. Zunächst ist in der Wendung *tekvias fameðias pumpeðias* (tab. IIb, 1. 2.) doch ganz deutlich *tekvias* („decuriae?") das Substantiv, von dem das vorhergehende *tekuries* eine anscheinend adjektivische Ableitung ist, die beiden gleichgebildeten Formen *fameðias pumpeðias* aber sind Adjektiva, die zu *tekvias* gehören, gebildet mit *-eðis* = lat. *-idius,* einer Weiterbildung von *-idus (frigidus, calidus* etc.). Das *fameðias* gehört entweder zu lat. *fama* und bedeutet dann „nobilis" oder zu osk. *faamaum* „wohnen" und heisst dann „ansässig"; *pumpeðias* kommt natürlich von demselben Stamme, wie die Familiennamen *Pompeius, Pompilius, Pomponius* u. a., und leitet auf ein Substantivum *pompus* oder *pompa,* dessen Bedeutung nicht klar ist, welches aber zu gr. πομπή doch wohl kaum gezogen werden darf.

Ebensowenig liegt Übergang von *l* zu ð vor in den Formen *pupðike, -çe* (dat.), *pupðikes, -çes, pupðçes* (gen.), die Bücheler dem lat. *publicus* gleichsetzt. Diese Gleichsetzung hat an nichts einen Halt. Die Form *pupðiks* erscheint ausschliesslich als Beiwort oder Beiname des Gottes *puemuns,* und dieser kann natürlich ebensogut auch jeden beliebigen anderen Beinamen als „publicus" gehabt haben. Da *m* und *n* vor Konsonanten sehr oft nicht geschrieben werden (cf. *apentu* neben *ampentu, kupifiatu* neben *kumpifiatu; persutru* neben *persuntru, iveka* neben *ivengar* etc.), so scheint es mir, als ob *pupðiks* mit dem soeben besprochenen *pumpeðias* eines Stammes sein werde und somit, für **pu(m)p(e)ðiks* stehend und einem lat. *pompidicus* entsprechend, gleich jenem *pumpeðias,* eine Weiterbildung eines einem lat. **pompidus* gleichkommenden Adjektivs sei.

Die Form *tribðiçu* (tab. Va, 9.) ist als „quasi triplicio" (Bücheler 220.) hingestellt worden. Der Ablativ dieses Substantivs findet sich neuumbrisch in der Schreibung *tribrisine* (tab. VIa, 54.). Aus dem *r* dieser Form folgt aber gar nichts. Schon Bechtel (Bezz. Beitr. VII, 3.) hat sie mit Recht eine „Unform" genannt, und in der That ist das *r* statt *rs* entweder ein blosser Schreibfehler, oder man liess der Konsonantenhäufung halber das *s* fort. Das Substantiv *tribðiçu* ist eine normale Ableitung eines Adjektivums **tribðiks* und dies zeigt deutlich die gleiche Bildung, wie das soeben besprochene **pupðiks,* steht also für *tribeðiks* und ist mit dem Doppelsuffix *-edicus* gebildet, so dass als Stamm das *trib(o)-* übrig bleibt, worin das Zahlwort „drei" allerdings stecken kann, aber ebenso gut auch ein Wort anderer Bedeutung.

Ferner leitet Bücheler (202.) die Form *arsir* (tab. VIa, 6. 7.) von einem Stamme *aðio-* ab und setzt diesen = lat. *alio-,* ersteres mit Recht, letzteres nicht. Ich glaube, dass dieses *aðio-* nicht zu trennen ist von dem anderen *aðio-,* welches vorliegt in den mehrfach sich wiederholenden Formen *arsie* (voc.), *arsier* und *asier* (gen.) dem man die Bedeutung „sanctus, pius" giebt. Und mit dieser reichen wir auch für die fraglichen beiden Stellen völlig aus. Die Stellen lauten: *neip mugatu neip arsir andersistu* „er [der Augur] soll weder schwatzen noch die Andächtigen unterbrechen [sc. in ihrer Andacht, ihrem Gebet oder dgl.]" und *sue mujeto fust ote pisi arsir andersesust* „wenn geschwatzt ist oder irgendeiner die Andächtigen unterbrochen hat". Das ist ein völlig sachgemässer Sinn.

Von diesem Stamme *aðio-* ist kaum zu trennen das *aðmune Juve patre* (tab. IIb, 7.), wo Bücheler das *aðmune* ebenfalls dem lat. *almoni* gleichsetzt. Da auch *arsie* als Anrede an einen Gott gebraucht wird, genau wie „sancte" bei den Römern, so steht durchaus nichts im Wege, auch das *aðmune Juve patre* durch „sancto Jovi patri" zu übersetzen. Seiner Form nach geht dies *aðmune* zurück auf einen Stamm *aðmo-,*

wie er vorliegt in den Substantivformen *arsmor* (nom. plur.) *arsmo* und *asmo* (acc. plur.), der davon abgeleiteten Adjektivformen *arsmatia(m)* und *aꝺmune* (tab. II b, 7.), und den gleichfalls davon abgeleiteten Verbalformen *arsmahamo* (tab. VI b, 56.) und *armanu* (tab. I b, 19.), letzteres aus *aꝺmanu* verschrieben, wie Bechtel (Bezz. Beitr. VII, 3.) mit Recht annimmt. Dieses *aꝺmo-* unterscheidet sich von *aꝺio-* nur durch das Suffix, und es liegt keinerlei Grund vor, der uns zwänge oder der es auch nur zuliesse, beide Formen von einander zu reissen und *aꝺmo-* auf *almo-* zurückzuführen.

Dass *kaꝺetu* (tab. I b, 33.), *kaꝺitu* (tab. III, 21.), *carsitu* (tab. VI a, 17; VII a, 43.) die Bedeutung „appellato" habe, wird wohl richtig sein, aber dass es deshalb nun dem lat. *calato*, gr. καλείτω entsprechen solle, das ist eine Folgerung, die in nichts begründet ist. Oben (pag. 66) fanden wir ein osk. *cadeis* mit der wahrscheinlichen Bedeutung „appellationis", und da im Oskischen Übergang von *l* in *d* unerhört und auch bisher von niemandem behauptet ist, so ergiebt sich eine italische Wurzel *cad* „appellare", zu der allerdings auch lat. *calare* gehören kann; wenn aber dies, dann liegt Lautwandel von lat. *d* in *l*, nicht von umbr. *l* in ꝺ vor.

Ähnlich liegt die Sache mit *uꝺetu*. Dasselbe kommt vor in den beiden Stellen *pir persklu uꝺetu* (tab. III, 12.) und *esunu uꝺetu* (tab. IV, 30.), wo es heissen soll „oleto, adoleto" (Bréal 293., Bücheler 154.). Aber diese Bedeutung ist keineswegs gesichert. Dem Sachzusammenhange der Stellen nach lässt sich ebensogut übersetzen: „ignem cum precatione aspergito" und „rem divinam aspergito", wobei insbesondere die letztere Stelle zu beachten ist, bezüglich deren auch Bücheler (170.) annimmt, dass in ihrem weiteren Verlaufe von dem Auslöschen der Opferglut durch Einsprengen der *puni* genannten Opferflüssigkeit die Rede sei. Ist diese meine Deutung richtig, dann ist die Wurzel von *uꝺetu* als *ud* anzusetzen, wie sie noch erhalten ist in lat. *unda*, kaum jedoch in *ūdus* „feucht" und dem davon abgeleiteten *udare* „befeuchten", denn jenes ist doch wohl sicher aus *uvidus* kon-

trahiert. Die genaue sprachliche und sachliche Parallele aber haben wir zu unserem *uðetu* dann noch im Ṛgveda, wo das bei den sakralen Besprengungen mit den Opferflüssigkeiten (*ghṛtá* „Schmelzbutter“, *ándhas* „Somasaft“) gebräuchliche Verbum gleichfalls von Wurzel *ud* herkommt.

Es hat sich somit herausgestellt, dass kein umbrisches ð aus *r* oder *l* entstanden ist, sondern dass dasselbe ausnahmslos aus *d* hervorgeht, und da sich ebenso herausstellte, dass es kein umbrisches *d* giebt, welches nicht zwischen Vokalen in ð überginge, so ist also zunächst nach beiden Seiten hin der Satz bewiesen, dass im Umbrischen intervokalisches *d* ausnahmslos zu ð werde.

Ob ð auch vor Konsonanten sich entwickelt habe, ist zweifelhaft. Geschrieben zwar findet sich ein ð vor Konsonanten nicht selten, aber es fragt sich, ob dies ð wirklich vor Konsonanten entstanden sei, oder ob nicht vielmehr das bereits vorhandene ð erst nach Ausfall eines Vokals an den folgenden Konsonanten herangerückt sei, so dass es also ursprünglich gleichfalls ein intervokalisches war. Dass im Umbrischen unbetonte Vokale ausfielen oder in der Schrift nicht bezeichnet wurden, ist bekannt, und so sind denn in der That auch in mehreren Fällen zwischen ð und dem folgenden Konsonanten Vokale ausgefallen. So haben wir z. B. statt des sonstigen *pupðiçes* einmal (tab. IV, 26.) auch die Schreibung *pupðçes*, so steht mit voller Sicherheit der Imperativ *teðtu* für *teðetu*, der schwache Partizipialkasus *teðte* (tab. Va, 7.) für *teðete*. Ebensowenig liegt natürlich eine Entwickelung vor Konsonanten da vor, wo Zusammensetzung mit der Präposition *að* stattgefunden hat, wie *aðveitu*, *aðputrati* etc. Hier bestand das ð schon vor der Zusammensetzung und der folgende Konsonant ist schuldlos daran. Zu den Formen dieser Art gehört auch *neiðhabas* (tab. IV, 33.), welches aus *nei aðhabas* entweder verschrieben oder zusammengezogen ist. Bei dieser Sachlage ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch in den wenigen noch übrigbleibenden Fällen — es sind die Formen *nuðpener*, *etuðstamu*, *meðs* und

die verschiedenen Ableitungen des schon oben erwähnten Stammes *aðmo-* — gleichfalls entweder ein Vokal ausgefallen sei oder Komposition stattgefunden habe.

Ich beginne die Untersuchung mit der Form *nuðpener* (tab. V a, 13.). Die Stelle lautet: *nuðpener prever pusti kastruvuf*, und bald hinterher (tab. V a, 17 sq.) heisst es: *numer prever pusti kastruvuf*. Das sieht etwas verdächtig aus, und A.-K. (II, 327.) halten daher das *nuðpener* für „monströs" und „unzweifelhaft verschrieben". Wenn nicht die Schriftzeichen zu weit ablägen, könnte man am einfachsten an ein Verschreiben aus *numer* selbst denken. Bréal (241.) geht auf die Wortform nicht ein, Bücheler (32.) sagt: „*nuðpens* ad litteram si interpretaris, *nullipendus* est". Schwerlich richtig, solange nicht der Nachweis geführt ist, dass umbr. ð = lat. *ll*. Wenn das Wort richtig überliefert ist, so steckt darin allerdings wohl ein Kompositum und *nuðpener* stände somit für *nuði-pener*, so dass also auch hier das ð zwischen Vokalen aus *d* entstanden wäre. Im ersten Teile des Wortes könnte vielleicht **novidus*, Weiterbildung von *novus*, stecken (an *nūdus* „nackt" oder *nōdus* „Knoten" ist schwerlich zu denken), im zweiten liegt vielleicht wirklich eine Ableitung von *pendo* vor, so dass das Ganze Bezeichnung einer Münze wäre.

Dem *etuðstamu* (tab. I b, 16.) steht in lateinischer Schrift *eturstahmu* (tab. VI b, 53.) gegenüber. Bechtel (Bezz. Beitr. VII, 3.) nimmt an, ersteres sei aus *eturstamu* verschrieben, trennt in *e-turs-tamu* und setzt dies einem lat. **ex-torritamino* gleich. Das ist nicht unwahrscheinlich, alsdann aber liegt hier überhaupt kein ð, sondern echtes *rs* vor.

Dass *meðs* ein vokalischer Stamm sei, hat bereits Bréal (88.) sicher nachgewiesen, und es ist somit auch hier das ð intervokalischen Ursprunges. Es bleibt endlich von den Fällen, in denen ð vor Konsonanten sich geschrieben findet, noch der Stamm *aðmio* mit seinen Ableitungen übrig. Die ersteren sind bereits oben (pag. 84 sq.) aufgezählt worden. Dass sie mit *arsie*, *arsier*, *asier* eines Stammes seien, hat

gewiss richtig schon Bücheler (202.) gesehen. An sich wäre es daher wohl möglich, dass *aðmo-* für ** aðimo* stände und somit das ð auch hier ein ursprünglich intervokalisches wäre, aber andererseits sieht doch *aðmo-* wie eine primäre Wortbildung aus, und es ist daher die Möglichkeit zuzugeben, dass auch vor Nasalen *d* zu ð sich habe entwickeln können.

Es ergiebt sich somit nur dieser einzige Fall, in dem ein ð möglicherweise als vor Konsonanten entstanden angesehen werden könnte. Dass Nasale eine gewisse Neigung haben, vorhergehende Dentalen zu assibilieren, ist ja auch sonst bekannt, cf. z. B. gr. ᾆσμα für ᾆδμα; ὀσμή für und neben ὀδμή; altlat. *triresmos* (CIL. I, no. 195.) „dreiruderig" für *triredmos,* weiterhin *triretmos*; *pesna* (Fest. pag. 205. 209.) „Feder" für *pedna,* weiterhin *petna.*

N a c h Konsonanten hat sich ð aus *d* gleichfalls nicht entwickelt, in einigen Fällen zwar scheinbar, aber eben doch nur scheinbar. Es sind dies die schon oben (pag. 83 sq.) erörterten Formen *pupðiks* und *tribðiçu,* für welche sich ebendort bereits der Ausfall eines Vokals vor ð ergeben hat. Es ist also auch in ihnen das ð ein ursprünglich intervokalisches.

Es fragt sich weiter, ob *d* im Auslaut zu ð geworden sei. Hier haben wir nur die Präposition *að.* Dass sie dem lat. und gall. *ad* entspreche, ist selbstverständlich. Man könnte zweifeln, ob hier das *d* zu ð geworden sei, als die Präposition noch einen auslautenden Vokal hatte, den sie, wie lat. *ab, ob, sub,* aller Wahrscheinlichkeit nach einmal gehabt hat, doch glaube ich das kaum. Der Vokal war wohl schon vor der Trennung der altitalischen Stämme geschwunden, und die Umwandlung zu ð ist daher erheblich jünger. Alle anderen auslautenden *d* des Umbrischen sind abgefallen, sowohl in sämtlichen Ablativen, wie im Neutrum der Pronomina, z. B. *estu* (tab. IIb, 23.). Nur einmal findet sich im neutralen Pronomen vor einer Enklitika das *d* gewahrt und zwar als ð, nämlich in *eðek, erse.* Es k a n n ja auch hier das ð durch die Stellung zwischen Vokalen bedingt sein, aber es kann ebensogut auch schon vorher vorhanden

gewesen sein. Es scheint mir also, als ob auslautendes *đ* zuerst in ∂ sich wandelte und dann völlig abfiel, mit Ausnahme eben unseres *a∂*, welches indes, wenn es suffigiert wird, gleichfalls das ∂ häufig genug abwirft, wie in *asama, tertiama* etc.

Dass anlautendes *d* zu ∂ geworden sei, muss ich bestreiten. Zwar liest man die eine der kleineren umbrischen Inschriften von Tuder bekanntlich als *ahaltrutitis∂unum∂e∂e,* also das Zeichen ꟼ als ∂. Das aber halte ich für durchaus unrichtig. Das umbrische ꟼ muss ursprünglich — das oskische Я, dessen unterer Strich, wie beim römischen R, nur spätere diakritische Zuthat ist, beweist es — das reine *d* bezeichnet haben. Es wird der Untersuchung bedürfen, wann die Aspiration desselben eingetreten sei, auf unserer Inschrift von Tuder war sie es bestimmt noch nicht. Die Form der Buchstaben, insbesondere die des *h* als ⊟, beweist, dass dieselbe sehr alt ist, viel älter als die iguvinischen Tafeln mit ihrem ʘ, und dadurch gewinnt man das Recht, in ihr das ꟼ noch als *d,* nicht ∂, anzusetzen und somit *dunum dede,* nicht *∂unum ∂e∂e,* zu lesen.

Es ergiebt sich demnach, dass umbr. ∂ nur zwischen Vokalen, vielleicht vor Nasalen und im Auslaut entsteht, während gall. *đ* ausserdem auch (cf. pag. 78) vereinzelt im Anlaut, nicht aber im Auslaut, sich bildete.

Es stellt sich somit heraus, dass umbr. ∂ und gall.-päl. *đ* sowohl der Aussprache, wie den Bedingungen nach, unter denen sie entstehen, sich nicht völlig decken, obgleich andererseits nicht geleugnet werden kann, dass beide doch auch wieder darin, dass sie einen affrizierten Laut darstellen und dass sie ganz besonders zwischen Vokalen entstehen, eine enge Verwandtschaft zeigen.

Es ist im Vorstehenden stillschweigend angenommen, dass gall. und päl. Ɵ identisch seien. Der direkte Beweis hierfür wird sich allerdings kaum führen lassen, aber andererseits ist es doch wohl wenig wahrscheinlich, dass beide Völker unabhängig von einander das gleiche Zeichen erfunden hätten.

Da nun unsere pälignische Inschrift erheblich älter ist, als die gallischen, so ist doch wohl folgender Sachverhalt am wahrscheinlichsten. In italischen Dialekten — ausser dem pälignischen möglicherweise auch noch in anderen — hatte sich ein assibilierter *d*-Laut entwickelt, für den man das Zeichen Ð erfand. Ein gleicher assibilierter *d*-Laut hatte sich auch im Gallischen entwickelt. Nachdem man sich eine Zeitlang abgemüht hatte, ihn durch allerhand Umschreibungen (cf. oben pag. 77) darzustellen, lernte man schliesslich, vermutlich durch italische Steinmetzen, denen das Zeichen Ð von den Dialektinschriften her bekannt war, eben dieses Zeichen kennen und verwandte es nunmehr auch für den entsprechenden gallischen Laut. Dass die Gallier das gleiche Zeichen aus sich selbst heraus noch einmal erfunden haben sollten, dünkt mich weniger wahrscheinlich.

Durch vorstehende Untersuchung dürfte nunmehr die Geltung des Ð als *đ*, nicht als ϑ, endgültig festgestellt sein.

Nunmehr wende ich mich zur Besprechung der einzelnen Formen der Inschrift von Corfinium.

In der ersten Zeile liest man nur noch *ịṛạçọṃ*, welches schon Dressel und de Nino, wie oben (pag. 5) besprochen, zu *pracom* richtig ergänzt haben, und ihnen hat sich dann weiter Huschke angeschlossen unter Hinweis auf das umbr. *tertiame praco pracatarum* (tab. VIa, 13.). Da, wie sich alsbald ergeben wird, unsere Inschrift auch sonst vielfach Ausdrücke mit den iguvinischen Tafeln gemein hat, so scheint mir die Richtigkeit dieses *pracom* nicht bezweifelt werden zu können. Das umbr. *praco* ist seiner grammatischen Form nach verschieden erklärt worden: Aufrecht-Kirchhoff (II, 79.) halten es für den Genetiv Pluralis eines Substantivums *prax*, ebenso Bücheler (48.), während Bréal (58.) daneben auch den Akkusativ Singularis für möglich hält. Gerade das von ihm selbst herangezogene *stahmei stahmeitei* der iguvinischen Tafeln aber macht es wahrscheinlicher, dass auch in *praco pracatarum* beide Wörter der gleiche Kasus, also Genetiv Pluralis, seien. Was nun die Bedeutung anlangt, so

steht das Wort zwischen lauter Örtlichkeitsangaben, *ebetraf-e, ooserclom-e, presoliaf-e, vasirslom-e, smursim-e, tettom-e, carsom-e, randem-e, pertom-e,* durch welche die *tuderor totcor* „die Gemeindegrenzen" bestimmt werden, ein Wort immer noch dunkler als das andere. Aber gerade unser *prax* scheint bestimmbar. Bücheler vergleicht lat. *compescere* und *dispescere,* die romanischen Formen *parco, parc, parque* und das deutsche *pferch.* Letzteres ist übrigens nicht so dunkel seiner Herkunft nach, wie Bücheler meint, sondern einfaches Lehnwort von derselben mittellateinischen Form, der auch die genannten romanischen Wörter entstammen. Da lat. *com-pesco, dis-pesco,* wie bekannt, für *-perc-sco* stehen, *e* aber nur Kompositionalschwächung für *a* ist, so ergiebt sich eine Wurzel *parc-* „hegen", zu der natürlich auch lat. *parco* mit seiner übertragenen Bedeutung „sparen" (cf. plattdeutsch *up-hegen* „aufsparen, aufbewahren") gehört. Die auch in anderen indogermanischen Sprachen sich findende gleiche Wurzel weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es wird also umbr. *tertiame praco pracatarum* zu übersetzen sein durch „bis an den dritten der eingehegten Hage". Mit diesem umbr. *prax* „Hag" also wird das *pracom* unserer Inschrift identisch sein, doch ist es nicht notwendig derselbe Kasus, wie umbr. *praco(m).* Ja, erwägt man, dass im Oskischen der Akkusativ Singularis der konsonantischen Stämme auf *-om* endigt, während der Genetiv Pluralis die Endung *-um* zeigt und dass auch im Pälignischen, wie der augenscheinliche Genetiv Pluralis *semunu* in unserer Inschrift (cf. weiter unten) zeigt, die Endung *-u(m)* hat, so wird es wahrscheinlicher, dass auch unser *pracom* Akkusativ Singularis sei. Über den Satzzusammenhang, in dem dies *pracom* sich findet, lässt sich natürlich nichts aussagen, da der ganze Schluss der Zeile in Länge von 50 cm durchaus nicht mehr lesbar ist und hinter dem *pracom* nur noch der nachfolgende Buchstabe in einer verstümmelten Gestalt erhalten ist, die es nicht mehr möglich macht, zu entscheiden, welcher Buchstabe es sei.

Das nächste Wort ist *usur*. Es steht am Zeilenanfang, und wir wissen daher nicht, ob es vollständig ist. Wenn es vollständig ist, kann es allerdings = lat. *uxor* sein. Die Endung lat. *-or* lautet, wie im Oskischen, päl. *-ur* nach Ausweis von *salavatur* = lat. *Salvator* (Zw. no. 25.), intervokalisches *x* aber konnte, wie im osk. *nesimum*, zu *s* werden, wogegen auch das *lexe* unserer Inschrift (cf. weiter unten) keinen Einspruch erhebt. Auch neben dem weibl. *pristafalacirix* würde der Bedeutung nach ein *uxor* gut passen, vielleicht in der allgemeineren Bedeutung des lat. „matrona".

Natürlich ist dann auch das *usurs* der neuen oskischen Bleitafel das gleiche Wort und bedeutet, was schon Bréal, wie so vieles, richtig gesehen hat, „uxores". An „osores" ist wegen der Assibilation weder oskisch, noch pälignisch zu denken (cf. oben pag. 51).

Das *pristafalacirix* ist (formell richtig) als = lat. *praestabulatrix* gleichfalls von Bréal (Rev. arch. 1877, 414.) gedeutet worden, dem sich Bugge und Deecke angeschlossen haben. Ob es aber, wie man annimmt, nun „antistita" bedeute, das ist nicht so ganz sicher und muss jedenfalls noch erst untersucht werden. Es ist doch nicht als ohne weiteres gesichert anzusehen, dass ein denominatives *pristafalaum* gleiche Bedeutung mit *praestare* habe. Dass ein Substantivum *staflom* im Kultus der Italiker vorkam, zeigen die Iguvinischen Tafeln. Hier haben wir zunächst (tab. Ia, 30 sq.) eine Stelle, die überliefert ist als *enuk suđum pesuntrum feitu stafli iuvesmik vestiça afiktu*, und sodann hierzu die neuumbrischen Parallelstellen (tab. VIb, 37. 39. 40.): *pesondro staflare nertruco persi fetu; — enom vestisiam staflarem nertruco persi sururont erus dirstu; — enom pesondro staflare persome, pue persnis fust, ife endendu, pelsatu.* Das *stafli iuvesmik* der ersten Stelle ist ohne Zweifel verschrieben. Das erkennen alle Herausgeber an, nur in der Art der Heilung weichen sie von einander ab. Aufrecht-Kirchhoff (II, 215.) lesen direkt

statt *stafli iuve* das *staflare* von tab. VI., ebenso Bréal (144.), während Bücheler (75.) in *staflii uve* „stabularem ovem" ändert. Letztere Änderung ist zwar die minder gewaltsame, scheint mir aber sachlich nicht genügend begründet, wie denn an anderer Stelle (218.) auch Bücheler selbst die Möglichkeit, dass *staflare* in jenen Formen stecke, zugiebt. Ich schliesse mich daher der Lesung der anderen Gelehrten an. Dass der *suđs persunter* und die *vestiçia*, welche den Zusatz *staflaris* zeigen, zu opfernde Gegenstände seien, haben schon A.-K. gesehen, und das *feitu*, *fetu*, sowie das *dirstu* lassen in der That keinen Zweifel daran. Welche Gegenstände aber im einzelnen es seien, das ist bis jetzt nicht enträtselt. A.-K. bringen gar keine Vermutung vor, Bréal übersetzt *suđum pesuntrum* durch „struem ferctum", *vestiça* durch „libum", Bücheler lässt *persunter* und *vestiçia* unübersetzt, erklärt aber *suđs* durch „suillus". Letzteres ist, wie ich glaube, weder sprachlich, noch sachlich haltbar. Sprachlich bleibt das đ unerklärt, sachlich ist der ganz offenbare Gegensatz des *personder staflaris* und des *personder sorsalis* (tab. VIb, 39.), der *vestišia staflaris* und der *vestišia sorsalis* (tab. VIb, 38.) nicht genügend gewürdigt, auf den Bréal (148.) mit Recht aufmerksam macht. Dieser Gegensatz wird besonders scharf gezeichnet dadurch, dass die Handlungen mit den durch *staflare* bezeichneten Gegenständen *nertruco* („am linken") *persi*, die mit den durch *sorsale* bezeichneten hingegen *destruco* („am rechten") *persi* vorgenommen werden.

Da es, abgesehen vielleicht von dieser Scheidung des Opfers nach links und rechts, wovon nachher, an sachlichen Anhalten, soweit ich sehe, fehlt, so bleibt uns als einziges Mittel der Bedeutungsbestimmung die Etymologie, obgleich in diesem Falle A.-K. meinen: „Auch die Etymologie hilft uns nicht weiter." Ich bediene mich der etymologischen Methode, mit der ja in den letzten Jahren ein geradezu unglaublicher Unfug getrieben ist, nur ungern, aber hier, wo eben die anderen Hülfsmittel versagen, bleibt nichts weiter übrig. An sich ist ja freilich auch die etymologische Methode

da, wo die genealogische Stellung der betreffenden Sprache gesichert ist, ein durchaus legitimes Forschungsmittel, zumal wenn die allgemeine Bedeutung der zu untersuchenden Wörter, wie in unserem Falle, gegeben ist.

Das *staflare* ist an sich klar als Ableitung von *staflom* = lat. *stabulum*, aber die spezielle Bedeutung eben dieses *staflom* wird durch den Gegensatz des *sorsale* erst zu finden sein. Formell würde *sorsale* dem lat. *sodalis* zu entsprechen scheinen. Aber die Lautlehre erhebt dagegen Einspruch, sofern *sodalis* wahrscheinlich zu skr. *svadhā* „Sitte, Gewohnheit" gehört und somit die *sodales* die „consuetudine conjuncti" sind, wobei zu beachten, dass das *so-* von *sodalis* und das *sue-* von *suetudo* dasselbe Wort sind. Ist aber diese Etymologie die richtige, dann würde das dem lat. *sodalis* entsprechende Wort umbr. *sofalis* lauten, da *dh* zu *f* wird, nicht zu *d*. Wir müssen uns deshalb für umbr. *sorsale* nach einer Wurzel umsehen, die mit *d*, nicht mit *dh*, schliesst. Bréal (148.) hat an *sedeo* gedacht und in *staflaris*, als zu *sta* „stehen" gehörig, dazu den Gegensatz sehen wollen. Aber das wird misslich dadurch, dass *staflaris* doch zunächst mit Sicherheit auf ein Substantivum *staflom* zurückgeht. Da lat. *stabulum* zunächst „Standort, Wohnort, Herberge" heisst, so passt ein Gegensatz „sitzen", wie mir scheint, durchaus nicht; man würde vielmehr einen Gegensatz „expeditio, peregrinatio" erwarten. Und der scheint mir in dem *sorsale* in der That zu liegen, denn das dem *sorsale* zu Grunde liegende Substantivum *suđs* entspricht genau dem gr. ὁδός, welches unter anderen ja auch die Bedeutung „Abreise" hat. Ich glaube daher, dass der *persondr staflaris* ein Opfer für die „Heimkehr", der *sorsalis* hingegen für den „Auszug" war, sei es eines einzelnen Wanderers, sei es des iguvinischen Heerbannes. Dazu stimmt es, dass die fragliche Opferhandlung vor dem Thore geschieht, *post verir Vehier*, und zwar der *staflar*ische Teil *nertruco* („am linken") *persi*, der *sorsal*ische *destruco* („am rechten") *persi*. Der Ausziehende hat eben die entgegengesetzte Richtung wie der Heimkehrende. Dass überhaupt

sakrale Handlungen für Auszug und Heimkehr stattfanden, braucht wohl nicht erst besonders bewiesen zu werden. Wenn doch, so genügt es wohl, an die häufigen lateinischen tituli sacri zu erinnern, die *pro itu et reditu* gestiftet wurden (z. B. Wilmanns, Ex. I, no. 72.).

Ist diese Deutung richtig, dann hat die Benennung des zu opfernden Gegenstandes, des *suðs persunter,* mit dem Adjektiv *sorsalis* schwerlich gleiche Herkunft. Es sieht allerdings sehr verführerisch aus, beide Wörter mit einander in Verbindung zu bringen, teils wegen der Verbindungen *stahmei stahmeitei* (tab. VI a, 5. 18.), *praco pracatarum* (tab. VI a, 13.), vielleicht auch *vestisia vestis* (tab. VI b, 6.), in denen in der That zwei Wörter gleiches Stammes mit einander verbunden sind, teils und insbesondere auch deshalb, weil einmal der Ausdruck *pesondro sorsom* (tab. VI b, 24.) dem Ausdruck *pesondro sorsalem* (tab. VI b, 39.) direkt zu entsprechen scheint. Aber es ist eben doch nur Schein. An der ersteren Stelle ist lediglich von dem zu opfernden Gegenstande selbst, dem *suðs persunter,* die Rede, und die beiden Wörter sind nur umgestellt; in der zweiten Stelle hingegen wird von den beiden Arten des *suðs persunter,* der auch kurzweg *persunter* heisst (cf. A.-K. II, 215.), geredet und diese beiden Arten als *sorsale* und *staflare* von einander geschieden. Es folgt also für die Zusammengehörigkeit der beiden Wörter *suðs* und *sorsalis* aus obigen Stellen nicht das geringste. Wohl aber scheint mir daraus, dass der *suðs* sowohl ein *sorsalis,* wie ein *staflaris* sein kann, zu folgen, dass *suðs* und *sorsalis* nicht gleichen Ursprunges sind, denn *sorsalis* und *staflaris* sind zweifellos Gegensätze, es würden also auch *suðs* und *staflaris* einen Gegensatz bilden, und dennoch sollte letzteres ein Attribut des ersteren sein können. Das ist mir nicht glaublich. Ich glaube daher, dass in dem *sorso* und *sorsale* nur ein Beispiel jener mnemotechnischen Hülfsmittel vorliegt, von denen weiter unten die Rede sein wird und die wir gerade in unserer Stelle (tab. VI b, 37—43.) aufs reichlichste angewandt finden, wie z. B. in *persi* . . . *perso* . . . *pers-*

nimu . . . *pe(r)sondro* . . . *persi persome* . . . *persi* . . . *pe(r)sondro* . . . *persome* . . . *persnis* . . . *pe(r)sondro* . . . *pe(r)snis* . . . *porse pe(r)sondrisco* . . . *pe(r)snis* . . . *persnimu*, wo aber die angeführten Formen sehr verschiedener Abstammung sind und auch das *rs* verschiedenen Ursprunges ist. Ganz genau ebenso verhält es sich meines Erachtens mit der in demselben Passus erscheinenden Wortreihe *sorso* . . . *sorsalir* . . . *sorso* . . . *sorsalem* . . . *serse* . . . *sersitu* . . . *serse* . . . *serse*. Auch hier liegen Wörter ganz verschiedener Abkunft vor, und so wenig etwa *persondro* mit *persnis* etymologisch verwandt ist, so wenig *sorsale* mit *sorso*.

Sind obige Erörterungen richtig, so lässt sich *sorsalis* etwa durch „itinerarius", *staflaris* aber durch „domiciliaris" übersetzen, und das *staflom*, wovon das Wort abgeleitet ist, hat also die Bedeutung von „domicilium, Unterkunft". Von diesem *staflom* aber kommt zunächst ein Verbum **staflaum* = lat. *stabulare*. Das lateinische Verbum hat sowohl intransitive, wie transitive Bedeutung. Für das umbrisch-pälignische Verbum aber scheint mir letzteres angenommen werden zu müssen, denn *pristafalacirix* ist seiner Form nach ein Nomen agentis und solche werden, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch vorwiegend von transitiven Verben gebildet. Es würde demnach ein Verbum **staflaum* bedeuten „jemandem Unterkunft geben, **staflatur* aber „der jemandem Unterkunft giebt" und hierzu wäre *-stafalacirix* das Femininum. Wem das Unterkommen gewährt wird, das zeigt der Gegensatz des *sorsalis*, nämlich demjenigen, „qui ex itinere venit". Dadurch scheint sich *staflom* mit dem lat. *stabulum* zu berühren, wenn es „Gasthaus" heisst, und dies wieder mit *hospitium*, wie denn Plinius (ep. 6, 19, 4.) direkt *pro hospitio aut stabulo* sagt. Es entspricht daher das *stafalacirix* dem gr. ξενίζουσα. Das *pri-* davor kann doppelt gedeutet werden, entweder im Sinne einer „princeps" oder aber die *usur pristafalacirix* ist eine προξενίζουσα, d. h. eine „matrona, quae hospites publicos (hier wohl templi) excipit".

Die folgenden beiden Worte *prismu petiedu* scheinen durch ihre gleiche Endung als zusammengehörig gekennzeichnet zu sein. Diese Endung kann nicht die des Nom. Sing. Fem. sein, denn dieser endigt auf a (pag. 19); dass es aber eine Kasusendung sei, ist nach ihrem Habitus doch wohl sicher. Man (Bugge, Deecke) hat zwar *petiedu* als Verbalform fassen und = lat. *petito* setzen wollen, ist aber den Nachweis schuldig geblieben, wieso neben dem *-tu* in *aetatu* hier *-du* erscheinen könne, und ebenso ist das *ie* wohl von Bugge zu erklären versucht, aber in Wirklichkeit doch nicht erklärt.

Es wird weiter unten dargethan werden, dass die durch Allitteration verbundenen Wörter unserer Inschrift grammatisch zusammengehören. Wir haben also auch unser *pristafalacirix prismu petiedu* grammatisch zusammen zu konstruieren. Schon daraus würde das *prismu petiedu* als ein Genetiv Pluralis wahrscheinlich werden, diese Wahrscheinlichkeit aber wird nahezu zur Gewissheit durch das *sacaracirix semunu* in Zeile 4. Der Parallelismus beider Konstruktionen — auch das *sacaracirix semunu* allitteriert — ist unmittelbar in die Augen fallend. Das *semunu* aber ist Genetiv Pluralis, denn *sacaracirix semunu* bedeutet zweifellos „sacratrix Semonum“, und daraus folgt denn auch *prismu petiedu* als ebenderselbe Kasus.

Es fragt sich nun, was die Wörter bedeuten. Der Stamm *prismo-* wird von Bücheler, Bréal, Bugge, Deecke übereinstimmend = lat. *prīmo-* gesetzt, und es ist in der That möglich, dass letzteres, wie schon Pott wollte, aus *prismo-* entstanden sei. Dann hiesse also *prismu* „primorum“.

Schwieriger ist die Form *petiedu*. Bei Oskern, Sabellern und Umbrern spielt das Suffix *-do-* eine viel grössere Rolle, als im Lateinischen, wo es im wesentlichen nur die zu Verben der zweiten Konjugation gehörenden Adjektiva, wie *pallidus, horridus* etc., bildet. Bei den Umbrern ist uns dasselbe bereits oben (pag. 83 sq.) in mehrfachen Weiterbildungen

begegnet, bei den Oskern und Sabellern aber ist es, mit *-io-* weitergebildet, ein sehr beliebtes Gentilsuffix. So haben wir osk. *epidiis, húsidiis, púpidiis, maak(i)diis, Caisidis,* lat.-osk. *Epidius, Popidius, Pumidius, Alfidius, Fufidius, Poppaedius;* sab. (päl.) *oviedis, vibedis, apidis, popdis,* lat.-sab. *Aufidius, Caesidius, Lucidius, Titidius, Turpidius, Atiedius, Anaiedius, Novelledius.* Unter diesen mit *-dius* gebildeten Gentilnamen findet sich auch der Name *Petiedius* (Mur. 1270, no. 3.), und ihn finde ich in unserem *petiedu* wieder, indem ich annehme, dass, wie gall. *-boddu* für *-bodiu* stand (oben pag. 75), so auch *petiedu* für *petiediu,* indem *di* zu *d* sich assibilierte. Es bedeutet somit *prismu petiedu* „primorum Petiediorum". Das *prismu* „primorum" könnte entweder im Sinne von „priscorum" oder von „principum, nobilium" zu verstehen sein. Erwägt man, dass es in der oskischen Inschrift Zw. no. 112. ausdrücklich zweimal *mi(n)nieis kaisillieis minateis ner* „Minii Caesellii Minatii (filii) nobilis" heisst, so ist auch in unserer Inschrift die Bedeutung „nobilium" wohl die wahrscheinlichere. Möglich oder vielleicht wahrscheinlich, dass die prismus petiedus ein Priesterkollegium waren, wie die umbrischen frater atiieđius, und dass die usur pristafalacirix eine Beamte dieses Kollegiums war, wie der ađfertur ein solcher der Atiedischen Brüder.

Das *ip* ist natürlich = osk. *íp* (Zw. 136, 34.), welches man dem umbr. *ife,* lat. *ibi* gleichsetzt. Diese Gleichsetzung ist lautlich unmöglich. So gut es osk. *puf* „ubi", päl. *ecuf* „hic" heisst, so gut muss dem umbr. *ife,* lat. *ibi* ein osk.-päl. *if* entsprechen, aus denen nach den oskisch-pälignischen Lautgesetzen nimmermehr *ip* hervorgehen konnte. Es entspricht das *ip* vielmehr genau dem skr. *ápi* „bei", gr. ἐπί, und die Stelle der Bantina *pert viam ... pai íp íst* bedeutet „trans viam ..., quae ἔπεστι", „welcher daranliegt", nämlich an dem fanum Herculis *(herekleís fíisnú)* und seinen Mauern *(feíhúis).* Die getrennte Schreibung *íp · íst* hat bekanntlich ihre Parallelen im älteren Latein und beweist natürlich nichts gegen diese meine Deutung. Wie sich in unserer Inschrift

das *ip* „ad" in die Satzkonstruktion füge, das kann erst bei Untersuchung des Gesamtinhaltes erörtert werden.

In bezug auf das nun folgende *viđadu* fallen zunächst durch die veränderte Lesung die bisherigen Deutungen „viderat" (Bücheler), „videat" (Bréal), „vitta" (Bugge, Deecke), in sich zusammen. Grammatisch scheint *viđadu* dieselbe Form zu sein wie das voraufgehende *petieđu* und das ..*çibđu* der folgenden Zeile, sofern oben (pag. 80) gezeigt wurde, dass *viđadu* wahrscheinlich aus *viđađu* dissimiliert sei. Es würde also, wie *petieđu* für *petiediu*, so für *viđadiu* stehen und einer lateinischen Form **vidadiorum* entsprechen, gebildet mit dem gleichen Suffix, wie gr. ὀρθάδιος, οὐράδιος.

Für die lexikalische Bestimmung bieten sich auf italischem Boden lat. *video* und *di-vido*. Aber letzteres ist sofort auszuschliessen, denn in ihm ist, wie skr. *vidh* „leer werden" mit seiner Ableitung *vidháva* „verwitwet" = lat. *viduus* zeigt, *d* aus *dh* entstanden, *dh* aber wird oskisch, und also sicher auch pälignisch, zu *f*, wie dies z. B. skr. *mádhja* = lat. *medius* = osk. *mefiïs* darthun. Sollte sich also eine zu *divido* gehörende Form im Pälignischen finden, so müsste sie nicht *viđadu*, sondern *vifađu* lauten. Es bliebe somit für die Herleitung von *viđadu* nur lat. *video* übrig, wo ja das *d* ein echtes ist. Direkt auf *video* könnte unsere Form nicht zurückgehen, das verbietet das *a* im Suffix. Eben dieses *a* wegen leitet die Form zunächst auf ein Substantiv *viđa*. Dies könnte nun allerdings mit *video* ein und derselben Wurzel sein und etwa das „Wissen" bedeuten, so dass die *viđadus* die „Wissenden" wären.

Aber es bieten sich auch noch andere Möglichkeiten. Rituelle Wörter, ja sogar ganze Wortgruppen halten sich oft viele Jahrhunderte lang. Es ist mir das zwar bei anderer Gelegenheit einmal bestritten worden, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Schon das einzige lat. *credo* = skr. *çrád dádhāmi* (cf. Altit. Stud. IV, 74.) würde zum Beweise dafür genügen. Ein solcher alter ritueller Ausdruck kann auch in dem *viđadu* stecken.

Natürlich würden wir, um das festzustellen, unseren Blick über die italischen Sprachen hinaus auf den weiteren Kreis der anderen indogermanischen Sprachen richten müssen, und da finden wir nun zwei Wörter, zu denen unser *viđadu* gehören könnte. Zuerst giebt es im Ṛgveda ein Substantiv *vidátha* „religiöse Festversammlung" und ein davon abgeleitetes Adjektiv *vidathía* „für das Opferfest geeignet, festlich". Diesem Adjektiv könnte unser *viđadies* entsprechen, sei es nun, dass das pāl. *d* des Suffixes direkt dem skr. *th* entspreche, oder, was mir wahrscheinlicher ist, beide Bildungen nur im Wurzelteil verwandt, in der Ableitung aber verschieden seien. Dann würde *viđadies* auf ein Substantivum **viđa* „Opferfest" zurückgehen.

Die zweite Möglichkeit der Erklärung bietet got. *vitōþ* „νόμος, Gesetz, Gebot", dem ahd. *wizōd* „Gesetz; Sakrament, insbesondere heiliges Abendmahl" entspricht. Auch zu diesem Worte könnte unsere Form, obwohl im Suffixe abweichend, in der Bedeutung recht wohl gehören, so dass sie etwa „sacralis" bedeutete. Dann würde sie also nahezu dasselbe bedeuten, wie bei Anschluss an das skr. *vidátha,* wie denn in der That auch wohl das indische und das gotische Wort nahe mit einander verwandt sind. Welche von diesen verschiedenen Möglichkeiten die wahrscheinlichste sei, lässt sich erst im Zusammenhange des Ganzen ersehen.

Das nun folgende Wort konnte nach den Buchstabenresten sowohl *çibđu,* wie *ẹibđu* gelesen werden, letzteres indessen nur, wenn man auch den Mittelstrich noch ergänzt, was aber leicht möglich ist. Es findet sich auf den Iguvinischen Tafeln (tab. IV, 23) ein Wort *kebu,* und dieser Umstand macht es wahrscheinlicher, dass man auch in unserer Inschrift *çibđu* zu lesen habe, nicht *ẹibđu.*

Es wird sich nun fragen, was dieses umbr. *kebu,* pāl. *çibđu* heisse. Aufrecht-Kirchoff (II, 410.) nehmen *kebu* zweifelnd, Bücheler (168.) getroster als = lat. *cibus,* während Bréal (305 sqq.) es unerklärt und unübersetzt lässt. Dass

im Umbrischen *kebu*, nicht *çebu* geschrieben ist, würde wohl nach der Schreibung *pupðikes* neben *pupðiçes* zu beurteilen sein und die Gleichsetzung mit *cibus* kaum stören. Auch dass *kebu* irgend einen zu opfernden Gegenstand bezeichne, ist nach dem Zusammenhang der Stelle durchaus wahrscheinlich, aber grade die Bedeutung „cibus" scheint mir reichlich allgemein, indessen weiss ich selbst nichts besseres an ihre Stelle zu setzen, da in der That lat. *cibus* das einzige vergleichbare Wort ist, welches die italischen Sprachen bieten. Ist dies richtig, so würde die pälignische Form *çibđu* einem lat. **cibidiorum* entsprechen (über den Ausfall des Vokals zwischen *b* und *đ* cf. oben pag. 79 sq.), als dessen Bedeutung etwa „zur Speise geeignet" anzusetzen sein dürfte. Sind die gegebenen Erklärungen der beiden Formen *viđadu* und *çibđu* richtig, so würde sich zwischen ihnen ein vortrefflicher Gegensatz ergeben, sofern sie bedeuteten „der für das Opferfest geeigneten" und „der für die häusliche Nahrung (man vgl. die Bedeutung des lat. *cibarius*) geeigneten". Worauf beide Genetive sich bezogen, lässt sich an dieser Stelle noch nicht feststellen.

Das nun folgende *omnitu* soll also mit gr. ὄμνυμι zusammenhängen (Bugge, Deecke), welches man ja auch in dem famosen *úmbn|avt* der Censorinschrift von Bovianum (cf. darüber Altit. Stu. II, 87. 99 sqq.) hat wiederfinden wollen. Es hätte näher gelegen, zu versuchen, ob es sich nicht an italisches Sprachgut anschliesse. Formell dazu stimmende italische Wörter giebt es in grösserer Anzahl: lat. *omnis* „ganz", welches ich auch in dem osk. *úmbn[ím]* der Censorinschrift von Bovianum erschlossen habe (Altit. Stu. II, 101.); lat. *omen* „Vorzeichen"; lat. *ōmentum* „Fetthaut"; umbr. *umen*.

Verleitet durch die uns nun schon mehrfach entgegengetretene grosse Übereinstimmung des Wortschatzes unserer Inschrift mit dem der Iguvinischen Tafeln, könnte man zuerst geneigt sein, unser *omnitu* mit umbr. *umen* zusammenzubringen. Aber weder die Bedeutung des letzteren scheint

sich in unsere Stelle zu fügen, noch ist *omnitu* seiner Form nach ohne weiteres mit *umen* zu vereinigen.

Das umbr. *umen* lässt sich aus den Stellen (tab. IIa, 19. 34. 38; IIb, 19.), in denen es erscheint, seiner allgemeinen Bedeutung nach mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Es hängt zweimal von *fertu* „ferto" ab und wird daselbst neben einer Reihe anderer Gegenstände genannt, die teils *(pune, vinu)* Opfergaben, teils *(mantrahklu, veskla, berva)* Opfergeräte sind. Eins von beiden ist also auch *umen* schon hiernach sicher. Aus den weiteren Stellen aber folgt, dass es eine Opfergabe, und zwar wahrscheinlich eine Opferflüssigkeit sei. Diese lauten: *umne sevakni persnihmu* „. . . . sollemni precator" und *puni pesnimu, vinu pesnimu, une [*für *umne] pesnimu* „posca (oder lacte) precator, vino precator, ... precator". Hier ist deutlich das *umen* das dritte im Bunde mit der *puni* und dem *vinu*. Eben dieses dritte heisst statt *umen* auch *utur* in der Parallelstelle *sviseve fertu pune, etre sviseve vinu fertu, tertie sviseve utur fertu* „in . . . . ferto poscam, in altera . . . . vinum ferto, in tertia utur ferto". Der Parallelismus des *utur* mit dem *umen* ist so gross, dass man nicht, wie Bücheler thut, *umen* durch „unguen", *utur* aber, welches er dem gr. ὕδωρ gleichstellt, durch „aqua" übersetzen darf. Beide Wörter sind vielmehr ganz unzweifelhaft einer Wurzel und nur im Suffix verschieden. Um zu der Bedeutung zu gelangen, werden wir die Wörter in Wurzel und Suffix zu zerlegen haben. Bei *umen* ist die Zerlegung in *u-men* selbstverständlich, bei *utur* kann man zweifeln, ob es *u-tur* oder *ut-ur* sei. Letzteres Wort ist ein Neutrum. Da es nun lateinische Neutra auf *-ur*, wie *ebur, fulgur* giebt, so hat anscheinend eine Zerlegung in *ut-ur* viel für sich und auch die Gleichsetzung mit ὕδωρ ist recht verlockend. Aber sie ist in Wirklichkeit doch nicht zulässig, denn, da umbrisches intervokalisches *d* ausnahmslos (cf. oben pag. 82 sq.) zu ∂ wird, so müsste das Wort umbr. *u∂ur*, nicht *utur* lauten. Da nun eine Wurzel *ut* sonst in den italischen Sprachen nicht existiert, so wird man doch von der Zerlegung in *ut-ur* Abstand

nehmen und das Wort als *u-tur* auffassen müssen, eine Wortbildung, wie lat. *i-ter*, nur mit verdumpftem Vokal im Suffix. Dann haben wir also in beiden Wörtern, *umen* und *utur*, nur das *u* als Wurzelbestandteil und werden damit auf lat. *uv-eo, uv-idus* hingeführt. Auch lat. *ū-m-eo, ū-m-or* und *ū-m-idus* sind sicherlich desselben Stammes und gehen auf eine Grundform **ū-mo-* zurück, welche neben umbr. *u-men* steht, wie z. B. lat. *rūma* neben *rūmen* „Brust". Es bedeuten demnach umbr. *umen* und *utur* zweifellos dasselbe, wie lat. *umor*, und es ist ja immerhin möglich, dass es rituelle Bezeichnungen des Wassers gewesen seien, wenn auch oben die formelle Gleichheit mit gr. ὕδωρ abgewiesen werden musste.

Des gleichen Stammes mit den obigen Wörtern ist auch der umbrische Imperativ *umtu*, wie er vorliegt in den Stellen *spina umtu, umne sevakni persnihmu* (tab. II b, 38.) „. . . . . umectato, umore sollemni precator" und *ereçlu umtu* (tab. IV, 13.) „. . . . . umectato". Beide Stellen sind in ihrem ganzen Aufbau sehr ähnlich und an der Bedeutung des *umtu* kann wegen der unmittelbaren Verbindung mit dem folgenden *umne* kein Zweifel sein. Mit diesem *umtu* könnte nun an sich *omnitu* völlig identisch sein, denn *umtu* kann nach umbrischen Lautgesetzen sehr wohl für **umnitu* stehen. Ähnliche Beispiele lautlicher Zusammenziehung sind in den umbrischen Imperativen sehr zahlreich. „La conjugaison forte supprime la voyelle qui en latin vient se placer entre le thème et la désinence", sagt Bréal (358.) mit Recht, und Formen, wie *tetu* für *teditu*, *sestu* für *sestitu*, *ustentu* für *ustenditu*, *feitu* für *façitu*, *adveitu* für *advehitu* sind ganz ähnlich, wie *umtu* für *umnitu*. Demnach könnte *omnitu* sehr wohl gleich umbr. *umtu* sein. Zwar befremdet auf den ersten Blick das *o*, erwägt man aber, dass die Grundform von umbr. *umen*, lat. *ūmeo* doch wohl sicher **ou-men, *ou-meo* war, so ist eine Kontraktion in *ō* ebensogut möglich, wie in *ū*. Zusammenziehung eines *ou* in *ō* finden wir pälignisch auch in dem oben (pag. 32) behandelten Namen *obelies*.

Diese Gleichsetzung des *omnitu* mit umbr. *umtu* scheint noch dadurch besonders empfohlen zu werden, dass die letztere umbrische Stelle, in der das *umtu* sich findet (tab. IV), von der Darbringung des persunter handelt, als dessen eine besondere Art wir oben den staflaris kennen lernten, und einige Zeilen später den Satz *kebu sevakni persnihmu* hat. Diesen drei Wörtern *staflaris, umtu* und *kebu* entsprechend hat unsere pälignische Inschrift anscheinend die drei Vokabeln *pristafalacirix, omnitu* und *çibdu*. Das ist in der That äusserst verlockend, aber dennoch glaube ich nicht, dass *omnitu* zu umbr. *umen* und *umtu* gehöre. Teils scheint mir eine Bedeutung „umectato" nicht recht in den Zusammenhang unserer Stelle zu passen, teils auch macht die Form Schwierigkeiten. Das umbr. *umen* ist mit Sicherheit — der Ablativ *umne* beweist es — ein neutraler *n*-Stamm. Diese aber bilden in den italischen Sprachen (cf. lat. *nomino, il-lumino, fulmino*) ihre abgeleiteten Verba nach der *ā*-Konjugation, nicht nach der dritten, wie es der Fall sein müsste, wenn umbr. *umtu* aus *umnitu* hervorgegangen sein sollte. Diese Schwierigkeit ist so gross, dass sie für mich die Verbindung des *omnitu* mit den genannten umbrischen Wörtern unmöglich macht.

Bei dieser Sachlage werden wir uns daher nach einer anderen Erklärung des *omnitu* umsehen müssen, und sie liegt glücklicherweise nahe genug zur Hand. Fassen wir das *omnitu* als *omnītu*, so werden wir fast von selbst auf lat. *omnis* geführt. Von dem *i*-Stamm *omni-* ist ja die Derivation nach der vierten Konjugation durchaus normal (cf. *partīre, sortīre, mollīre, lenīre* u. s. w.) Da ein osk. *úm(b)nis* = lat. *omnis* mit ziemlicher Sicherheit von mir nachgewiesen ist (cf. oben pag. 101), so hat die Annahme der entsprechendem Form auch für das Pälignische keinerlei Bedenken. Ich habe früher (Altit. Stu. II, 100 sq.) in *omnitu* ein Adverb von *omnis* sehen wollen, aber ich war damals bezüglich des Inhaltes unserer Inschrift auf einer anderen Fährte und halte

jene Erklärung nicht mehr aufrecht. Damit ist aber eine Herleitung von *omnis* überhaupt noch nicht ausgeschlossen. Es könnte *omnitu* heissen „soll versammeln" oder „der versammelten", je nachdem es Imperativ oder Partizip wäre. Beides kann es sein, denn in unserer Inschrift kann sowohl schliessendes *-d* und *-t* (cf. weiter unten *firata* und *dida*), wie schliessendes *-m* (cf. *prismu petiedu* und *semunu*) abfallen, und so hat denn auch in der That Bugge die Form als Partizip „votum", Deecke als Imperativ „obsecrato" übersetzt. Ich halte also die Form *omnitu* für eine Verbalform der vierten Konjugation. Welche der beiden genannten es sei, kann sich erst aus dem Zusammenhang ergeben.

Sind diese bisherigen Deutungen richtig, dann vermisst man ein Objekt zu *omnitu*. Dasselbe kann nur in dem verlorenen Teile der Inschrift, vermutlich, da . . . *çibdu* zu Anfang unserer Zeile noch Genetiv ist und dasselbe Suffix wie *petiedu* zeigt, also auch wohl zu letzterem zu konstruieren sein wird, noch vor dem *usur* gestanden haben. Dem Sinne nach hätte man etwa „civitatem" oder „populum" zu erwarten, päl. also *toutam, poplom*.

Die auf das *omnitu* folgenden drei Wörter *uranias ecuc empratois* sind völlig klar. Das *uranias* kann nichts anderes sein, als der Genetiv von *urania* = gr. Οὐρανία, das *empratois*, wie osk. *embratur* = lat. *imperator* beweist, nichts anderes als der Ablativ Pluralis von *empratom* = lat. *imperatum*. Nach der Analogie zahlreicher römischer Inschriften, wo von dem *ex imperio, ex jussu* ein Gottesname abhängt, werden wir auch hier beide Wörter verbinden und das *uranias empratois* durch „ex imperio Uraniae" zu übersetzen haben. Lexikalisch klar ist auch das *ecuc*, sofern es von dem Pronominalstamm *eco-* mit angehängtem *-c* herkommt, der aus den oskischen Inschriften hinlänglich bekannt ist und auch in unserer Inschrift selbst in dem *ecic* der sechsten Zeile sich findet; grammatisch aber kann die Form *ecuc* an sich viererlei sein, entweder Neutrum „hoc" oder Ablativ „hōc" oder Genetiv Pluralis „horum" oder Ortsadverb „hūc".

Im Zusammenhang unserer Stelle wird man sich freilich für das letztere zu entscheiden haben, denn *ecuc* ist klärlich von *omnitu* abhängig, indem die zusammengehörenden Satzglieder alternierend geordnet sind *omnitu urnias ecuc empratois*. Grade dies *ecuc* „hūc“ macht die Deutung des *omnitu* als „congregato“ sehr wahrscheinlich, denn wir würden hier in derselben Weise, wie es lateinisch heisst *convenire in aliquem locum*, das Verbum *omnitu* mit der Frage Wohin? konstruiert finden.

Nunmehr wende ich mich zu dem die vierte Zeile beginnenden *.lisuist*, welches nach dem Buchstabenreste vor dem *l* sowohl zu *elisuist*, wie zu *alisuist* ergänzt werden konnte. Bisher hatte man, gestützt auf die nicht ganz genaue Lesung Dressels (cf. oben pag. 6), die Form *elisuist* der Erklärung zu Grunde gelegt und dies durch „(ex)solutum est“ (Bücheler, Bugge) resp. „elisa (j. e. emollita) est“ (Deecke) erklärt. Die zur Begründung dieser Erklärungen vorgebrachten Ansichten, bei denen auch das gar nicht existierende *lîisd* der Censorinschrift von Bovianum (cf. darüber meine Altit. Stu. II, 87. 109.) eine Rolle spielt, stehen mit der oskisch-pälignischen Lautlehre und Wortbildung in einem so schroffen Widerspruch, dass ich mir eine eingehende Widerlegung glaube ersparen zu können und nur in aller Kürze darauf hinweisen will, dass 1) osk.-päl. *tt* und *dt* nicht zu *s* wird (cf. oben pag. 51); 2) das pälignische Femininum auf *-a*, nicht auf *-u* endet (cf. oben pag. 19); 3) dass ganz allgemein italisch (cf. osk. *teremnatust*; altlat. *falsust, maestast, optumumst*, päl. *pros* oben pag. 50) das *e* der Formen von *esse*, wenn sie sich enklitisch anfügen, schwindet.

Allen diesen unannehmbaren Erklärungen gegenüber war wieder Bréal auf der richtigen Spur, wenn er (Rev. arch. 1877, 414.) in der Form ein Futurum exactum sehen wollte. Da sich uns nun schon mehrfach die Übereinstimmung unserer Inschrift mit den Iguvinischen Tafeln in bezug auf die gebrauchten Ausdrücke ergeben hat, so ist für mich kein

Zweifel, dass unsere fragliche Form, unter Ergänzung zu *alisuist*, unmittelbar mit umbr. *alinsust* (tab. VI a, 7.) indentisch ist. Die letztere Form erscheint auf der Tafel als *disleralinsust*. Schon Aufrecht-Kirchhoff (II, 62.) hatten auf die Möglichkeit, in *disler alinsust* zu zerlegen und erstere Form von *tiçel* (tab. II a, 15.) herzuleiten, hingewiesen und ebenso trennt auch Bréal (34.), während Bücheler (46.) die Form als eine einheitliche fasst. Wenn man seine Begründung liest, wird man nicht umhinkönnen, sich den anderen Interpreten anzuschliessen und in *disler* (mit *s* für *ś*, wie oft) den Gen. Sing. oder Dat.-Abl. Plur. von *tiçel* und in *alinsust* allein die Verbalform zu sehen, der eben, wie ich meine, unser päl. *alisuist* ganz genau entspricht.

Die lautlichen Differenzen zwischen beiden Formen sind völlig erklärbar und bereiten nicht die mindesten Schwierigkeiten. Bekanntlich lassen die altitalischen Sprachen das *n* vor *s* oft unbezeichnet, so z. B. lat. *cesor* für *censor* (reiche Beispielsammlung bei Corssen, Ausspr. I², 251 sqq.), umbr. *tesedi* (tab. VI b, 46.) für und neben *tenzitim* (tab. I b, 6.), osk. *mistreis* (tab. Bant. 18.) für und neben *minstreis* (ibid. 27.). Ganz ebenso steht päl. *alisuist* für *alinsuist*, wobei mit dem römischen Alphabet vielleicht auch die römische Orthographie ihren Einfluss übte. Das *-uist* neben osk.-umbr. *-ust* aber wird man in der Weise aufzufassen haben, dass im letzteren das *u* aus *ui* kontrahiert und somit ein *ū* sei, ein für die Erklärung der Bildung des osk.-umbr. Futurum II. nicht unwesentlicher Punkt. Die umbrisch-pälignische Grundform unseres Wortes ist demnach **alinsuist*.

Die allgemeine Bedeutung dieser Form steht nach der umbrischen Stelle fest. Es handelt sich dort um die Störung des Silentiums während des Auguriums, und die Worte *tisler alinsust* bilden den Nachsatz. Darin sind alle Ausleger einig. Bréal (35.) sagt mit Recht: „La désinence l'indique et la construction l'exige: Si telle ou telle condition n'est pas observée, le sacrifice .... sera nul, sera défendu." Daraufhin

will er *alinsust* in *aliśenśust* ändern und übersetzt „litationis licentia non erit". Bücheler hingegen, das *disleralinsust* als eine Form nehmend, übersetzt „inritum fecerit". Sachlich also sind beide ein und derselben Ansicht, und an der Richtigkeit dieser letzteren kann auch kein Zweifel sein.

Um nun die specielle Bedeutung unseres *alisuist* festzustellen, werden wir auf die Bildung der Form näher einzugehen haben. Abzuweisen ist zunächst Bréals Änderung in *aliśenśust*. Teils wird dadurch die Gleichung umbr. *alinsust* = päl. *alisuist* zerstört, teils aber, und dies ist der Hauptgrund, verstösst dieselbe gegen die umbrische Lautlehre. Umbr. *ś* geht nur aus *k* vor *e* und *i* hervor, nie aus *t*, wie dies bei dem zweiten *ś* von *aliśenśust* der Fall sein müsste. Abzuweisen ist ferner die bisher wohl ziemlich allgemein geltende Annahme, in *alinsust* sei *s*, wie ja so oft auf den Iguvinischen Tafeln, für *ś* geschrieben und es sei *alinśust* eine Bildung, wie *purtinçus* (tab. Ib, 33.), *purdinśiust* (tab. VIIa, 43.), *purdinsust* (tab. VIb, 16. 24.), *purdinśus* (tab. VIb, 23. 37. 38.) und *combifianśiust* (tab. VIb. 49.), *combifiansiust* (tab. VIb, 52.), *combifianśust* (tab. VIIa, 5.). Diese Annahme scheitert an der pälignischen Form, denn päl. *s* ist entweder ein ursprüngliches *s* oder entsteht, wie in *usur* = *uxor*, aus *x*, nicht aber, wie umbr. *ç* (*ś*) aus *k*. Es ist daher die umbrische Schreibung *alinsust* richtig und nicht in *alinśust* zu ändern.

Ist das richtig, dann haben wir in *a-lins-ust*, resp. *a-lis-uist* zu trennen und nach einer Wurzel *lis* oder *lix* mit der Bedeutung des Unrichtigmachens oder Ungültigmachens zu suchen. Im Italischen findet sich eine solche nicht, wohl aber in anderen indogermanischen Sprachen. Zunächst haben wir die Wurzel skr. *riṣ*, von der in Ṛgveda die drei Verba *riṣjati* „Schaden nehmen, beschädigen", *reṣḍjati* „beschädigen", *riṣaṇjáti* „fehlerhaft handeln, Fehler machen" herkommen. Hier haben wir die gesuchte Bedeutung, hier haben wir eine dem ital. *lis* oder *lix* lautlich genau entsprechende Wurzel. Nach sanskritischen Lautgesetzen kann *riṣ* entweder aus *ris*

oder aus *riks* hervorgegangen sein. Da daneben eine Wurzel *riç* erscheint mit ähnlicher Bedeutung, so steht *riṡ* für *riks*, unser ital. *lis* also für *lix*, welches dann, wie so oft im Italischen, nasaliert wurde. Das *a-* vor umbr. *-linsust*, päl. *-lisuist* ist dann nicht das negative, wie man bisher annahm, sondern eine Präposition (cf. umbr. *aveitu*, *aferom*, *atentu*, osk. *aserum*, *amanafed*). Es heisst also umbr. *disler alinsust* „in litationibus peccaverit", eigentlich „litationibus adpeccaverit" und es ist das *alinsust* der Gegensatz gegen das *rehte kuratu eru* (tab. Va, 26. 24. 29.) „recte curatum esse", wie lat. *vel peccat vel recte facit* sich gegenübersteht.

Diese Erklärung des *alinsust* wird nun noch von einer anderen Seite her bestätigt. Von der gleichen Wurzel, wie unsere beiden italischen Formen und die genannten Sanskritverba, kommt das deutsche *link* „sinister", nur dass in ihm die Wurzel ohne das weiterbildende *-s* auftritt. Da nun bekanntlich die Ausdrücke für „recht" und „link" so überaus häufig mit den Begriffen für „richtig" und „verkehrt" sich decken (cf. z. B. *dexter* „richtig, geschickt", *sinister* „verkehrt, ungeschickt"), so heisst also auch *link* ursprünglich „fehlerhaft, verkehrt" und stimmt also in der Bedeutung völlig mit umbr. *alinsust*, päl. *alisuist* überein.

Das *cerfum* ist natürlich richtig mit dem umbrischen Götternamen **Çerfs* (Gen. *ṡerfer*, *serfer*, *çerfe*, *ṡerfe*, Dat. *çerfe*, Vok. *serfe* auf den Iguvinischen Tafeln belegt) zusammengebracht, nur darf man selbstverständlich *rf* nicht aus *rs* entstehen lassen, da päl. *rs*, wie im Oskischen, zu *rr* wird, was das *cerri* in Zw. no. 28. darthut. Der Endung nach wird *cerfum* Genetiv Plur. sein, da der Akkusativ Singularis, wie *pracom* (oben pag. 91) und *pritrom* (cf. unten) darthun, die Endung, genau wie im Oskischen, als *-om* schreibt.

Das *sacaracirix* ist endgültig von Bréal als = lat. *sacratrix* festgestellt worden. Das *semunu* kann kaum etwas anderes sein als Genetiv Plur. = lat. *Semonum*, so dass also *-m* abfallen konnte, was ja auch bereits oben (pag. 97) für

prismu petiedu . . viđadu . . . çibdu, eben auf Grund unseres *semunu,* vorausgesetzt wurde.

Das *suaḍ* ist seiner Form nach natürlich weiblicher Ablativ und bezieht sich meines Erachtens auf ein zu Anfang der folgenden Zeile vor *aetatu* fortgefallenes weibliches Substantiv. An das Bücheler-Bugge-Deeckesche *sva* „-que" glaube ich natürlich nicht. Das zur Stütze angeführte angebliche *σϝα* der Inschrift von Anzi (Zw. no. 232.) vermag als eine solche nicht zu gelten, da wir über diese Inschrift weder in bezug auf die Wortabteilung noch die Wortbedeutung auch nur das allermindeste wissen.

Das folgende Wort, falls *aetatu* die richtige Lesung ist (cf. oben pag. 6), kann kaum etwas anderes sein, als eine Form eines Verbums *aetaum* „agitare", von dem oben (pag. 52) auch das *aetate* „agitate" in Zw. no. 14. herkam. Grammatisch ist dreierlei möglich, sofern es, wie soeben *semunu,* mit Abfall des *-m* Gen. Pluralis des Part. Perf. Passivi sein kann, aber es kann auch ein schliessendes *-d* abgefallen sein, wie dies weiter unten bei *firata* mit Sicherheit geschehen ist, und dann kann die Form entweder Ablativ des Particips oder der Imperativ (lat. *agitato*) sein. Aber es konnte auch *metatu* oder *retatu* gelesen werden, wobei die grammatischen Möglichkeiten natürlich dieselben bleiben. Ein *metatu* würde dann von *metaum* = lat. *metare (metari)* „abmessen, abstecken (insbesondere agrum)" herkommen, eine Bedeutung, welche vielleicht in den Zusammenhang unserer Inschrift sehr gut passen könnte. Auch ein *retatu* ist nicht unmöglich, denn es gab ein altes lat. *retare,* belegt durch *qui flumina retanda publice redempta habent* in einem alten Gesetze bei Gellius (11, 17, 4.) und abgeleitet von *retae* „die aus dem Flussufer oder Flussbett hervorragenden Bäume" (Gabius bei Gell. l. c.), so dass *flumen retare* bedeutet „den Fluss von solchen Bäumen reinigen". Diesem *retare* also würde päl. *retaum* entsprechen, wovon *retatu* eine der drei genannten grammatischen Formen wäre. Ob *aetatu, metatu* oder *retatu* besser in den Zusammenhang unserer Stelle passe, das lässt sich

erst bei Betrachtung eben dieses Zusammenhanges entscheiden, doch steht ein gewisses Präjudiz auf Seiten des *aetatu*, teils weil die Existenz eines Verbums *aetaum* = lat. *agitare* für das Pälignische durch das *aetate* in Zw. no. 14. gesichert ist, teils weil sich das entsprechende Verb auch wieder auf den Iguvinischen Tafeln findet. Dort haben wir die Formen *aitu* (tab. Ib, 29. 37. VIb, 18. VIIa, 40. 45.) und *aituta* (tab. III, 13.), welche Aufrecht-Kirchhoff und Bréal zu lat. *ajo* zogen, welche aber Bücheler (71.) wegen des *fertuta aituta* = lat. *ferunto agunto* mit Recht zu *ago* zieht. Das *aitu* erscheint stets in der Wendung *sacra aitu* = lat. *sacra agito* und ebenso haben wir auch das *aetatu* unserer pälignischen Inschrift, wahrscheinlich als Imperativ, abhängig von *sacaracirix*.

„*Firata* gehört sicher zu *exfir*, *suffīre* u. s. w.“, bemerkt Deecke. Das scheint mir aber doch keineswegs so sicher. Der Stamm der genannten lateinischen Wörter ist zunächst doch nur *fī-*, während *firata* den Stamm *fir-* zeigt. Nun könnte man ja freilich auf Grund der Glosse des Paulus: *exfir purgamentum, unde adhuc manet suffitio* ein Substantiv *fir(us)* statuieren wollen und davon ein denominatives *firare* herkommen lassen, aber die Sache hat doch ihre schweren Bedenken. Zunächst stimmt, was selbst Bugge bedenklich macht, die Quantität nicht. Das aus einem Diphthongen hervorgegangene *i* von *suffire* u. s. w. ist lang, das von *firata* aber ist, wenn die Inschrift, was ja Bücheler und Bugge annehmen, in Saturniern geschrieben ist, kurz, ja Bugge will es aus metrischen Gründen sogar ganz eliminieren und skandiert *f'rata*. Schon dies allein würde, wenn wirklich Saturnier vorlägen, die Verbindung von *firata* mit *suffīre* u. s. w. unmöglich machen.

Aber es liegen, wie ich nachher zeigen werde, gar keine Saturnier vor, und alsdann kann ja auch *firata* immerhin ein langes *i* gehabt haben. Aber auch für diesen Fall ist die Herleitung von *suffīre* u. s. w. unmöglich. Bekanntlich geht *-fīre* auf dieselbe Wurzel *dhū* zurück, von der auch lat. *fūmus* herkommt, und sein *ī* ist entstanden, indem das

wurzelhafte *u* mit dem *i* des Konjugationscharakters verschmolz. In einer Bildung mit dem Suffix *-ro* aber liegt, wie lat. *pūrus* von Wurzel *pū*, *ob-scūrus* von Wurzel *skū* darthun, gar kein Konjugationsvokal vor, sondern lediglich der Wurzelvokal, so dass also die fragliche Form **fūrus*, **fūrare* lauten würde, so gut wie es *fūmus* heisst. Zu dem allen kommt aber weiter noch, dass die Lesung beim Paulus nicht einmal gesichert ist. Die besseren Handschriften haben zwar *exfir*, andere aber *exfit*. Dennoch kann letzteres die richtige Lesung sein. Ist aber wirklich *exfir* die richtige Lesung, dann hat gewiss der Infinitiv *exfire* dagestanden. Ich halte nämlich nicht das in der Glosse folgende *purgamentum* für die Erklärung zu *exfir*, sondern für das Objekt dazu, so dass die irgendwo bei einem alten Autor erscheinende Wendung *exfit purgamentum* „er räuchert das Sühnmittel" erklärt werden soll, welche Erklärung durch das folgende *suffitio* gegeben wird. Jedenfalls ist ein Substantivum *-fir* nicht so gesichert, dass man daraufhin ein denominatives *firare* statuieren dürfte. Man wird sich daher nach einer anderen Erklärung unseres *firata* umthun müssen.

Die grammatische Bestimmung des *firata* macht keine wesentlichen Schwierigkeiten. Weiter unten wird dargethan werden, dass die durch Allitteration verbundenen Wörter in unserer Inschrift auch grammatisch zusammengehören. Da nun *fertlid* völlig sicher Ablativ eines Adjektivs ist, so wird man schliessen dürfen, dass *firata* das dazu gehörige Substantiv im Ablativ sei und also für *firatad* stehe.

Auch die allgemeine lexikalische Bestimmung dieses *firata* lässt sich aus dem Sachzusammenhang leicht geben: In einem Satze *sacaracirix* . . . *aetatu firata* kann letzteres kaum etwas anderes bedeuten als den Gegenstand, mit welchem (ablat. instrumenti) die sacratrix agitat, wozu umbrische Konstruktionen, wie *vinu feitu, puni feitu* „vino facito, . . . facito (= agitato)", und lateinische, wie *porco facere, ture supplicare* u. dgl., zu vergleichen sind.

Aber der Zusammenhang der Stelle führt uns sogar noch weiter, sofern er auch Anhalte gewährt für die spezielle Bedeutung des *firata*. Es ist die sacratrix Semonum „der Saatgötter" (cf. Altit. Stud. IV, 64), quae agitat, und die *firata*, mit welcher sie agitat, hat das Beiwort „fertilis". Da bleibt doch für *firata* kaum etwas anderes übrig, als dass es „Saat, Korn, Getreide" bedeute.

Und diese Bedeutung wird nun weiter auch durch die etymologische Betrachtung der Form *firata* bestätigt. Es liegen für die lautliche Auffassung derselben auf Grund der oskischen Lautgesetze zwei Möglichkeiten vor, je nachdem man das innere *a* als ein echtes oder als ein epenthetisches ansieht. Bekanntlich liebt es das Oskische (cf. darüber Bruppacher, Osk. Lautlehre 53 sqq.), zwischen zwei Konsonanten, deren einer eine Liquida ist, sei es in der Wurzelsilbe selbst, sei es zwischen dieser und dem Suffix, einen Vokal einzuschieben, der im ersteren Falle der der vorhergehenden, im letzteren der der folgenden Silbe ist. Darnach kann also *firăta* für *firta* stehen, und dass das wirklich der Fall sei, lehrt eine anderweite lautliche Betrachtung. Altes idg. *er* bleibt auch in den italischen Sprachen *er*, vokalisches *ṛ* dagegen wird zu *ir* oder *ri*, welch ersteres im Lateinischen freilich nachträglich meist zu *er* gebrochen wird. Die Form *firata* leitet also auf *ṛ*, dies aber kann nur vor Konsonanten stehen, und eben deshalb muss *firata* für *firta* stehen und das innere *a* Einschub sein. Dies *firta* aber ist nun unmittelbar = skr. *bhṛtā́*, gr. φερτή, dem hier also substantivierten Femininum des Partizips von Wurzel *bher* „tragen" und bedeutet somit „Getreide", so gut wie unser *getreide* selbst, ahd. *gitragidi*, von *tragen*, ahd. *tragan* herkommt. Und nachdem nun einmal so das Eis für die richtige Erklärung des *firata* gebrochen ist, strömen auch aus den italischen Sprachen selbst die Belege für die Richtigkeit eben dieser Erklärung von allen Seiten zusammen. Da haben wir zuerst lat. *fritilla* „Opferbrei aus Getreide". Das Wort ist das substantivierte Femininum eines Adjektivums *fritillus*

„aus Getreide bereitet“ und erscheint noch in adjektivischem Gebrauch in der hochinteressanten und lehrreichen Stelle bei Plin. hist. nat. XVIII, 8. (19.): *pulte autem, non pane, vixisse longo tempore Romanos manifestum ... et hodie sacra prisca ... pulte fritilla conficiuntur.* Dies Adjektiv *fritillus* aber ist gebildet, wie *suillus*, also deminutivische Form zu einem **fritinus*, und dies wieder ist dieselbe Bildung, wie *equinus, ferinus*, und bedeutet also „von *frita*, Getreide herkommend, aus Getreide bereitet“.

Weiter haben wir einen Verwandten unseres Wortes in lat. *frit*, welches nach Varro r. rust. 1, 48, 3. ein „Korn aus der Ährenspitze“ bezeichne. Das ist wohl eine Verengerung der Bedeutung, denn, nach dem Umbrischen zu urteilen, hiess die Form überhaupt „Getreide, Korn“. Auf den Iguvinischen Tafeln nämlich liegt dasselbe Wort vor, und zwar in der Form des Akkusativ Pluralis *frif*. Diese erscheint in der oft wiederholten Aufzählung der Gegenstände, welche die Götter unverletzt erhalten sollen. Dieselbe schliesst mit der Dreiheit *pequo, castruo, frif* (z. B. tab. VI a, 52.), und dies heisst klärlich „pecua, fundos, fruges“. Darüber herrscht kein Zweifel, aber die bisherige Ableitung der Form aus *frugeif* (Bréal 90.) oder *frigf* für *frugf* (Bücheler 59.) zeigt sich nunmehr als nicht stichhaltig. Es steht vielmehr *frif* für *fritf*, genau wie umbr. *kapif* für *kapidf*, *vapef* für *vapedf* steht (cf. Bréal 328.). Es heisst demnach *frif* „frumenta, segetes“. Nichts anderes, als ein Kasus eben dieses selben *frit* ist auch der Ablativ *frite*, der auf den Iguvinischen Tafeln häufig gelesen wird in einer Wendung, für welche als Beispiel dienen möge *fisovie sanśie, tiom subocau; fisovie frite tiom subocau* (tab. VI b, 15.) „Fisovi Sanci, te accivi (über *suboco* cf. weiter unten bei Besprechung der Form *praicime*); Fisovii (das *fisovie* wird als Genetiv für *fisovier* erwiesen durch das *prestotar śerfier* in den Parallelstellen tab. VII a, 20. 22 sq. 35) ... te accivi“. Bréal (76.) will es mit *fructus* „Brauch“ im Sinne von „usus“ zusammenbringen und übersetzt demgemäss „more“,

Bücheler (55.) denkt an lat. *fretus* und übersetzt demnach durch „*fiducia*“. Bréal hat insofern richtig gesehen, als er das Wort für gleicher Wurzel mit *frif* hält, aber in der Spezialerklärung irrt auch er. Die Stelle heisst thatsächlich „Fisovii frumento te accivi“. Es handelt sich an allen den Stellen, wo das *frite* erscheint, um ein *pihaklum* „piaculum“, genau wie in der Stelle unserer corfinischen Inschrift, wo die sacratrix Semonum frumento agitato, nachdem irgend jemand irgend etwas *alisuist* „peccaverit“. Das ist eine so deutliche Parallele, dass an der Bedeutung des *frite* als „frumento“ absolut kein Zweifel möglich ist. Der Benennung aber des frumentum je nach dem Gotte, der mit demselben accitur, wie hier „Fisovii frumento“, hat unmittelbar seine Parallele in dem Ausdruck *Tefrali pihaclu* (tab. VI b, 28.) „Tefrali (i. e. Tefri dei) piaculo“, welches an derselben Stelle mit *Arsier frite* „Adii (Zuname des Tefer) frumento“ wechselt. Dass bei *frite* der Göttername durch den possessiven Genetiv, bei *pihaclu* durch das possessive Adjektiv ausgedrückt ist, macht natürlich keinen prinzipiellen Unterschied.

Wir haben somit die italischen Wortformen päl. *fir(a)ta* „Getreide“, lat. und umbr. *frit* „Getreide“, lat. *fritillus* „aus Getreide bereitet“ gewonnen, wobei das *ri* in den umbrisch-lateinischen Formen neben päl. *ir* nicht in Frage kommt, denn *ir* sowohl, wie *ri* sind in den italischen Sprachen die legitimen Vertreter des alten vokalischen *ṛ*.

Dass das nun folgende *fertlid* formell = lat. *fertili* sei, wird allgemein angenommen und ist ohne jeden Zweifel auch richtig, ob es aber die abgeschwächte Bedeutung „reichlich“ (Bugge) oder „multo“ (Deecke) habe, das ist doch mehr als fraglich. Es hätte doch mindestens untersucht werden müssen, ob denn die Bedeutung „fruchtbar“ nicht beibehalten werden könne. Jetzt, nachdem die richtige Bedeutung des *firata* gefunden ist, ist eine solche Untersuchung überflüssig geworden, denn *firata fertlid* heisst selbstverständlich „frumento fertili“. Dass eine Priesterin der Saatgötter das Opfer nicht mit dürrem oder gar gedörrtem Getreide bringt, sondern mit

noch „tragfähigem“ — denn das bedeutet ja *fertilis* wörtlich —, also mit dem noch lebensvollen und keimfähigen Saatkorn, das versteht man wohl ohne langen Kommentar. Eine Parallele des Ausdrucks haben wir in dem *fruges aridas et virides contigerunt* der Arvalakten (cf. dazu Preller, Röm. Myth. II², 31.).

Dass in *praicime, pritrome* und *lexe* eine Postposition *-e(n)* vorliege, die auch im Umbrischen, sowohl mit dem Dativ *(tafle e, testre e use; fesnere, funtlere)*, wie mit dem Akkusativ *(vukumen, arvamen, asame; verofe, fesnafe)* verbunden, desgleichen im Oskischen *(eisucen ziculud, serevkid imaden; exaiscen ligis)* vorhanden ist, glaube auch ich. Dass hier in den drei pälignischen Beispielen das *-n* abgefallen ist, ist nicht weiter auffällig, da sich bereits herausgestellt hat, dass in unserer Inschrift auch sonst schliessende Konsonanten nicht geschrieben sind, so insbesondere *-m* (cf. oben pag. 109 sq.), so dass also, wie im älteren Latein und im Umbrischen, so auch in unserer Inschrift auslautende Nasale dem Verklingen ausgesetzt erscheinen.

Die Form *praicim* ist nach Ausweis des Oskischen *(medicim, memnim)* Akk. Sing. eines *ie*-Stammes, also einem lat. **praecium* entsprechend. Mit lat. *prex* kann dieselbe natürlich nichts zu thun haben, ebenso wenig aber, wie Deecke will, mit lat. *praeco*. Letzteres steht für *prae-voco* oder *prae-veco* von *voco* „ich rufe“. Die Wurzel *vek, vok* „rufen“ aber muss, wie im Griechischen (ἔπος, ὄψ) im Oskischen und Umbrischen, auf *p* auslauten. Es kann somit weder unser *praicim* zu ihr gehören, noch umbr. *subocau suboco*. Letzteres gehört vielmehr klärlich zu skr. *váçmi*, gr. ἑκών, also Wurzel *vek, vok* „wünschen, begehren“. Zu den Stellen der Iguvinischen Tafeln, wie *tiom subocau suboco Fisovi Sanśi* (resp. *dei Grabovi*) vergleiche man die Vedenstellen: *tvám ādityā́n ā́ vaha tā́n hí uçmási agne* „du, o Agni, führe die Aditjas herbei, denn die begehren wir“ (Ṛv. 94, 3.); *uçmási tvā sadhásthe ā́* „wir wünschen dich [o Indra] zu unserer Versammlung herbei“ (Ṛv. 665, 20.),

und man wird sofort den Parallelismus erkennen. Es heisst somit umbr. *suboco* „ich wünsche herbei", was sachlich allerdings ziemlich auf dasselbe hinausläuft, wie „ich rufe herbei", aber etymologisch davon verschieden ist.

Ebensowenig aber, wie umbr. *suboco,* kann auch päl. *praicim* von *vek, vok* „rufen" herkommen. Dass es für *praivocim* oder *-vecim* stehe, glaube freilich auch ich, aber Etymologie und sonach Bedeutung ist eine andere. Der Etymologieen bieten sich zwei. Entweder das Wort gehört zu dem genannten umbrischen und bedeutet somit zur „Herbeiwünschung", wo *prai-* den Sinn hat, wie in lat. *praesens,* oder es gehört zu umbr. *vuku.* Dies *vuku* ist schon von A.-K. (II, 232.) ein für allemal als Bezeichnung einer Örtlichkeit bestimmt, deren nähere Bedeutung sie jedoch nicht feststellen. Bréal (156.) glaubt darin, da kein umbrisches Wort mit *l* anlaute, die dem lat. *lucus* „Hain" entsprechende Form zu finden. Bücheler (79.) übersetzt „aedes" mit der Bemerkung „locum tectum dicere volui tam profanum quam sacrum, quo ignis colitur", welch letzter Zusatz sich wohl auf die Stelle *vuke pir ase antestu* (tab. III, 21. 22.) „in voco ignem arae(???) imponito" stützt. Mag nun die spezielle Bedeutung sein, welche sie wolle (Bréals Erklärung ist mir aus lautlichen, wie sachlichen Bedenken die minder wahrscheinliche), dieser zweiten Herleitung unseres *praicim* möchte ich den Vorzug geben. Es wird nämlich in der Stelle tab. Iguv. Ib, 4. = VIb, 45. *vukukum kureties (vocucom coredier)* „ad vocum Coredii" dem Hondus Cerfius ein Opfer gebracht, der seinem Namen nach (umbr. *hondra* „infra", *hondomu* „infimus") ein Gott der Unterwelt ist. Um Gottheiten der Unterwelt aber handelt sich's bei unserem *praicim* auch, denn einerseits trägt dasselbe den Zusatz *perseponas* „Proserpinae", andrerseits erscheint in unserer Inschrift die Form *cerfum* „Cerforum", welche wieder direkt an obigen *Hondus Cerfius* erinnert. Auf Grund dieser sachlichen Beziehungen kann man, glaube ich, nicht zweifeln, dass *praicim* für *praivociom* stehe und den Raum vor dem *vuku* bedeute (cf. die örtliche Bedeutung

von lat. *prae* in *prae se agere, ferre, praeceps, praecedere, praeire, praemittere* u. s. w.). Es würde eine Wortbildung sein, wie lat. *pomoerium, praeclavium* „Raum vor dem Purpurstreifen am Gewande". Der Sache nach hat also Bugge mit seinem πρόναος so ziemlich das Richtige getroffen.

Da das *pritrome* sachlich und grammatisch sich auf *praicime* zu beziehen scheint, so wird es am besten gleich hier miterledigt. Die Form setzt sich also aus *pritrom-e(n)* zusammen. Das *pritrom* erinnert stark an das umbr. *pretra* (tab. VI b, 12.), dessen Bedeutung „priores" durch den Gegensatz *postra* „posteriores" völlig gesichert ist. Ob es aber damit zu identifizieren sei, ist doch fraglich. Umbr. *pretra* steht nach der umbrischen Lautbezeichnung aller Wahrscheinlichkeit nach für *praetra*. Das kann aber päl. *pritra* nicht, da hier die Form *praitra* (cf. *praicime*) lauten müsste. Nun aber gab es nach Ausweis von Paulus *pri antiqui pro prae dixerunt*, eine Präposition *pri*. Die Notiz sieht zwar etwas verdächtig aus, weil sie unter *privignus* erscheint und leicht etymologisches Präparat sein kann, aber andrerseits ist wieder ein *pri* neben *prae* und *pro* an sich nicht unwahrscheinlich und liegt doch auch wohl dem lat. *prīdem, prīdie, prior* sicher zu Grunde. Demnach ist *pritrom* dem lat. *prior* entsprechend, nur mit dem anderen Komparativsuffix gebildet. Da *prior* sowohl örtliche, wie zeitliche Bedeutung hat, so liegt keine Schwierigkeit vor, *pritrome* direkt auf das vorhergehende *praicime* zu beziehen und die ganze Stelle *praicime perseponas .... eite vus pritrome* zu übersetzen: „in πρόναον Persephonae .... ite vos in priorem", so dass es also zwei πρόναοι gab.

Nunmehr wende ich mich zurück zu dem .... *afded.* Es liegen vier Erklärungen vor: Bücheler (Rhein. Mus. XXXIII, 283.) fasst es als *abdit;* Osthoff (Gesch. des Perf. 236.) als *abdidit;* Bugge (Altit. Stu. 74.) als *apte;* Deecke (bei Zwetajeff, III. 177.) als *aptet* (sc. verba). Ich halte alle vier Erklärungen für falsch. Abgesehen davon, dass wir gar nicht

wissen, ob das Wort vollständig ist, event. wieviel vorn fehlt, so stehen auch allen vier Erklärungen noch sonstige Gründe, sei es der Laut-, sei es der Formenlehre entgegen. Zunächst ist das *af* als Präposition nicht ohne Bedenken. Weder das Oskische, noch auch das Umbrische kennt diese Form der Präposition, dieselbe ist lediglich altlateinisch; ja, es ist nicht einmal sicher, ob überhaupt die Präposition lat. *ab, ā* im Oskischen (und Umbrischen) ihr Äquivalent gehabt habe, denn aus osk. *a-serum, aa-manaffed, a-flukad, a-flakus* folgt sie keineswegs, weil hier ebensogut Zusammensetzung mit *ad* (oder *an*) vorliegen kann, welches ja in dem weitergebildeten osk. *az,* so wie im umbr. *aꝺ* thatsächlich vorkommt. Aber auch das *-đed* macht Schwierigkeiten, sowohl als Präsens, wie als Perfektum. Da sogar im Lateinischen noch bei *do* die Komposita die Reduplikation bewahren *(abdidit, condidit* etc.*),* so ist es durchaus unwahrscheinlich, dass das in seiner ganzen Erscheinung um so vieles altertümlichere Pälignische sie sollte abgeworfen haben. Weiter aber spricht gegen beide Tempora das *đ.* Es ist nirgend der Versuch gemacht, den aspirierten Laut an dieser Stelle zu begründen. Das *dida* unserer Inschrift zeigt keine Aspirata im Anlaut, weder der Reduplikations-, noch der Wurzelsilbe, trotzdem sonst, wie *petieđu* und *viđadu* zeigten, *d* zwischen Vokalen in *đ* übergeht. Das beweist also, dass der Wurzelanlaut auch da, wo sonst lautliche Gründe seine Aspiration verlangt hätten, sich rein erhielt. Daraus darf man schliessen, dass auch in *afđed* aus rein lautlichen Gründen nicht der Wurzelanlaut aspiriert sein könne, dass es also nicht gleich lat. *abdit* sein könne. Zur Stütze dieser Aspiration könnte man sich auf das angebliche umbr. *ꝺunum ꝺeꝺe* in der einen Inschrift von Tuder (Bücheler 174.) berufen wollen, allein schon oben (pag. 89) ist wahrscheinlich gemacht worden, dass in dieser Inschrift das Zeichen ꝗ noch den reinen *d*-Laut bezeichne. Es findet also die Annahme, dass das *-đed* von . . . *afđed* zu Wurzel *dā* „geben“ gehören könne, von keiner Seite her eine Stütze.

Wie gegen die Herleitung von Wurzel *dā*, so sprechen lautliche Gründe auch gegen die Deutungen Bugges und Deeckes. An sich könnte man ja in *afđed* einen Ablativ, resp. ein ablativisches Adverb sehen, wie osk. *amprufid* „improbe“, altlat. *facilumed*, aber die Lautgruppe *fđ* macht Schwierigkeiten. Wenn man Ɵ, wie ja Bugge allerdings, = ϑ setzt, dann möchte ein *apted* wohl lautlich zu *afϑed* werden können, wenn aber, wie ich oben dargethan, Ɵ = *đ* ist, dann ist ein Übergang von *apted* in *afđed* nicht mehr möglich (wodurch natürlich dann auch Deeckes *aptet* unmöglich wird). Ausserdem ist auch die Annahme, dass die Bedeutung „apte“ in „simul“ übergegangen sei, nicht ohne Bedenken. Deeckes Deutung als Konjunktiv *aptet* leidet aber ausser dieser lautlichen Schwierigkeit noch an einem weiteren Gebrechen. Der oskische Konjunktiv der *a*-Konjugation lautet, wie z. B. *profatt* von *profaum*, auf *-att* aus. Demnach hätten wir, bei der ganz engen Verwandtschaft des Pälignischen mit dem Oskischen, auch pälignisch die Endung *-ait* oder *aet* zu erwarten, nicht *-ed*, es müsste also statt *afđed* vielmehr *afđait* oder *afđaet* heissen.

Es zeigt sich also keine der bisherigen Erklärungen des *afđed* als haltbar, und wir werden uns daher nach einer neuen umzusehen haben.

Wenn, wie ich oben wahrscheinlich gemacht habe, *đ* aus *d* nur zwischen Vokalen entsteht, so hätten wir unser ... *afđed* für ... *afiđed* oder *afeđed*, wie *fertlid* für *fertilid*, und da bieten nun in überraschender oder vielleicht nicht mehr überraschender Weise wieder die Iguvinischen Tafeln Ausdrücke von derselben Wurzelform *fed*, nämlich *feđehtru* (tab. III, 16. 18.) und *sufeđaklu* (ibid. 17. 19.). Wie letztere Form vorn eine Präposition enthält, so dann auch unser *a-f(e)đ-ed*, und zwar wohl dieselbe, der wir schon in *a-lis-uist* begegneten. Die Ausstossung des Wurzelvokals aber hat ihr Analogon in dem *em-p(a)r-atois* unserer Inschrift.

Es fragt sich nun, was diese Wurzel *fed*, resp. die umbrischen Wörter bedeuten. Aufrecht-Kirchhoff (II, 370.)

lassen sie unerklärt, Bréal (295.) übersetzt *sufeðaklu* durch „sulfur“ und lässt *feðehtru* unerklärt, Bücheler (156.) meint, *sufeðaklu* sei quasi „sustentaculum“, *feðehtru* hingegen entspreche dem lat. *falatrum*. Hier ist Bréal, indem er beide Wörter von einander trennt, sicher im Irrtum. Bücheler hat insoweit gewiss recht, als er aus den Suffixen *-klu(m)* und *-tru(m)* schliesst, dass beide Wörter Werkzeuge oder Geräte bedeuten, dass aber die Wurzel *fed* „tollere“ bedeuten solle, ist lediglich Vermutung und findet, soweit ich sehe, nirgend einen Anhalt. Wörter im Lateinischen, welche die gleiche Wurzelsilbe zeigen, sind *(de-, of-)fendo, fodio, offendix* und *offendimentum* „Band, Knoten“. Letztere beide gehören zweifellos zu got. *bindan* „binden“, die ersteren beiden dagegen, die ich für Abkömmlinge ein und derselben Wurzel halte, haben ihre Verwandten in lit. *bedù* „ich grabe„ (Nesselmann nach Szyrwid), sl. *bodlĭ* „spina“, *bodĭlivŭ* „pungens“, *bodĭcĭ* „stimulus“. Die Grundbedeutung der Wurzel ist sonach „stossen, stechen“. Darnach ist *feðehtru* deutlich als „stimulus“, *sufeðaklu* als dasselbe, aber, was mir das *su-* „sub“ anzudeuten scheint, als ein „kleinerer stimulus“ aufzufassen. Dazu passt aufs trefflichste das in der zweiten Stelle mit beiden Wörtern verbundene Verbum *a(n)stintu* = lat. *instinguito* „er soll anschüren“ (es ist vom Opferfeuer die Rede). Es sind aber dann in eben dieser zweiten Stelle die Formen *feðehtru* und *sufeðaklu* nicht, wie man bisher annahm, Akkusative, sondern Ablative, welche den *seples*, was man = lat. *simpulis* nimmt, parallel stehen, so dass das Objekt zu dem dreimaligen *a(n)stintu* nur das *kazi* ist, während vorher zu *antentu* „er soll hinlegen“ die Formen allerdings die Objekte bilden.

Es fragt sich nun, was *af(e)ðed* für eine grammatische Form sei. Die beiden umbrischen Formen sind klärlich deverbalia, und zwar weist *sufeðaklu* auf ein Verbum der *ā*-Konjugation, *feðehtru* hingegen auf ein solches der *ē*-Konjugation. So wie nun osk. *upsed* „fecit“ von **upsaum* (cf. *upsannam)* kommt, genau so weist *af(e)ðed* auf einen Infinitiv

***afeđaum*, ebenso wie *sufeđaklu*. Es heisst also *afđed* „hat angeschürt, excitavit". Da das Verb zu *praicime perseponas*, wie wir oben (pag. 118) sahen, zweifellos das nach *afđed* folgende *eite* ist, so muss *afđed* notwendig das Prädikat eines Zwischensatzes sein. Derselbe liesse sich etwa so ergänzen: *[pon eisa pur] afđed* „cum illa (sc. die sacratrix Semonum) ignem excitavit", wo *pur* „ignis" teils nach dem osk. *purasiaí* „igniariae", teils nach dem umbr. *pir* angesetzt ist, dessen *i* ich aber mit Aufrecht-Kirchhoff als aus *u* geschwächt ansehe, ein Lautvorgang, der umbrisch, aber nicht oskisch ist. Der sachliche Hergang ist bei dieser Ergänzung genau derselbe, wie in der angezogenen Stelle der Iguvinischen Tafeln. Dort soll erst das Feuer geschürt werden und dann heisst es weiter: *inumek vukume . . . . etu* „tum in templum ito"; ebenso bei uns: „in pronaum Proserpinae, cum illa ignem excitavit, ite". Darin liegt doch wohl ein Beweis für die Richtigkeit meiner Deutung sowohl des *praicim* nach umbr. *vuku*, als des *afđed* nach umbr. *feđehtru* und *sufeđaklu*. Übrigens bietet diese meine Ergänzung vor *afđed*, wenn sie richtig ist, einen Anhalt dafür, wie viel am linken Rande fehle. Der Defekt würde sich also auf etwa 10 Buchstaben und drei Zwischenräume belaufen.

Dass das nun folgende *eite* = lat. *īte* sei, wird allgemein angenommen und ist auch nicht zu bezweifeln.

Desto weiter gehen die Ansichten auseinander über das hier hinter *eite* und in der letzten Zeile hinter *dida* sich findende *uus*. Bücheler (Rhein. Mus. XXXIII, 279.) und nach ihm Deecke fassen das Wort als „annus", indem ersterer sich auf umbr. *ose, usaie, usaçe*, etr. *usil* beruft. Letzteres, welches thatsächlich „Sonne" bedeutet, muss natürlich aus dem Spiele bleiben, die umbrischen Wörter aber sind zu prüfen. Das *ose* erscheint viermal in den gleichgebauten Formeln *dei Grabovie, orer ose* (tab. Ig. VI a, 26.); *die Grabovie, orer ose* (VI a, 36.); *di Grabovie, orer ose* (VI a, 46.); *Tefre Jovie, orer ose* (VI b, 29.). Aufrecht-Kirchhoff (II, 146.) erklären diese Worte für „nach Form und Bedeutung dunkel";

Bréal (78.) übersetzt „his (sc. donis) macte!", indem er *ose* = lat. **auxe* (Vokativ von **auxus*) setzt, in *orer* aber ein Pronomen sieht; Bücheler (55 sq.) übersetzt „illius anni". Das ist alles nicht richtig, es sind Stellen der Iguvinischen Tafeln selbst ausser Acht gelassen, die das Richtige unmittelbar an die Hand geben. Diese Stellen sind: *feitu uru pede meds est* (Ib, 18.), resp. *fetu uru pirse mers est* (VIb, 56.) und *ures punes neiðhabas* (IV, 34.). Das *feitu uru* ist die gleiche Konstruktion, wie *vinu fetu* „er soll mit Wein opfern", *puni fetu* „er soll mit .... opfern". Nun haben wir bereits oben (pag. 44) gesehen, dass einmal das *feitu* durch *osatu* = lat. *operato* ersetzt war, es steht also das *ose* auch hier dem *feitu* parallel, nur ist es, wie der Genetiv *orer* zeigt, ein Substantiv, entspricht also dem lat. *opere* und steht für *opse*. Der Ablativ ist temporal, und die ganze Stelle *orer ose persei ocre Fisie pir orto est* heisst „wenn bei der Darbringung des *urum* (oder *urus*) auf dem Fisischen Hügel das Feuer entglommen ist". Was das *urum* sei, kann hier ununtersucht bleiben; nur das sei gesagt, dass das Wort kein Pronomen ist, sondern einen zu opfernden Gegenstand bezeichnet, was sich auch aus dem *uraku ri esuna* (tab. Va, 5.) zu ergeben scheint. Durch die vorstehende Untersuchung ist also endgültig festgestellt, dass umbr. *ose* = lat. *opere* und dass an eine Bedeutung „annus" gar nicht zu denken ist.

Nicht besser liegt die Sache mit *usaçe*. Diese Form erscheint in den beiden Parallelstellen *kvestre : tie : usaie : svesuvuvçistititeteies* (Ib, 45.) und *kvestretieusaçesvesuvuvçistiteteies* (IIa, 44.). Die erste dieser Stellen enthält zwei offenbare Schreibfehler: in *usaie* ist das d (*ç*) ausgelassen und *usaçie* zu lesen, neben dem das *usaçe* der zweiten Stelle steht, wie z. B. *vestiça* neben *vestiçia*, und in *stititeteies* liegt neben dem *stiteteies* der zweiten Stelle eine Dittographie des *ti* vor. Daraufhin hält man auch das *kvestre : tie* für falsch und liest in einem Wort (falsche Interpunktion haben die Tafeln ja oft genug) *kvestretie*, was nach dem *uhtretie* (Va,

2. 15.) von *uhtur* (III, 7. 8.), von *kvestur* ganz richtig gebildet ist und somit „quaesturae" bedeuten würde. Das wird, wie auch ich glaube, wohl richtig sein. Hierzu nun würde das *usaç(i)e* ein Adjektiv sein. Da die Atiedischen Brüder einen kvestur haben, der an Stelle des fratreks den Vorsitz führen kann (Va, 23. Vb, 2.), ihnen aber die Opferdarbringung, welche durch umbr. *osaum* = lat. *operare* ausgedrückt wird, unterstellt ist, so kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass *kvestretie usaçie* (= lat. **operaciae*) „der Opferquästur" bedeutet und an Büchelers „annuae" gar nicht zu denken ist. Das alles ist völlig klar, auch ohne dass wir die Bedeutung der nun folgenden Wörter kennen, auf die ich daher auch hier gar nicht einzugehen brauchte, wenn nicht das folgende *svesu* meine vorstehende Darlegung noch zu stützen geeignet wäre. Bekanntlich geht im Umbrischen *s* zwischen Vokalen in *r* über, wo aber ein *s* zwischen denselben erscheint, ist es = *ss* und aus Assimilation zweier Konsonanten hervorgegangen. Eine nicht seltene Assimilation der Art ist nun die aus *rs*, sowohl vor Konsonanten, wie in *desva* neben *dersva, pesnimu* neben *persnimu, pesclu* neben *persclu,* wie auch zwischen Vokalen, wie in *fasio* neben *farsio, tuseto* neben *tursito, Tuse* neben *Turse.* Es kann demnach auch unser *svesu* für *sversu* stehen; und dass es das in der That thue, beweist das Oskische. Im Oskischen (und ebenso im Pälignischen) geht *rs* in *rr* über, wie dies das Adjektiv *kerriiis* in seinen verschiedenen Formen darthut. Demnach erscheint unser umbr. *svesu* wieder in dem *sverrunei kvaisturei,* dem Titel des Führers der abellanischen Gesandtschaft bei Abschliessung des Tempelvertrages mit den Nolanern, deren Gesandtschaft ein Beamter mit dem Titel *medıks deketasiis* führt. Freilich halte ich dies *sverrunei* nicht für ein Adjektiv, denn Mommsen (Unt. Dial. 294.) hat ohne Zweifel recht, dass es dann nicht vor dem *kvaisturei* stehen könnte, und ebenso widerspricht dem die grammatische Form des Wortes. Der Nominativ jenes Titels heisst natürlich *sverru kvaistur,* und *sverru* ist mittels *-u* (= lat. *-o, -ōnis*) von

einem Substantivum *sverrom* abgeleitet, dem eben unser umbr. *svesu* entspricht. Dies *sverru* aber bildet, eben seiner Stellung vor *kvaístur* wegen, den Haupttitel des betreffenden Beamten, dem dann das *kvaístur* selbst noch als nähere Bestimmung beigefügt ist. An dem im Vorstehenden dargelegten Sachverhalt kann gar kein Zweifel sein, da in beiden Fällen, bei Umbrern wie Oskern, ein Quästor es ist, der mit dem *sversom* zu thun hat resp. seinen Titel davon herleitet. Es wird sich jetzt nur noch fragen, was dies *sversom* bedeute. Das Wort erscheint noch an einer zweiten Stelle der Iguvinischen Tafeln (VIIb, 1.), wo der fratrexs der Atiedischen Brüder der Brüderschaft *(fratrecate)* ein *sveso* bringen soll *(portaia)*; falls er es nicht thut, soll er 300 Asse Strafe zahlen. Daraus folgt mit Sicherheit, dass das *sversom* etwas für einen sakralen Vorgang Bestimmtes ist, obgleich sich, da ein etymologischer Anhalt, so weit ich sehe, fehlt, kaum schon jetzt wird bestimmen lassen, was im besondern es sei. Da nun auch der kvestur ein Beamter der Atiedischen Brüder war und zwar der Stellvertreter des fratreks, so ist es nicht auffällig, dass auch er an unserer Stelle mit dem *sversom* befasst wird. Da es aber um einen Gegenstand für eine sakrale Handlung sich handelt, so wird auch dadurch meine Erklärung des *kvestretie usaçie* als „Opferquästur“ bestätigt. Auch der *sverru kvaístur* von Abella soll einen Tempelvertrag abschliessen, kann also auch sehr wohl ein sakraler Beamter sein.

Das Ergebnis der Untersuchung geht also dahin, dass es ein umbr. *us* „Jahr“ niemals gegeben hat, und dass daher auch das *uus* unserer pälignischen Inschrift nicht „Jahr“ heisst.

Bréals *uus* „ii“ würde nur dann haltbar sein, wenn das Pälignische ein vor Vokalen anlautendes *i* abwürfe, denn nach osk. *iosc* (tab. Bant. 20.) müsste die Form pälignisch *iuus* lauten, aber ein solcher Abfall ist, da ihn das Oskische nicht kennt, für das Pälignische auch nicht wahrscheinlich und würde nur dann anzunehmen sein, wenn anderweite sichere pälignische Beispiele dafür vorlägen, was nicht der Fall.

Es bleibt somit, soweit ich sehe, nur die Buggesche Erklärung des *uus*, welches alsdann sicher *vus* zu lesen ist, als „vos" übrig. Und diese passt in der That für beide Stellen, in denen das *vus* sich findet. In der ersteren ist es Vokativ und zu *eite* hinzugefügt, wie ja oft im älteren Latein (cf. Altit. Stud. IV, 36.), und *eite vus* ist ganz klärlich = lat. *ite vos*. In der zweiten ist es Akkusativ, während Bugge es, nach der Analogie vom umbr. *fratrus* für einen Dativ hält. Es kann hier ununtersucht bleiben, ob das an sich möglich wäre; die Konstruktion des Satzes verlangt aber einen Akkusativ. Die Allitteration zeigt deutlich, dass *dida vus deti* zusammengehört, und dies bedeutet, wie für *dida* und *deti* sogleich gezeigt werden wird, „det vos Diti". Das ist alles so einfach und klar, dass man es fast selbstverständlich nennen möchte, und es ist nur über *dida* und *deti* noch in Kürze zu handeln.

Dass *dida* eines Stammes mit vestin. *didet* (Zw. no. 11.) und osk. *didest* (Zw. no. 231.) sei, ist klar und sicher, aber die grammatische Form ist nicht so ohne weiteres klar. Insbesondere wird man darüber verschiedener Meinung sein können, ob die Reduplikation hier die des Präsens oder des Perfektums sei. Das vestin. *didet* kann im Zusammenhange der Inschrift an sich sowohl Präsens, wie Perfekt sein, aber osk. *didest* ist erstes Futurum, und ebenso sind die umbrischen Formen mit *i*-Reduplikation, *titu* (für *tidtu*), *dirstu*, *ditu* „dato", *dirsa* „det", *dirsans*, *dirsas* „dent", durchaus präsentisch. Darnach wird man auch vestin. *didet* und päl. *dida* für Präsensformen halten müssen, genau gebildet, wie lat. *sistit*, *sistat*; *bibit*, *bibat*. Da in unserer Inschrift sowohl auslautendes *-m*, wie *-t*, abfallen kann, so kann *dida* gleich gut erste (Bugge) oder dritte Person (Bücheler, Bréal, Deecke) sein. Da es mir aber an einem Subjekte für die erste Person, soweit wir die Inschrift verstehen, zu fehlen scheint, so halte auch ich die Form für dritte Person, also dem umbr. *dirsa* genau entsprechend.

Dass *deti* mit dem *des* von Zw. no. 14. (oben pag. 48 sq.) in Zusammenhang stehe, ist auch von Bücheler (Rhein. Mus. XXXIII, 280) angenommen, aber er irrte, indem er *deti* als Akkusativ des Neutrums zu *des* fasste. Das geht nicht an. Das Adjektiv *dīves* erscheint durchaus nur als konsonantischer Stamm, wie die lateinischen Formen *divite* und *divitum* (*diviti* und *divitium* erst spät) darthun und wie es auch aus päl. *des* selbst folgt, welches andernfalls *detis* oder *dete* (cf. *forte* oben pag. 48) lauten würde. Das Neutrum eines konsonantischen Stammes aber würde nur *deves* für *devet*, kontrahiert *des*, wie lat. *dives*, lauten können, nicht *deti*. Auch etwaiger Akkusativ Maskulini oder Feminini würde das *deti* durchaus nicht sein können. Der Abfall des *m* zwar macht keine Schwierigkeiten, aber das *i* der Endung lässt sich durchaus nicht begründen. Die konsonantischen Stämme haben im Oskischen die Endung *-om*, nicht *-im* oder *-em*, und dass es im Pälignischen ebenso war, hat uns oben (pag. 91) das *pracom* wahrscheinlich gemacht. Der männlich-weibliche Akkusativ unseres Wortes würde also *detom*, nicht *detim*, lauten. Dies wird auch nicht dadurch geändert, dass in späterer Zeit sich ein Nominativ *Ditis pater* (das Nähere darüber in Jordans Anm. 7 zu Preller, Röm. Myth. II[3], 64.) und in einer nicht alten Inschrift sich der Vokativ *Dite* findet. Für die Zeit unserer pälignischen Inschrift bleibt die Unmöglichkeit, dass *deti* Akkusativ sei, unverändert bestehen. Nach Ausweis des *cerri* (Zw. no. 28.) muss *deti* vielmehr Dativ sein. Weiter aber ist es fraglich, ob wir es nun als = lat. *diviti*, oder = lat. *Diti* von *Dis pater* (cf. darüber Altit. Stud. IV, 55 sq.) fassen sollen. Erwägen wir, dass in unserer Inschrift auch die Persepona erscheint, so wird es nicht unwahrscheinlich, dass hier wirklich von dem Dis die Rede sei. Griechische und einheimische Göttergestalten gehen in unserer Inschrift auch sonst neben einander her: neben der griechischen Urania und Persepona haben wir einheimische Cerfi und die gleichfalls einheimischen Semones. Aus den griechischen Götternamen kann

also ein Gegengrund gegen den Dis nicht entnommen werden.

Nachdem so das *vus* samt den Sätzen, in denen es sich findet, erledigt ist, wende ich mich zurück zu der vorletzten Zeile, wo die Untersuchung bis *pacris* gelangt war.

Mit *pacris* ist natürlich umbr. *pacer* „pacatus, propitius" ein und dasselbe Wort, und es fragt sich nur, welche grammatische Form wir vor uns haben. Auf Grund des Oskischen könnte *pacris* zunächst nur Nom. Sing. Fem. sein, denn der Genetiv würde *pacreis* lauten (cf. oben pag. 48), während wir *pacrēs* als Pluralkasus zu erwarten hätten. Aber diese Annahme stösst auf Schwierigkeiten. Für einen Nominativ bietet, so weit sie sich übersehen lässt, die Konstruktion keinen Raum. Da der Ausdruck *pacer*, wie die Iguvinischen Tafeln lehren, von der Gottheit gebraucht wird, so lässt unser *pacris* kaum eine andere Beziehung zu, als auf *perseponas*, würde somit doch Genetiv sein. Vielleicht erklärt sich die Zusammenziehung des *ei* zu *i* in der Endung dadurch, dass unsere Inschrift aus jüngerer Zeit stammt. Manche Züge, wie das Verschwinden der Endkonsonanten, des *-m* (in *semunu, prismu petiedu)*, des *-t* (in *dida)*, des *-d* (in *omnitu, aetatu, firata)*, ferner die Affrikation des *d* zu *đ*, weisen ziemlich deutlich auf eine jüngere Zeit hin. Ich glaube daher, dass man das *pacris* in der That als „pacatae, propitiae" zu übersetzen hat.

Das *puus* ist von Bücheler, Bugge, Deecke durch „ut" erklärt und dem osk. *puz, pous*, umbr. *puze, puse, pusi, pusei* gleichgesetzt worden. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird im wesentlichen dadurch bedingt sein, ob das lateinische Alphabet der Päligner ein *z* besass, oder nicht. Hatte es kein *z*, so kann allerdings *puus* für *puuz* stehen, wie in den gleichfalls in lateinischer Schrift geschriebenen Formen osk. *pous*, umbr. *pusei, puse, pusi*. War aber ein *z* vorhanden, dann ist *puus* „ut" unwahrscheinlich, und *puus* ist vielmehr „qui" (Nom. Plur.) = osk. *pis* und gebildet wie päl. *aticus* (Zw. no. 33.; cf. oben pag. 41). Die bisher bekannten

pälignischen Inschriften bieten kein *z*, aber auch keine Form, in der eins zu erwarten wäre, so dass die Entscheidung zur Zeit noch aussteht. Aus allgemeinen Gründen freilich wird man, wie ich glaube, zu der Meinung geführt, dass das Pälignische noch das *z* schrieb. Das Alphabet unserer Inschrift nämlich ist im grossen und ganzen das der tabula Bantina, das ᛗ, L und ᑭ haben in beiden die gleiche Gestalt. Nun schreibt aber die Bantina das *z* noch ganz häufig, und man wird daher schliessen dürfen, dass es auch im pälignischen Alphabet noch erhalten war, umsomehr, als dieses in einem Punkte sich als noch älter denn das der Bantina zu erkennen giebt, sofern letzteres schon das *g* verwendet, die pälignischen Inschriften hingegen nicht (cf. *anceta, cnatois* für *angeta, gnatois*), ausgenommen einen Fall (*arghillus*), in dem es aber falsch für *c* gesetzt ist, ein Zeichen, dass der Buchstabe noch nicht eingebürgert war. Es scheint mir also, dass man dem pälignischen Alphabet noch das *z* wird zuschreiben müssen. Dann aber ist *puus*, wenn man nicht etwa behaupten wollte, dass hier *s* für *z* des Auslauts halber geschrieben sei, als „qui“ aufzufassen.

Das *ecic* deckt sich natürlich mit osk. *ekik* „hier“ (Zw. no. 93.).

Das *lexe* steht an der verstümmelten linken Kante des Steines, und wir würden daher an sich nicht wissen können, ob es vollständig sei oder nicht. Da es aber mit dem folgenden Worte *lifar* allitteriert, so wird es vollständig sein. Ist es aber das, so hat Bugges Erklärung „in leges“, dem sich Bücheler und Deecke angeschlossen haben, das Richtige getroffen, denn wie oben (pag. 41) sich *medix* (für *medices*) als Plural von *medix* herausstellte, so steht *lex* für *leges*, *-e* aber ist die bereits in *praicime* und *pritrome* vorgekommene Postposition *-e(n)*.

Da das Pälignische die Diphthonge bewahrt, so kann das nun folgende *lifar* weder = lat. *līberer* (Bücheler) oder *līber* (Bugge), noch = lat. *lībabo* (Deecke) sein, bei welchem letzteren übrigens vielleicht auch das *f* Schwierigkeiten macht. Erstere müssen wegen osk. *lóvfreis* (Zw. no. 82.) im Stamme

louf-, letzteres *leib-* oder allenfalls, wenn in gr. λείβω das β aus φ entstanden sein sollte, *leif-*. Das lange ī von *lībra* „Wage" (cf. *delībero*) und *lībum* „Kuchen", welches ebenfalls als päl. *ei* erscheinen müsste, schliesst diese Wörter gleichfalls von der Vergleichung aus. Auch an lat. *lĭbet* ist nicht zu denken, da ja hier die ältere Form *lŭbet* lautet, Übergang eines wurzelhaften *u* in *i* aber für das Oskisch-Pälignische nicht erweislich ist. Der gleiche Grund spricht auch gegen eine Verknüpfung mit dem Götternamen *Lĭbitina,* zu dem ja die Nebenformen *Lubentina, Lubentia* und *Lubia* vorhanden sind (cf. Preller, Röm. Myth. I [2], 440.). Sachlich freilich würde eine Beziehung auf die Libentina, die ja die Venus ist, wegen des *uranias* und *herentas* trefflich passen. Wörter mit kurzem ĭ giebt es im Lateinischen dann noch den Personennamen *Lĭbo* und *lĭber* „Buch". Mit letzterem, falls dessen *b* aus *f* hervorging, würde *lifar* in den Lauten völlig stimmen, auch in der Endung. Denn der Stamm des lat. *liber* ist *libro-* und das *e* des Nominativs lediglich Wiedergabe des das *r* begleitenden Stimmtones. Dieser Stimmton aber ist hier in *lifar,* wie so oft in den Sprachen (z. B. im Etruskischen), durch *a* bezeichnet. Ob ein *lifar* = lat. *liber* „Buch" in bezug auf die Bedeutung hier passen würde, wird sich erst bei Betrachtung des Gesamtinhaltes feststellen lassen. Möglich wäre es immerhin, da ja *liber* nicht selten insbesondere die religiösen Bücher bezeichnet, wie libri Sibyllini, Etruscorum u. dgl., und das könnte zu dem *lexe* „in leges" (sc. sacrales) immerhin passen. Mit dem Namen *Lĭbo,* da wir dessen Bedeutung nicht wissen, wird sich nichts anfangen lassen.

Es giebt aber für die Erklärung des *lifar* auch noch eine völlig verschiedene zweite Möglichkeit. Es kann nämlich osk.-päl. *f* (cf. osk. *mefiai* = lat. *mediae*) auch aus *dh* entstanden sein, so dass alsdann *lifar* auf eine Wurzel *lidh* zurückginge. Das erinnert auf den ersten Augenblick stark an lat. *laedo,* aber die Verwandtschaft ist doch nur Schein. Wie *caedo* neben *cado* für **cadjo,* so steht *laedo* für **ladjo,*

hat also, was zum Überfluss auch noch durch *lassus* = **lad-tus* erwiesen wird, den Wurzelvokal *a*. Aber auch das *d* von *laedo* ist nicht aus *dh* entstanden, sondern ein ursprüngliches. Das folgt aus got. *latjan* „lässig machen, ermüden" = ahd. *lezjan* „hemmen, aufhalten; beschädigen, verletzen", welche unmittelbar mit *laedo* = **ladjo* identisch sind.

Auch das scheint mir unsicher, ob man *lifar* an die von Danielsson (in meinen Altit. Stud. IV, 168 sqq.) für *liber* „frei" angenommene Wurzel *leidh* anschliessen dürfe. Ein Stamm *lĭdh-ro-* findet sich sonst nirgend.

So kann man bezüglich unseres *lifar* zur Zeit nur „non liquet" sagen. Vielleicht, dass der Zusammenhang des Ganzen später Licht bringt.

Dass *hanustu* weder = lat. *onustum* (Bücheler, Deecke), noch = *honestum* (Bugge) sein könne, liegt aus lautlichen Gründen klar zu Tage. In beiden Fällen ist das *a* und in ersterem auch das *h* nicht erklärbar. Deshalb hat Bréal (Mém. de la Soc. de Lingu. VI, 84 sq.), nachdem er schon früher (Rev. arch. 1877, 415.) darin einen Imperativ mit der Bedeutung „curato" hatte sehen wollen, jetzt vorgeschlagen, in *hanu' stu* = lat. *fano esto* zu zerlegen. Diese Zerlegung ist an sich wegen osk. *teremnatúst*, päl. *pros* (cf. oben pag. 50) durchaus statthaft, ob aber mit *hanu* = lat. *fano* das Richtige getroffen sei, ist mir zweifelhaft. Bedenken erregt doch das *h* statt *f*. Das *hanula* des Paulus statt *fanula* kann man dafür, wie ich glaube, nicht geltend machen, denn erstere Form wird doch eben neben *fanum* nur als eine dialektliche anzusehen sein, und das Pälignische beweist doch durch sein *firata fertlid*, sowie durch *forte faber* (oben pag. 48), dass es zu den Dialekten gehört, die anlautendes *f* bewahren, wie denn ja auch das inlautende *f* (*prista-falacirix, cerfum, afded, lifar, rufries, scaifia, alafis, sefei*) in ihm bewahrt bleibt. Dieses Verhalten dem *f* gegenüber macht die Gleichsetzung von päl. *hanu* mit lat. *fano* doch wenig wahrscheinlich und rät auch davon ab, in *hanu* etwa einen anderen Kasus von *fanum* sehen zu wollen. Denn an sich

könnte ja *hanustu* auch für *hanus-stu* geschrieben sein und ebenso könnte auch ein ablativisches *hanud-stu* darin stecken, ja selbst an ein *hanum-stu* könnte man denken.

Alle diese Möglichkeiten bleiben natürlich auch bestehen, wenn man in dem *hanu* nicht *fanum*, sondern ein Substantivum mit echtem *h* sucht.

Ein solches aber findet sich, soweit ich sehe, auf dem Gebiete der italischen Sprachen nicht, und es scheint mir daher, als ob auch Bréals Erklärung, abgesehen davon, dass er auch, wie sich sogleich zeigen wird, in der Deutung des *herentas* fehl greift, nicht das Richtige trifft.

Wenn *herentas*, wie sich alsbald ergeben wird, „Venus" bedeutet, so ist der Satz *dida vus deti* ... *herentas* in Konstruktion und Sinn völlig klar als „tradat vos Diti ... Venus", und es ist am natürlichsten, in dem *hanustu* ein Adjektiv zu sehen, sei es zu *deti*, sei es zu *herentas*. Da aber das pälignische Femininum (cf. oben pag. 19) auf *-a*, nicht auf *-u*, endigt, so entfällt die letztere Möglichkeit und die Form wird als Dativ zu *deti* zu beziehen sein. Zwar bietet das Oskische im Dativ *-úí*, was päl. *-oi* wäre, aber da auch der weibliche Dativ im Oskischen auf *-aí*, im Pälignischen nur auf *-a* endigt (cf. oben pag. 61), so ist auch gegen ein männliches *-o*, resp. *-u*, nichts einzuwenden.

Ist *hanustu* ein Adjektiv, so hat es die Bildungsweise des lat. *venustus*, *onustus*, *robustus*, ist also Ableitung von einem neutralen *-os*-Stamm und hat die Bedeutung „voll von ...". Fragt man nun nach der speziellen Bedeutung, so liegt es sehr nahe, da der Satz klärlich eine Strafandrohung enthält, auf „voll von Schrecken" zu vermuten, wie ja auch lateinisch der Dis ähnliche Epitheta trägt, z. B. bei Vergil Georg. IV, 469. als *rex tremendus* bezeichnet ist. Es fragt sich nun, ob sich diese sachlich erschlossene Bedeutung etymologisch rechtfertigen lasse. In den italischen Sprachen findet sich anscheinend nichts vergleichbares, und wir sind daher sowohl gezwungen, wie berechtigt, uns im weiteren Kreise der indogermanischen Sprachen umzuschauen.

Und da bietet uns nun in der That das Litauische die Formen *gandu* „ich erschrecke“ (intrans.), *gandinu* „ich erschrecke“ (trans.), mit denen unser *hanustu* unmittelbar verwandt ist, sobald man sich erinnert, dass osk. *nd* zu *nn* wird (*upsannam*) und dass oskisch und pälignisch (cf. oben pag. 19) Doppelkonsonant oft nur einfach geschrieben wird. Es steht daher absolut nichts im Wege, *hanustu* für *handustu* zu nehmen und dies mit „terribili“ zu übersetzen, so dass also der Schlusssatz unserer Inschrift bedeutet: „tradat vos Diti terribili Venus“. Und nun, nachdem so das Rechte gefunden, versagen schliesslich auch die italischen Sprachen nicht, und zwar sind es wieder die Iguvinischen Tafeln, die uns zu unserem *han(d)ustu* das verwandte Wort bieten. Dort (tab. VI b, 59 sqq.) steht geschrieben: ... *iovie hostatu anhostatu tursitu tremitu, hondu holtu* .... „juniores hastatos inhastatos terreto, tremefacito ...“. Die Ausdrücke *hondu holtu* sind Synonyma zu „terreto, tremefacito“, und zwar steht *hondu* nach umbrischen Lautgesetzen, wie z. B. *ostendu* für *ostenditu*, für *honditu*, während *holtu* für *holitu* steht. Letzteres gehört offenbar zu gr. χόλος, in *honditu* aber haben wir den gesuchten Verwandten für unser *han(d)ustu*, und es bedeutet somit „terreto“. Das *o* der Form aber steht neben dem *a* von *han(d)ustu*, wie in umbr. *hostatu* neben lat. *hastatos* und wie im Umbrischen selbst neben einander stehen altumbr. *kumaltu, prestate, tesenakes*, neuumbr. *comoltu, prestote, tesenocir*. Bemerkenswert ist dabei noch, dass an der einen Stelle (tab. VI b, 57 sqq.), in der das *hondu* sich findet, es gerade der Cerfus Martius, die Praestita Cerfia Cerfi Martii und die Tursa Cerfia Cerfi Martii (in der zweiten Stelle, tab. VII a, 47. die Tursa Jovia allein) sind, also die Cerfi es sind, die in dem Gebet angegangen werden, wozu wieder das *cerfum* unserer Inschrift aufs trefflichste passt.

Jetzt ist nur noch *herentas* als „Venus“ zu begründen. In dem Worte sah man bisher im allgemeinen den Namen der Venus, sei es im Nominativ (Bücheler), sei es im Genetiv (Bugge), nur Bréal (Mém. de la Soc. de Lingu. VI, 89.),

weicht davon ab, indem er das Wort durch „decretum" übersetzt. Bei der Deutung als Venus stützt man sich auf das osk. *herentateis* (Gen.) und *herentatei* (Dat.), deren Übersetzung als „Veneris, Veneri" schon von Mommsen (Unt. Dial. 262.) herrührt und auch von Enderis angenommen wurde. Diese Deutung stützt sich teils auf das *herentateis herukinai* (Zw. no. 140.), welches mit dem *Venus · Heruc* eines kampanischen Ziegels verglichen und danach als „Veneris Erycinae" erklärt wird, teils auf die Hesychische Glosse Ἐριέντης · Ἀφροδίτης ἐπώνυμον, in der das ι von ἐρι-, wie Immisch (Leipz. Stud. VIII, 326.) wohl mit Recht meint, sein Dasein der Einwirkung der griechischen mit Ἐρι- beginnenden Namen verdankt. Es scheint mir, als ob diese beiden Stützen zusammen doch wohl genügen, um die *Herentas* als „Venus" zu stützen. Als drittes Moment kommt aber aus unserer Inschrift noch das *uranias* hinzu, welches doch zeigt, dass von der Venus die Rede ist, denn auf die gleichnamige Muse wird es schwerlich gehen. So darf man also unser *herentas* wohl sicher auf die Venus beziehen, und es bleibt nur noch die grammatische Form zu bestimmen. In bezug auf diese bestehen zwei Ansichten, Bücheler hält dieselbe für den Nominativ, Bugge für den Genetiv, indem er einen Nominativ *herenta* annimmt, der neben osk. *herentas* stehe, wie lat. *juventa, Majesta* neben *juventas, majestas*. Beide Auffassungen sind an sich möglich, und die Entscheidung zwischen ihnen hängt lediglich von der Satzkonstruktion ab. Diese aber bietet für einen Genetiv, wenn meine übrige Erklärung des Satzes richtig ist, durchaus keinen Raum, und man wird daher das *herentas* für den der oskischen Form genau entsprechenden Nominativ halten müssen.

Es wird nun versucht werden müssen, ob sich aus diesen Einzelfeststellungen ein zusammenhängender Sinn gewinnen lasse, und ob sich von hier aus etwa Fingerzeige ergeben für die Herstellung der verlorenen Teile der Inschrift. Namentlich im Hinblick auf diesen letzteren Punkt wird es aber zuvor nötig, zu untersuchen, ob die Inschrift etwa metrisch

gebaut sei oder vielleicht sont irgend eine bestimmte Kunstform zeige. Im Falle der Bejahung würde sich eben aus dieser Kunstform voraussichtlich dieser oder jener Anhalt für Herstellung und Gesamtdeutung der Inschrift ergeben.

Auch diese Inschrift ist von Bücheler als in Saturniern abgefasst angesehen worden, und Bugge und Deecke haben sich ihm angeschlossen. Bei der ausgesprochenen Neigung Büchelers, überall Saturnier zu finden, wird auch für unsere Inschrift diese Annahme von Hause aus mit Misstrauen aufzunehmen und erst genau zu prüfen sein, ob hier wirklich Saturnier vorliegen.

Man könnte zuerst für den Saturnier den Umstand geltend zu machen geneigt sein, dass unsere Inschrift eine Reihe von Allitterationen zeige. Diese Thatsache steht allerdings fest, die Wendungen *pristafalacirix prismu, ṣacaracirix ṣemunu, ḟirata ḟertlid, ḍida vus ḍeti, ḥanustu ḥerentas* und vielleicht noch andere beweisen sie unwiderleglich, aber aus ihr allein folgt noch nicht, dass wir Saturnier oder überhaupt auch nur Verse vor uns haben. Jordan (Krit. Beitr. 167 sqq.) hat, wie ich glaube, überzeugend dargethan, dass man daraus allein noch nicht auf metrischen Bau schliessen könne, „denn die Allitteration beherrscht . . . . gleichmässig die unzweifelhaft prosaische Formel und das Gedicht ältester Zeit". Wir werden also nach anderweiten Kriterien uns umzuthun haben, aus denen sich der etwaige metrische Bau der Inschrift ergäbe. Zunächst würde man zu fragen haben, ob etwa die Quantität der Silben auf Saturnier hinführe. Sehen wir sie uns darauf an!

Die einzelnen Zeilen der Inschrift zeigen, nach den Gesetzen der lateinischen Prosodik bestimmt, folgende Gestalt:

ụsūr prīstăfălăcĭrīx prīsmū pĕtĭĕdū īp vĭdădụ
çībdŭ ōmnĭtū ūrănĭās ĕcūc ēmprātois
ạlĭsĭĭst cērfūm săcărăcĭrīx sĕmūnū sŭăḍ
ḍĕtătū fĭrătā fērtlīd praīcĭmē pērsĕpŏnās
ăfdĕd eĭtĕ vūs prĭtrŏmē păcrīs pūus ĕcīc
lēxē lĭfār dĭdă vūs dētī hānūstū hĕrēntās

Möglich ist es, mit Bugge anzunehmen, dass metrisch bloss *prīstāflācrīx* und *săcrācrīx* zu lesen seien. Und auch in *firata* kann ein solcher metrisch wertloser Schwavokal vorliegen, nur werden wir nach den oben (pag. 113) angegebenen Erklärungen dieses Wortes nicht mit Bugge *frata,* sondern *fīrta* zu lesen haben.

Dass hier von quantitierendem Bau keine Rede sein könne, sieht wohl ein jeder ohne weiteres ein, auch Deecke, wenn er (Rhein. Mus. n. F. XLI, 199.) sagt: „Die Saturnier sind nicht quantitierend.“ Damit ist nun allerdings eine bekanntlich sehr heikle Frage berührt, eine Streitfrage, über die auch in den neueren Schriften noch die Ansichten der Gelehrten weit auseinander gehen, — als die äussersten Gegensätze wären etwa Lucian Müller einer-, Otto Keller andererseits zu bezeichnen, — und die meines Erachtens einer endgültigen Lösung noch harrt. Es kann hier an dieser Stelle natürlich nicht in eine eingehendere Erörterung der Frage eingetreten werden, aber eine solche scheint auch gar nicht nötig. Die Existenz nicht quantitierender Saturnier zugegeben oder angenommen, so erscheint doch auch von diesem Standpunkte aus der metrische Bau unserer Inschrift hoffnungslos. Derselbe wird von den genannten drei Gelehrten folgendermassen angesetzt:

Bücheler:

ụsúr prístafaldcirix — prismú petiéđu ip vídad
ẹibđu ómnitu Urdnias — écuẹ ėmprátois
ẹlísuíst Cérfum — sacarácirix Sémunú sva
ạetátu firdta fértlid — praícimé Perséponas
ạfđéd eíte uus prítrome — pácris púus écic
lexé lifár dida úus — déti hanústu Heréntas;

Bugge:

usúr prístaf(a)lác(i)rix — prismú petiéʋu ip vïʋad
vibʋu ómnitu Úrdnias — écuc émprátois
elísuíst Cérfum — sac(a)rác(i)rix Sémunú sva
aetátu f(i)rdta fértlid — praícimé Perséponas
afʋe(d) eíte vús prítrome — pácris púus écic
lexé lifár didá vus — déti hanústu Heréntas;

Deecke:

úsur pristafaldácirix — prismu petleðu, ip uiðad
uíðu ómnitu Urânias — écuc émprátois
élisuist, Cérfum — sacarácirix Sémunúsua
detátu firáta — fértlid praicime Pérsep(o)nas;
áfðed: eite uus prítrome — pácris púus écic
léxe lífar, dída uus — déti hamistu Heréntas!

Wie man sieht, weichen die drei Gelehrten heftig von einander ab in ihren Ansichten, wie denn nun die Verse zu lesen seien. Insbesondere Schwierigkeiten bereiten Zeile 4—6. So lange man, wie Bücheler in Zeile 4 *ætatu* liest, geht die Sache leidlich glatt, aber, sobald *aĕtatu* mit Bugge und Deecke gelesen wird, hebt die Schwierigkeit an, der der eine nur dadurch zu entgehen vermag, dass er trotz *suffī-mentum* die Lesung *f(i)rata* für möglich hält, während der andere *fertlid* in die zweite Vershälfte nimmt und dadurch zu dem Versschluss *Pérsep(o)nas* gezwungen wird. Ähnliche Schwierigkeiten bereitet in Zeile 5 und 6 das *uus*. So lange man *uus* (= *ūs*) liest, wie Bücheler und Deecke, bleibt die Sache ja in Zeile 5 ganz vergnüglich, mag man nun mit Bücheler *afđéd* oder mit Deecke *áfðed* betonen, und auch in Zeile 6 lässt sich der schlechten Büchelerschen Messung *lexé lifár dida úus* abhelfen durch das Deeckesche *léxe lífar dída uus*, anders aber gestaltet sich die Lage, wenn man an Stelle des, wie ich oben nachgewiesen, nicht existirenden *uus* „annus" mit Bugge das richtige *vus* „vos" einsetzt. Dann ist man in Zeile 5 zu dem verzweifelten Schritt getrieben, das ganze *afðed* als Auftakt zu lesen. Bugge hat ja dem nun allerdings abzuhelfen gesucht durch die Annahme, in *afðed* sei das *-d* zwar noch geschrieben, aber nicht mehr gesprochen, so dass *afðe(d) eite* mit Verschleifung zu lesen sei. Aber selbst diese Annahme, die ich an sich für nicht unerlaubt halte, zugegeben, so bleibt doch immer noch die Silbe *afð-* mit ihrer s e h r schweren Position für den Auftakt übrig.

Wie man sieht, häufen sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, wenn man unsere Inschrift als Saturnier, selbst quantitätlose, lesen will, und es bedarf erheblicher Kunststücke, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Und dabei habe ich im Vorstehenden die veränderte Lesung *viđadụ* noch nicht einmal mit in Rechnung gezogen, die doch auch recht beträchtliche neue Schwierigkeiten zu schaffen wohlgeeignet ist. Ich sollte meinen, dass es bei dieser Sachlage wahrlich geratener sei, auf alle Künstelei zu verzichten und die Saturnier aufzugeben.

Damit ist nun aber allerdings keineswegs gesagt, dass die Inschrift eitel Prosa sei; im Gegenteil, dass sie eine bestimmte Kunstform an sich trage, glaube auch ich, nur sind es keine Saturnier. In welcher Richtung wir diese Kunstform zu suchen haben, das zeigt uns die oben (pag. 46 sq.) behandelte pälignische Grabschrift Zw. no. 14.:

pes · pros · ecuf · incubat
casnar · oisa · aetate
c · anaes · solois · des ¦ forte
faber

Zwar ist ja auch diese von Bücheler saturnisch gemessen als:

pes prós ecúf incubát — cásnar oísa aetáte
Gavís Andes sólois — dés fórte fáber,

wofür vielleicht noch besser in Gemässheit dessen, was ich Altit. Stud. IV, 75 sqq. dargelegt habe, zu schreiben wäre:

pes prós ecúf incubát — cásnar oísa͡ aĕtátĕ
gavís andĕs sólois — dés (oder *déves) fórtis fabér,*

aber ich glaube auch hier nicht an Saturnier. Sie kommen doch nur gezwungen heraus, und nicht alles, was sich zur Not als Saturnier lesen lässt, braucht darum auch einer zu sein.

Wohl aber trägt unsere Grabschrift eine andere Kunstform zur Schau, und das ist die Allitteration. Sie beherrscht so ziemlich den ganzen Text derselben:

pes pros | *ecuf in*|*cubat casnar* | *oisa aetate*
gavies anaes | *solois des* | *forte faber.*

Besonders interessant und bemerkenswert dabei ist es, dass *incubat* zwar in eins geschrieben, aber noch für die Allitteration als zwei Wörter gefühlt wurde, also auf dem Standpunkte steht, wie lat. *ab juraverit, ad tributus erit, in aedificatum, ob venerit, in doucebamus* in der lex Julia municipalis, resp. der epistula ad Tiburtes und wie das *in - - sta, ad - - capite,* wie ich es in meiner Herstellung des Arvalenliedes angesetzt habe (Altit. Stud. IV, 33. 36.). Und die gleiche Erscheinung fanden wir oben (pag. 98) auch für das Oskische in dem *ip ist* der tabula Bantina. Der gleichen Behandlung begegnen wir auch in der Grabschrift des Naevius, wo zwar *obliti,* in eins geschrieben, überliefert, aber *ob liti* wegen der Allitteration mit *loquier latina lingua* vorauszusetzen ist.

Diese Allitteration nun ist eine selbständige altitalische Kunstform, welche zwar mit dem saturnischen Mass verbunden sein k a n n, aber es keinesweg immer ist. Sie finden wir auch, und zwar ohne saturnische Messung, in unserem sogenannten Weihgedicht, wie dies die schon oben erwähnten Wendungen *pristafalacirix prismu petiedu, omnitu uranias ecuc empratois, sacaracirix semunu, firata fertlid, praicime Perseponas, pritrome pacris, lexe lifar, dida vus deti, hanustu herentas* darthun.

Es ist für die Herstellung unserer Inschrift von Wichtigkeit, Genaueres über diese Kunstform und die Art ihrer Anwendung festzustellen, und wir sind in der glücklichen Lage, dies auch zu können. Den Anhalt hierfür bieten uns die Gebete auf den Iguvinischen Tafeln. Dass auch sie zahlreiche Allitterationen zeigen, sieht man ja auf den ersten Blick; ein Recht aber, diese Gebete für unsere Untersuchung hier heranzuziehen, gewinnen wir daraus, dass die Iguvinischen Tafeln und unsere Corfinische Inschrift verwandten Inhalts sind. Das ergiebt sich daraus, dass mehrere Ausdrücke der Iguvinischen Tafeln in unserer Inschrift sich wiederfanden. So hatten

wir in unserer Inschrift die Formen *pracom, pristafalacirix, çibđu, alisuist, cerfum, praicim* (i. e. *praivocim), pacris,* denen in den Tafeln die Ausdrücke *praco pracatorum, staflare, kebu, alinsust, çerfe, vocu, pacer* entsprechen. Da einige dieser Ausdrücke von sehr spezieller und charakteristischer Bedeutung sind, so ist an einen Zufall bei diesen Entsprechungen nicht zu denken.

Ich stelle nun zunächst die Ausdrücke der Iguvinischen Gebete hier zusammen, in denen die Allitteration sich zeigt:

tab. VIa.: *peracrei pihaclu; orer ose persei - - pir orto est; persei tuer perscler; pesetom est, peretom est; virseto avirseto vas est; peracrei pihaclu pihafei; nome nerf; futu fos, pacer pase tua; salvo seritu; salva seritu; salvo seritu; nome nerf; salva seritu, futu fos, pacer pase tua; peracri pihaclu;* eben die vorstehenden Allitterationen kehren dann in den beiden Wiederholungen desselben Gebetes an den deus Grabovius wieder; ausserdem noch zu Schluss des dritten Gebetes *peracnio pihaclo;*

tab. VIb.: *fato fito, perne postne, sepse sarsite, vovse a vie esone; futu fons, pacer pase tua; salvo seritu; salvo seritu; nome nerf; salva seritu, futu fons, pacer pase tua; orer ose perse - - - pir orto est; pesetom est, peretom est; virseto avirseto vas est; persondru pihaclu pihafi; nome nerf; futu fons, pacer pase tua; salvo seritu; salvom seritu; nome, nerf; salva seritu, futu fons, pacer pase tua; totam Tarsinatem, trifo Tarsinatem; totar Tarsinater, trifor Tarsinater; nomner nerf; tursitu tremitu, hondu holtu, ninctu nepitu, sonitu savitu, preplotatu previlatu; fututo foner, pacrer pase vestra;*

tab. VIIa.: *prevendu via ecla atero; tote Tarsinate, trifo Tarsinate; totar Tarsinater, trifor Tarsinater; nomner nerus; futu fons, pacer pase tua; salvom seritu; salva serituu; salvo seritu; nome nerf; salva seritu, futu fons, pacer pase tua; foner frite; foner frite; ahavendu via ecla atero; salvom seritu; salva seritu; salvom seritu; nome nerf; salva seritu, futu fons, pacer pase tua; foner frite; foner frite; totam*

Tarsinatem, trifo Tarsinatem; totar Tarsinater, trifor Tarsinater; nomner nerf; tursitu tremitu, hondu holtu, ninctu nepitu, sunitu savitu, preplohotatu previšlatu; futu fons, pacer pase tua.

Diese Beispiele sind zahlreich genug, dass wir aus ihnen eine Reihe von Gesetzen über die Anwendung der Allitteration ableiten können. Da finden wir, was zunächst die Zahl der mit einander allitterierenden Wörter betrifft, zumeist deren zwei, bisweilen jedoch auch drei. So in *virseto avirseto vas est; peracrei pihaclu pihafei; persondru pihaclu pihafi*, wo jedoch in allen drei Fällen je zwei Wörter, *virseto* und *avirseto, pihaclu* und *pihafei*, ein und desselben Stammes sind. Bisweilen beherrscht die Allitteration auch grössere zusammenhängende Partieen, indem entweder längere Reihen von je zwei allitterierenden Wörtern gebildet werden, wie in *salva seritu, futu fons, pacer pase tua* und in *tursitu tremitu, hondu holtu, ninctu nepitu, sunitu savitu, preplohotatu previšlatu*, oder indem zwei verschiedene Allitterationen mit einander verschränkt werden, wie in *orer ose persei pir - - orto est*, welches letztere jedoch seltener ist.

Es allitterieren auf einander nicht die Tonsilben der Wörter, sondern ihre Anfangsbuchstaben, jedoch mit der Ausnahme, dass in Verbalformen, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind, die Präposition noch als getrennt gilt, so dass sowohl die Präposition die Allitteration tragen kann, wie in *pre-plotatu, pre-višlatu*, als auch die Verbalform, wie in *pre-vendu via; aha-vendu via*. Das entspricht dem, was vorhin schon (pag. 139) erschlossen ist, und bestätigt die Richtigkeit der Allitterationen in dem *ecuf in-cubat casnar* der pälignischen Inschrift Zw. no. 14.

Die Allitteration erstreckt sich immer nur auf je einen Konsonanten, nicht auf eine Konsonantengruppe. So haben wir in unseren Gebeten die Allitterationen *totar, trifor; tursitu tremitu; foner frite.* Das beweist, dass wir auch in unserer Inschrift von Corfinium die Allitterationen *praicime perseponas; pritrome pacris* als solche anzuerkennen haben.

Die Vokale allitterieren sämtlich auf einander, was bekanntlich daher rührt, dass der Träger der Allitteration nicht der Vokal selbst ist, sondern der ihm vorangehende Spiritus lenis, also ein Konsonant. So haben wir in den Iguvinischen Gebeten *ẹcla ạtero,* und dem entspricht in pälignischen Inschriften das *ẹcuf ịn* und das *ọisa ạetate* von Zw. no. 14., so wie in unserer Corfinischen Inschrift das *ọmnitu ẹcuc* und *ụranias ẹmpratois.* Dass daneben auch Beispiele mit zufällig gleichem Vokal sich finden können, wie in den Gebeten *ọrer ọse - - - ọrto est,* versteht sich von selbst, ist aber eben zufällig.

Von besonderer Wichtigkeit ist es nun weiter, festzustellen, wie die allitterierenden Wörter grammatisch oder inhaltlich zu einander sich verhalten. Die erste Gruppe allitterierender Wörter besteht aus parallelen Begriffen. Derart sind *pesetom est, peretom est* „peccatum est, delictum est“; *ṿirseto aṿirseto* „visum, invisum“; *ṇome ṇerf* „nomen, majores“; *fato fito, perne postne, ṣepse ṣarsite, ṿovse a ṿie esone* „factum fictum, antea postea, - ¬ - - - -“; *ṭotam Tarsinatem, ṭrifor Tarsinatem* „urbem Tadinatem, tribum Tadinatem“; *ṭotar Tarsinater, ṭrifor Tarsinater* „urbis Tadinatis, tribus Tadinatis“; *ṭursitu ṭremitu, ḥondu ḥoltu, ṇinctu ṇepitu, ṣonitu ṣavitu, preplotatu previlatu* lauter paarweise verbundene Imperative mit zum Teil noch nicht genügend festgestellter Einzelbedeutung. In der zweiten Gruppe sind Substantiv und attributives Adjektiv durch Allitteration verbunden. So in *peracrei pihaclu* „- - - piaculo“; *peracnio pihaclo* dasselbe; *ṿirseto aṿirseto ṿas est* „visum invisum vitium est“. Weiter allitterieren Genetive und ihr nominales Regens. Das ist der Fall in *ọrer ọse* „in - - - sacrificio“; *foner frite* „fausti frumento“; *persei tuer perscler* „quidquid tui sacrificii“. Die nächste Gruppe bilden Verb und nominales Prädikat. So in *futu fons* „esto faustus“, *ṣalvo (ṣalva) ṣeritu* „salvum (-am) servato“. Sodann haben wir ablativische Bestimmungen in Allitteration mit ihrem verbalen oder nominalen Regens. Das liegt vor in *pihaclu pihafei* „piaculo piavi“; *pacer pase*

tua „propitius pace tua". In zwei Fällen sind ganze zusammenhängende Satzpartieen durch Doppelallitteration gebunden, einmal in *ahavendu* (resp. *prevendu*) *via ecla atero*, Bedeutung der Wörter zum Teil unklar, aber Konstruktion ganz deutlich, nämlich Imperativ *ahavendu (prevendu)*, davon abhängig Infinitiv *atero*, davon Akkusativ oder Ablativ *via ecla;* und sodann in *orer ose persei - - - pir orto est* „in .... sacrificio quando - - - ignis ortus est".

Es hat sich somit gezeigt, dass die durch Allitteration gebundenen Wörter in allen Fällen inhaltlich oder grammatisch zusammengehören. Und ganz ebenso ist es bei den alten Beispielen lateinischer Allitteration, wie in der Grabschrift des Naevius *si foret fas flere; traditus thesauro; obliti loquier latina lingua.* Das gleiche Gesetz werden wir also auch in unserer pälignischen Inschrift anzunehmen haben, und es werden alle diejenigen Deutungen abzuweisen sein, bei denen die allitterierenden Glieder auseinander gerissen werden.

Besonders bemerkenswert sind noch die Beispiele *persei tuer perscler* „quidquid tui sacrificii"; *pacer pase tua* „propitius pace tua"; *pacrer pase vestra* „propitii pace vestra", insofern sie zeigen, dass zu einzelnen Allitterationsgliedern Pronominalformen hinzutreten können, welche nicht mit allitterieren. Dafür haben wir einen analogen Fall auch in dem *dida vus deti,* in dem sich also schon aus diesem Grunde ergiebt, dass *vus* ein Pronomen ist und nicht ein Substantivum mit der angeblichen Bedeutung „annus".

Es fragt sich nun, ob sich aus der Allitteration vielleicht Resultate ableiten lassen bezüglich der Herstellung der verlorenen Teile unserer Inschrift. Die Allitteration ist über die einzelnen Zeilen, soweit sie erhalten, sehr ungleich verteilt: die erste Zeile enthält deren eine dreigliederige, *pristafalacirix prismu petiedu;* die zweite zwei zweigliederige, mit verschränkten Gliedern, *omnitu uranias ecuc empratois;* die dritte eine zweigliederige, *sacaracirix semunu* (das *suad* bleibt zu-

folge der eben besprochenen Erscheinung wohl ausser Ansatz); die vierte zwei zweigliederige, *firata fertlid* und *praicime perseponas;* die fünfte eine zweigliederige, *pritrome pacris* (*puus* ist wohl aus dem gleichen Grunde wieder nicht mitzurechnen); das *afded eite* derselben Zeile ist aus verschiedenen Gründen zweifelhaft; die sechste endlich drei zweigliederige, *lexe lifar, dida vus deti* und *hanustu herentas.*

Man könnte versucht sein, aus dieser ungleichen Verteilung den Schluss ziehen zu wollen, die Ungleichheit rühre davon her, dass einzelne Allitterationen durch das Fehlen je eines ihrer Glieder infolge des Behauens des Steines zerstört seien und ursprünglich in dem vollen Texte eine gleichmässige Verteilung derselben vorhanden gewesen sei. Diese Annahme könnte einen Schein der Berechtigung zu haben scheinen, wenn man die Inschrift nach den allitterierenden Formeln geordnet schreibt. Alsdann gewinnt dieselbe die folgende Gestalt:

.... pracom .....
.... usur
pristafalacirix prismu petiedu
ip vidadu .....
.... çibdu
omnitu uranias ecuc empratois
.... alisuist cerfum
sacaracirix semunu
suad ......
...... aetatu
firata fertlid
praicime perseponas
....
afded eite vus(?)
pritrome pacris
puus ecic .....
lexe lifar
dida vus deti
hanustu herentas.

Betrachtet man sich die obige Anordnung etwas genauer, so ergiebt sich, dass die Allitteration allemal da fehlt, wo eine neue Zeile beginnt, ein Verhältnis, welches ich durch die Punktierung angedeutet habe. Das kann allerdings fast so aussehen, als ob die fehlenden Allitterationsstäbe eben wirklich fehlen, d. h. weggehauen sind von den Steinmetzen, die den Stein zu einer Tischplatte zurechthieben. Wäre das so, dann hätte man in der Allitteration einen Anhalt für die Herstellung des verlorenen linken Teiles der Inschrift. Leider aber kann obige Annahme doch nicht als gesichert gelten. Sie wäre das nur unter der Voraussetzung, dass alle Teile eines derartigen Textes allitterierend gebaut seien. Das aber entspricht den anderweiten Thatsachen nicht. In den Iguvinischen Gebeten ist die Allitteration nur eines der Mittel zur Herstellung der gebundenen Rede, daneben werden zahlreiche andere verwandt. So finden wir den Parallelismus *(ocriper Fisiu, totaper Ijovina)*, die Anaphora *(salvo seritu . . . salva seritu)*, die Antithesis *(esir vesclir alfir . . . esir vesclir adrer; dupursus, peturpursus; šihitir anšihitir; hostatir, anhostatir)*; Gleichheit der Endungen *(arsmo, viro; pequo castruo)*; vereinzelt endlich auch den Reim *(mefa spefa)*.

Wie man sieht, tragen also diese Gebete allerdings einen gegliederten Bau an sich, aber die Mittel für diese Gliederung sind sehr verschiedene. Und erwägt man die Sache näher, so kann es eigentlich auch nicht anders sein. Die gebundene Rede im weitesten Sinne dieses Wortes hat bei ihrer Entstehung noch kaum einen ästhetischen Zweck, sondern einen rein praktischen, oder wenigstens diesen ebenso sehr wie jenen. Dieser praktische Zweck ist aber der einer Gedächtnishülfe, wohlbemerkt vor Erfindung der Schreibkunst. Parallelismus, Allitteration, Reim, Metrum, sie alle also sind zunächst rein mnemotechnische Hülfsmittel. Es ist aber kaum anzunehmen, dass man bei diesem rein praktischen Zweck von vorn herein die genannten verschiedenen Arten, ihn zu erreichen, auseinander hielt, sondern man nahm offenbar in jedem einzelnen Falle gerade dasjenige

Hülfsmittel, welches sich, so zu sagen, von selbst darbot. So waren denn die ältesten Gebetsformeln — eine Spezialuntersuchung derselben bei den einzelnen Völkern würde dies gewiss bestätigen — von allen jenen Hülfsmitteln in buntem Wechsel durchzogen, und aus diesem bunten Wechsel erst lösten sich dann im Verlaufe der Zeit die einzelnen Formen zu selbständigem Leben los, wurden in den Dienst der Ästhetik gestellt und zu besonderen Kunstformen entwickelt.

Auf jener ersten Stufe nun stehen die Iguvinischen Gebete noch, und bei dem grossen Beharrungsvermögen, welches sakrale Dinge Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch zeigen, kann uns das nicht wunder nehmen. Andererseits freilich zeigen sie auch bereits wieder Spuren eines gewissen Niederganges, insofern öfter in allitterierenden Formeln die Allitteration durch Einsetzung nicht allitterierender Wörter statt der allitterierenden gestört erscheint. Das ist z. B. der Fall, wenn es statt des sonstigen *peracri pihaclu* in dem Gebet an den Tefer heisst *Tefrali pihaclu* (tab. VIb, 28.), oder wenn die sonst ständige Formel *futu fons, pacer pase tua* bisweilen (z. B. tab. VIb, 7.) die Gestalt annimmt *fons sir, pacer sir* „faustus sis, propitius sis“, wo also die Allitteration durch den Parallelismus ersetzt ist.

Bei dieser Sachlage wird man also auch nicht ohne weiteres annehmen dürfen, dass unsere Corfinische Inschrift durchweg in allitterierenden Formeln abgefasst sei, wie ja denn auch die im übrigen allitterierende pälignische Grabschrift Zw. no. 14. neben ihren allitterierenden Formeln *pes pros, ecuf in-cubat casnar, forte faber* die nicht allitterierenden *solois des* enthält. Es kann in ihr vielmehr auch von den anderen genannten Mitteln, die Rede zu binden, von Parallelismus, Gleichheit der Endungen, Reim u. s. w., Gebrauch gemacht sein. Man wird also bei der Herstellung der verlorenen Stücke nicht unter allen Umständen allitterierende Formeln verlangen dürfen, sondern da, wo Evidenz des Sinnes oder sonstige besondere Verhältnisse es wahr-

scheinlich machen, dass der Ausdruck nicht allitteriert habe, sich ohne Allitteration begnügen müssen. Nur soviel ist vielleicht richtig, dass, wenn sich bei der Herstellung ungezwungen eine allitterierende Formel ergiebt, diese dann, eben wegen der so häufigen Anwendung der Allitteration in unserer Inschrift, ein gewisses Präjudiz der Wahrscheinlichkeit für sich habe.

Wenn im Vorstehenden gerade die Gebete der Iguvinischen Tafeln herangezogen sind, so ist das nicht etwa geschehen, weil ich glaubte, dass unsere pälignische Inschrift nun auch eben ein Gebet enthalten müsste, sondern lediglich deshalb, weil in jenen Gebeten sich die behandelten Erscheinungen ganz besonders reich und klar zeigten. Aber vorhanden sind sie auch in den übrigen Teilen der Iguvinischen Tafeln zahlreich genug. So haben wir z. B. auf der kurzen tab. IIb. folgende derartige gebundene Formeln: *perakne sevakne; heri puni, heri vinu; upetu eveietu naratu; feta fertu; pustru pestu; ranu pesnimu, puni pesnimu, vinu pesnimu, une pesnimu; vitlu vufru; ape apelus*, wobei ich übrigens nur diejenigen Beispiele berücksichtigt habe, deren Wortformen auch durch den Sinn mit einander gebunden sind. Daraufhin wird also unsere pälignische Inschrift sehr wohl ein Gebet enthalten können, aber ebenso gut auch einen anderen Inhalt sakraler Natur, sei es eine Ritualvorschrift, eine lex templi oder noch etwas anderes. Dass nicht bloss in Gebeten, sondern auch bei rituellen Vorschriften u. dgl., die ja nicht weniger für das Festhalten mit dem Gedächtniss in Frage kommen, von jenen mnemotechnischen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht worden sei, ist ja von vornherein anzunehmen.

Nachdem nunmehr die Kunstform, in der unsere Inschrift abgefasst ist, festgestellt ist, können wir an die Erörterung ihres Gesamtinhaltes herantreten und, soweit es möglich scheint, an die Ergänzung der verlorenen Teile. Das Ergebnis der Spezialuntersuchung der einzelnen Formen war das folgende:

. . . . *pṛạçọṃ* . . . .
ụsur · *pristafalacirix* · *prismu* · *petiedu* · *ip* · *viđadu*
çibđu · *omnitu* · *uranias* · *ecuc* · *empratois*
ạlisuist · *cerfum* *sacaracirix* · *semunu* · *suaḍ*
ạetatu · *firatu* · *fertlid* · *praicime* · *perseponas*
ạfđed · *eite* · *vus* · *pritrome* *pacris* *puus* ·· *ecic*
lexe · *lifar* · *dida* · *vus* · *deti* · *hanustu* · *herentas*
„. . . . . saepimentum . . . .
matrona praehospitalis principum Petiediorum ad sacrificalium
cibariorum congregato Uraniae hūc ex imperio
peccaverit Cerforum sacratrix Semonum suā
agitato frumento fertili in pronaum Proserpinae
excitavit ite vos in anteriorem pacatae qui hīc
in leges . . . . .(?) det vos Diti terribili Venus."

Bereits oben (pag. 122) hat sich ergeben, dass, wenn meine Herstellung der sechsten Zeile richtig ist, dort 10 Buchstaben und 3 Punkte weggehauen waren. Damit hätten wir dann einen Anhalt auch für den Umfang des in den anderen Zeilen zu Ergänzenden.

Die Ergänzung der ersten Zeile mit dem blossen *pṛạçọṃ* ist natürlich nicht möglich, aber doch kann man wegen des folgenden *ecuc omnitu* „hūc congregato" den allgemeinen Sinn etwa dahin vermuten, dass in diese *prax*, den „Tempelhag", die Festgenossenschaft hineingeführt werden solle.

Der dann folgende Satz geht meines Erachtens bis *empratois*. An Satzteilen fehlt in dem erhaltenen Texte das Objekt und das von *ip* „ad" abhängige Substantiv, welches zugleich das Regens der Genetive *viđadu* und *çibđu* sein würde. Das erstere stand mutmasslich, wie schon oben (pag. 105) sich herausstellte, noch vor dem *ụsur* und war vielleicht *toutam* „civitatem" oder *poplom* „populum" oder auch *trifum* „tribum". Alle drei nehmen 6 Buchstaben und 1 Punkt in Anspruch, so dass, um die Zeile voll zu machen, noch 6 Buchstaben resp. Punkte fehlen, bezüglich deren ein Anhalt sich, soweit ich sehe, nicht bietet.

Die Ergänzung vor *çibdu* hingegen ergiebt sich ziemlich leicht. Schon oben ist die pristafalacirix mit dem umbrischen *aðfertur* verglichen, der das Festmahl auszurichten hat. Daraufhin ergänze ich zu *ip · vidadu [cersnam · inom ·] çibdu · omnitu* „ad sacrificalium cenam et cibariorum congregato." Die Ergänzung hat genau den zu erwartenden Umfang, 13 Buchstaben und Punkte, und *cersnam* allitteriert mit *cibdu*, während letzteres mit *vidadu* durch die gleiche Endung mnemotechnisch verbunden ist. Es heissen somit die ganzen beiden Zeilen in ihrer Gesamtheit: „Die Frau Oberschaffnerin der edlen Petiedier soll auf Geheiss der Venus die Gemeinde zu einem Mahl aus Opfer- und gewöhnlichen Speisen hierher versammeln."

Die folgende Zeile muss einen Bedingungssatz enthalten, das folgt aus dem Futurum exact. *alisuist.* Nun erinnere man sich, dass auf tab. Iguv. V. nach beendetem Mahle die Atiedischen Brüder zu entscheiden haben, *sve rehte kuratu si* „num recte curatum sit", nämlich vonseiten des *aðfertur*, und die Herstellung ergiebt sich fast von selbst. Sie lautet: *[svai · pid · coisa ·] alisuist · cerfum* „si quid peccaverit (sc. die pristafalacirix) in cura Cerforum". Das *coisa*, welches wegen des umbr. *disler alinsust* (oben pag. 107) natürlich Dativ ist, gewinne ich teils aus dem umbr. *kuratu si*, teils aus dem lat. *cura deorum* (Liv. 6, 41.). Bemerkenswert ist auch hier wieder die Allitteration *coisa cerfum.* Die Ergänzung *[svai · pid · coisa ·]* beträgt 15 Buchstaben und Punkte, also etwas mehr, als das *[pon · eisa · pur ·]*, von dem wir bezüglich der Grösse des Defektes ausgingen. Da aber in *[svai · pid · coisa ·]* drei *i* sind, so wird das Ganze nicht mehr Raum beanspruchen, als verfügbar ist.

Mit *sacaracirix* fängt nun der Nachsatz an, der natürlich angiebt, was zur Sühne des peccatum geschehen solle. Der umbrische *aðfertur* wird zu einer Geldbusse verurteilt, in unserer Inschrift aber heisst es: *sacaracirix semunu ... aetatu* „sacratrix Semonum ... agitato". Hier soll also die Sühne durch eine sakrale Handlung (cf. lat. *sacra agitare*)

einer Priesterin vollzogen werden. Dass sie dieses Sühnopfer mit *firata fertlid* „frumento fertili“ vollzieht, haben wir bereits oben (pag. 112 sq.) gesehen. Dieser Ablativ kann direkt von *aetatu* abhangen, es kann aber letzteres eben so gut auch noch ein Objekt vor sich gehabt haben. Nach dem Inhalt des Satzes kann dies nur *pihaclom* gelautet haben. Damit ist aber der vor *aetatu* verfügbare Raum noch nicht ausgefüllt, und es fehlt uns ja auch noch zu dem die vorige Zeile schliessenden *suad* ein Substantiv. Denn *suad* mit *firata(d)* zu verbinden, das giebt keinen rechten Sinn. Ich vermute, dass zu *suad* vielmehr *manid* „manu“ (cf. umbr. Abl. *mani*, osk. Akk. *manim*) zu ergänzen sei. Die sacratrix soll das Sühnopfer „mit eigener Hand“ bringen, nicht etwa durch die eine mehr dienende Stellung einnehmende praestabulatrix bringen lassen. Die Ergänzung *[manid · pihaclom ·]* umfasst 15 Buchstaben und Punkte. Falls das etwas zu viel sein sollte, kann der Umfang verkleinert werden entweder durch Auswerfen des *h* (cf. *pio* oben pag. 68), oder durch Weglassen des *-d* oder *-m* von *manid* oder *pihaclom*, da ja beide Buchstaben in Endungen wegfallen können (cf. oben pag. 112. 109).

Der nun folgende Abschnitt umfasst klärlich die Worte von *praicime perseponas* bis *pritrome pacris*, welche miteinander allitterieren und, wie schon oben (pag. 118) dargethan, sich auf einander beziehen, das *pritrome* auf *praicime*, das *pacris* auf *perseponas*. Auch die Ergänzung des fehlenden Stückes ist bereits oben (pag. 122) gegeben worden und das Ganze sonach als *praicime · perseponas | [pon · eisa · pur ·] afded · eite · vus · pritrome pacris* „in pronaum Proserpinae, postquam illa (sc. sacratrix Semonun) ignem excitavit, ite vos, in anteriorem pacatae“. Sachlich findet die Stelle wieder in den Iguvinischen Tafeln ihre genaue Parallele. Auf Tafel VIa. und b. werden mehrfach verschiedene Götter angegangen, wenn bei ihrem Opfer irgend etwas versehen sei, dies nach Darbringung eines *pihaclu* „piaculum“ für gesühnt zu halten und wieder gnädig zu sein *(futu fos, pacer pase*

tua „esto faustus, pacatus pace tua"). Und dieser ganze Passus beginnt regelmässig mit der Wendung *orer ose pirse ... pir ortom est* „in ... opere (= sacrificio) cum ignis ... ortus est" (cf. oben pag. 123). Mit dem Auflodern des Feuers ist die Sühne vollbracht, der Gott ist dann *pacer*. Und genau so in unserer Stelle: sobald die Semonen-priesterin das Feuer entfacht hat, dürfen die Opfergenossen das Heiligtum der nunmehr versöhnten Proserpina *(perseponas ... pacris)* betreten. Durch den Sachzusammenhang wird übrigens hier die persepona als zu den cerfus gehörig erwiesen und ebenso auch der Zusammenhang zwischen den cerfus und den semuns klar herausgestellt.

Der letzte Abschnitt unserer Inschrift reicht von *puus* bis ans Ende und zerfällt in einen Relativsatz und den mit *dida* beginnenden Hauptsatz. Der letztere ist schon oben (pag. 133). bei der Wortuntersuchung völlig aufgeklärt, und er bedeutete: „det vos Diti terribili Venus". Auf dies *vus* bezieht sich ohne Zweifel das *puus* „qui", und der allgemeine Inhalt dieses Relativsatzes ist auch ganz klar, sofern er angeben muss, weshalb die Betreffenden dem Dis übergeben werden sollen. Bei der Schwere dieser Strafandrohung muss auch das Delikt ein schweres gewesen sein. Ein schweres Delikt aber ist es, wenn bei einer sakralen Handlung irgend jemand unbefugter Weise zugegen ist. So heisst es auf den Iguvinischen Tafeln (tab. VIb, 53 sqq.) ausdrücklich: *pisest totar tarsinater, trifor tarsinater, tuscer naharcer iabuscer nomner, eetu ehesu poplu* „quisquis est civitatis Tadinatis, tribus Tadinatis, Tusci Narici Japudisci nominis, ito ex hoc populo", und es wird dann bald hinterher in verschiedenen Gebeten an verschiedene Gottheiten alles mögliche Unheil auf diese fremden Stämme herabgefleht. Es scheint mir, als ob der Inhalt unseres Satzes ein ähnlicher gewesen sein müsse, und darauf führt auch anscheinend das *lexe* „in leges", d. h. „gegen die Opfervorschriften", sc. verstossend. Dieses „verstossend" kann nur in dem *lifar* liegen, über welches wir oben (pag. 129 sq.) zu keiner Klarheit gelangten. Das Wort

müsste alsdann ein Adjektiv sein und zwar ein konsonantischer Stamm, weil sonst das Fehlen des Plural *-s*, wie die Konstruktion nach *puus* es verlangt, nicht erklärlich wäre (cf. darüber Enderis, Osk. Formenlehre LXV.). Vielleicht war das Wort gebildet, wie osk.-päl. *casnar* „senex" (oben Zw. no. 14). Etymologisch aber bleibt die Form unklar und es kann daher die Übersetzung „peccantes" nur mit einem ? gegeben werden. Als Sinn des ganzen Relativsatzes ergiebt sich also: „welche hier (sc. beim Opfer) als Fremdlinge sich aufhalten, gegen die Satzungen verstossend". Das „als Fremdlinge sich aufhalten" stand auf dem verlorenen Stück und würde durch *[hostis · hafetant ·]* zu übersetzen sein, wieder eine allitterierende Formel. Die Ergänzung beträgt 16 Buchstaben und Punkte. Sollte das etwas zu viel sein, so ist leicht abzuhelfen, indem man unter Ausstossung des unbetonten Vokals, wie in *afđed* und *fertlid*, nur *haftan* oder, wie *set* für *sent*, *haftat* schreibt. Der letzte Abschnitt heisst demnach: „qui hīc hostes habitant, in leges peccantes, tradat vos Diti terribili Venus". Dass die Venus diejenige ist, die die Strafe verhängt, ist in der Ordnung, denn auf ihren Befehl, *uraniās empratois*, sind ja die Opfergenossen versammelt.

Damit sind wir mit der Erklärung unserer Inschrift zu Ende, und dieselbe hat, unter allerstrengster Beobachtung der Laut- und Wortbildungsgesetze, einen durchaus sachgemässen und durch die sachliche Analogie der Iguvinischen Tafeln in allen seinen Teilen gestützten Inhalt ergeben, eine Analogie, die auch in zahlreichen Übereinstimmungen des Ausdrucks, päl. *pracom, pristafalacirix, çibdu, alisuist, cerfum, aetatu, firata, praicim, afđed, pritrom, pacris, hanustu* neben umbr. *praco, staflare, kebu, alinsust, çerfe, aitu, frif* und *frite, vukum, feđehtru* und *sufeđaklu, pretra, pacer, hondu,* deutlich genug hervortrat.

Es erübrigt jetzt nur noch, das Gesamtresultat hier übersichtlich zusammenzustellen. Die Inschrift lautet und bedeutet also:

. . . . *pracom* . . . .
[. . . . . poplom ·] ųsur · pristafalacirix · prismu · petieđu ·
ip · viđadu
[cesnam · inom ·] çibđu · omnitu · uranias · ecuc · empratois
[svai · pid · coisa ·] ąlisuist · cerfum sacaracirix · semunu · suaḍ
[manid · piaclom·] ąetatu · firata · fertlid · praicime · perseponas
[pon · eisa · pur ·] ąfđed · eite · vus · pritrome pacris puus · ecic
[hostis · haftant ·] lexe · lifar · dida · vus · deti · hanustu · herentas
. . . . saepem . . . .
. . . . . . populum matrona praehospitalis principum Petie-
diorum ad sacralium
cenam et cibariorum congregato hūc ex Uraniae imperio.
si quid in cura peccaverit Cerforum, sacratrix Semonum sua
manu piaculum agitato frumento fertili. in pronaum Pro-
serpinae,
cum illa ignem excitavit, ite vos, in anteriorem pacatae. qui hīc
peregrini versantur, in leges offendentes (?), tradat vos Diti
terribili Venus“.

Für die Richtigkeit meiner Satzabteilung fällt besonders ins Gewicht, dass am Satzende die beiden Formen *cerfum* und *fertlid* den Endkonsonanten bewahrt haben, der im Kontexte zumeist abgefallen ist, wie in *prismu(m), petieđu(m), viđadu(m); çibđu(m), semunu(m); omnitu(d), ąetatu(d), firata(d).* In der Pausa halten sich bekanntlich die vollen Formen am längsten und besten.

Auch die schöne Kunstform des Gedichtes, nicht die saturnische, sondern die wirkliche, wird zum Schluss noch einmal übersichtlich zusammenzustellen sein. Sie ist die folgende:

. . . . . pracom . . . .
[poplom] ųsur pristafalacirix
prismu petieđų]
ip viđadų [çesnam inom] çibđų
ǫmnitu ųranias ęcuc ęmpratois
[svai pid çoisa] ąlisuist çerfum
şacaracirix şemunu

ꝣuad [manid
ꝑiaclom] qetatu
firata fertlid
praicime perseponas
[pon ꝣisa pur] afðed
ꝣite vus
pritrome pacris
puus ecic [hostis haftant]
lexe lifar
dida vus deti hanustu herentas.

Diese Kunstform entspricht genau der der Iguvinischen Tafeln.

Hier haben wir ganz dieselben Gesetze, die oben (pag. 141 sqq.) an den Iguvinischen Gebeten konstatiert wurden, nur noch reicher entwickelt, indem nicht bloss je zwei Wörter durch Allitteration gebunden werden, sondern auch vier, wie geschehen ist in *praicime perseponas* ... *pritrome pacris* und, wenn ich richtig ergänzt habe, in *[poplom]* ... *pristafalacirix prismu petiedu.* Daneben findet sich auch die gleichfalls umbrische Art, dass zwei Allitterationspaare mit einander verschränkt sind, wie in *omnitu uranias ꝣcuc ꝣmpratois,* wo beide Paare noch wieder unter einander allitterieren und, falls richtig ergänzt, in *[pon ꝣisa pur] afðed,* wo zwei verschiedene Allitterationen vorliegen.

Eine ähnliche Verschränkung liegt auch vor in *dida vus deti hanustu herentas,* da aber hier die Verschränkung nicht in der Form, sondern in der grammatischen Gliederung liegt, so betrachte ich zuvörderst diese. Auch in bezug auf diese haben wir wieder dieselbe Erscheinung, wie bei den Iguvinischen Gebeten (cf. oben pag. 142 sq.), dass nämlich die allitterierenden Wörter stets inhaltlich oder grammatisch zusammengehören. So haben wir Substantiv und attributives Adjektiv in *prismu petiedu, firata fertlid,* so Substantiv mit abhängigem Genetiv in *pristafalacirix petiedu, ꝣacaracirix ꝣemunu, uranias ꝣmpratois, praicime perseponas, pritrome pacris* und, wenn richtig ergänzt, auch *[ꝣesnam] ꝣibdu, [ꝣoisa]*

cerfum. Subjekt und Prädikat allitterieren in den ergänzten Stellen *[eisa] afded* und *[hostis haftant]*, Subjekt und Objekt in *poplom pristafalacirix.* In *omnitu ecuc* haben wir Prädikat und zugehöriges Ortsadverb, in *lexe lifar* Adjektiv mit der davon abhängigen Bestimmung. In *dida vus deti hanustu herentas* ist die Doppelallitteration in der Weise verschränkt, dass in *dida herentas* Subjekt und Prädikat, in *deti hanustu* Substantiv und Adjektiv dazu je einen Stab des einen Paares enthalten, eine sehr wirksame Form, über welche man das sehr interessante und lehrreiche Büchlein von Wilh. Jordan, Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim, 47. vergleichen wolle. In der ergänzten Stelle *[pon eisa pur] afded* endlich haben wir die ganzen Satzteile in Doppelallitteration, ganz ähnlich, wie in dem entsprechenden umbrischen *orer ose persei pir orto est.*

Der mnemotechnische Charakter der Allitteration, dem sie ja überhaupt ihren Ursprung verdankte (cf. oben pag. 145 sq.), tritt in unserer Inschrift noch ganz besonders stark hervor, insofern ausser den eigentlichen Allitterationen noch allerhand sonstige kleine mnemotechnische Hülfen angebracht sind. So schliesst sich *suad*, obwohl es nicht eigentlich allitteriert (cf. oben pag. 143), an *sacaracirix semunu* an und genau ebenso *puus* an *pritrome pacris*, ähnlich auch *eite vus* an *[eisa] afded.* Durch Gleichheit der Endungen fügt sich der Satz *ip vidadu* (für *vidadu*, cf. oben pag. 80) . . . *cibdu* an das vorhergehende *petiedu.* Und die sachliche Antithese *[svai pid . . .] glisuist* „si quid peccaverit“ und *[piaclo] getatu* „piaculum agitato“ zeigt deutlich die Form der verschränkten Allitteration und ist vielleicht sogar als wirkliche Alliteration anzuerkennen, denn dass Zwischenglieder eine solche nicht aufheben, sehen wir ja deutlich aus *praicime perseponas . . . pritrome pacris.*

Dass neben diesem mnemotechnischen Zweck in unserer Inschrift auch bereits ästhetische Momente, wie Euphonie und Numerus oder Rhythmus, wie man's nun nennen will, mitspielen, ist immerhin möglich.

Damit ist denn die Interpretation unserer Inschrift nach allen Seiten hin erledigt und es bleibt jetzt nur noch die Frage zu erörtern übrig, welcher Zeit unsere Inschrift, resp. die pälignischen Inschriften überhaupt angehören. Wir sind hierfür nicht ohne Anhalte, die vor allem in der Schrift der genannten Denkmäler liegen. Und auf Grund der Schrift ist zunächst zu konstatieren, dass die pälignischen Inschriften so ziemlich alle ein und derselben Zeit angehören (cf. die Abbildungen bei Zwetajeff, Inscriptiones Italiae mediae, tab. II a. bis VI.), denn sie alle zeigen gleichmässig die Buchstabenformen ΓLⱮNAO. Nur die Inschrift Zw. no. 37. hat ꓘ O und A, no. 38. ꓘ, diese sind also zweifellos die ältesten, während Zw. no. 31. P hat, also wohl die jüngste sein mag, obwohl ja gerade die Buchstabenformen Ⱞ und Γ keinen recht sicheren chronologischen Anhalt geben.

Ein Versuch, die Zeit der Abfassung genauer zu bestimmen, ist nur bei unserer grossen Corfinischen Inschrift gemacht. Bücheler (Rhein. Mus. XXXIII, 272.) will sie „nicht weit rückwärts vom marsischen Krieg, wo nicht geradezu innerhalb der Kriegsjahre“ setzen, insbesondere auf Grund der Schriftform, „und die sprachlichen Erscheinungen, wie die Gemination des langen Vokals sprechen nicht dagegen“. Jordan hingegen (Krit. Beitr. 188.) meint, es sei „in der Epoche der Gracchen geschrieben“. Hierbei stützt er sich hauptsächlich darauf, dass, nach seiner Ansicht, die Allitterationen unserer Inschrift eine „archaistische Künstelei“ sei. Aus meinen oben (pag. 138 sqq) gegebenen Darlegungen ist zu ersehen, dass ich diese Ansicht nicht teile und somit natürlich für mich auch der daraus gezogene Schluss hinfällig wird. Ich habe es also zunächst mit der Schrift zu thun. Das ꓘ weicht bekanntlich dem L etwa um 240 v. Chr. (Mommsen, Unt. Dial. 29.). Nun wird man allerdings wohl annehmen müssen, dass fern in den Abruzzen archaische Buchstabenformen sich noch länger erhalten haben. Setzt man diese Differenz auf etwa 50 Jahre, so würde sich ergeben, dass die pälignischen Inschriften, mit Ausnahme der das ꓘ O und A

enthaltenden Zw. no. 37. und der ein ᚠ zeigenden Zw. no. 38. jünger als 190 v. Chr. sind. In den Inschriften fehlt, worauf ich bereits oben mehrfach hingewiesen, das G, wofür noch C geschrieben wird, so in *c* · = *gavies* (Zw, no. 14. 22.), in *anceta* (Zw. no. 28; cf. oben pag. 37 sq.), in *cnatois* (Zw. no. 35.). Nur einmal, in *arghillus* (Zw. no. 25.) = gr. Ἄρχιλλος, ist *g* geschrieben, aber hier an falscher Stelle, ein Beweis, dass man den neuen Buchstaben noch nicht recht zu handhaben wusste. Nun aber erscheint G in römischen Inschriften zuerst im Jahre 298 v. Chr. und wird dann um das Jahr 231 v. Chr. in das lateinische Alphabet aufgenommen (Mommsen, Unt. Dial. 32 sq.). Rechnen wir wieder die obigen 50 Jahre für den Weg bis in die Abruzzen ab, so werden wir zu dem Schlusse geführt, die pälignischen Inschriften seien nicht jünger, als 180 v. Chr. Also nicht älter als 190, nicht jünger als 180 v. Chr., das ist das aus der Schrift sich ergebende Resultat.

Und die „sprachlichen Erscheinungen" widersprechen dem nicht, ebensowenig wie der Büchelerschen Annahme. Ritschl (Mon. epigr. tr. c. III, 22 sq.; Rhein. Mus. XIV, 301 sq. 387; Prisc. Latin. mon. epigr. 121. 123.) hat nachgewiesen, dass in lateinischen Inschriften die Doppelung der Vokale *a, e, u* zur Bezeichnung der Länge in der Zeit zwischen den Gracchen und dem dritten Mithridatischen Kriege sich finde, also etwa von 133 bis 74 v. Chr. Aber eben in lateinischen Inschriften, und hier ist es eine Neuerung, zweifellos von auswärts importiert (der Vater des Tragikers L. Attius war ja ein Freigelassener), so gut wie die Doppelung der Konsonanten von Ennius importiert wurde. Einheimisch dagegen war die Doppelung der Vokale bei den Oskern. Hier sind es gerade die ältesten Denkmäler in nationaler Schrift von rechts nach links, welche die Doppelung zeigen, in den jüngeren in nationaler Schrift von links nach rechts und auf der in lateinischer Schrift geschriebenen tabula Bantina verschwindet sie. Bei der nahen Verwandtschaft der Osker und Päligner wird man annehmen dürfen, dass

letztere ursprünglich auch oskische Schrift und Orthographie hatten und dass daher die vereinzelte Vokaldoppelung — nur in dem *puus* unserer grossen corfinischen Inschrift findet sie sich, da das VVS in derselben als *vus* zu lesen ist (cf. oben pag. 126) — ein letzter Rest der nationalen Schreibung, nicht ein Import von Rom sei. Bei dieser Sachlage aber lässt sich dann aus der Zeit der lateinischen Vokaldoppelung für die Zeit unserer Inschrift gar nichts folgern.

Es fragt sich weiter, ob die Doppelung der Konsonanten solche Schlüsse ergebe. Dieselbe findet sich in *acca* (Zw. no. 16.), *anniaes* (Zw. no. 22.), *arghillus* (Zw. no. 25.), *cerri* (Zw. no. 28.), wahrscheinlich auch in *sestattens* (Zw. no. 34.). Für die lateinische Orthographie wird die Einführung derselben bekanntlich dem Ennius zugeschrieben, ist also etwa um das Jahr 200 v. Chr. zu setzen, und ist nach dem Jugurthinischen Kriege, also etwa um 105 v. Chr., als durchgedrungen anzusehen. Es fragt sich, woher Ennius seine Neuerung genommen habe. Festus (293. Mü.) meint. ut pote Graecus graeco more usus. Aber es kann auch anders sein. Ennius tria corda habere sese dicebat, quod loqui graece et osce et latine sciret, berichtet ja Gellius (XVII, 17, 1.), und das ist nach der Lage von Ennius' Geburtsort auch gewiss richtig. Nun aber schreibt das Oskische in den Inschriften aller Gattungen, sowohl denen in einheimischer Schrift, sei sie links-, sei sie rechtsläufig, wie in denen mit lateinischer und griechischer Schrift, doppelte Konsonanten, wenn auch nicht konsequent durchgeführt. Bei dieser Sachlage aber kann die Neuerung des Ennius in der lateinischen Orthographie ebensogut einem oskischen, wie einem griechischen Vorbilde nachgebildet sein. Doch sei dem, wie ihm sei, mit der pälignischen Konsonantendoppelung verhält es sich ohne Zweifel, wie mit der der Vokale, sie ist oskischen Ursprunges, was sich vor allem auch darin zeigt, dass sie, gleich der oskischen, sich länger gehalten hat, als die vokalische Doppelung. Bei dieser Sachlage lassen sich also auch aus ihr chronologische Schlüsse nicht ziehen, und es spricht also

sie so wenig, wie oben die Doppelung der Vokale, gegen meine aus der Schrift gewonnene Zeitbestimmung.

Aber vielleicht zwingen uns die griechischen Götternamen Urania und Persepona, unter das Jahr 180 v. Chr. herabzugehen? Die Form *persepona* neben der lateinischen *Proserpina,* älter *Prosepna* auf dem Spiegel von Orbetello (CIL. I, no. 57) zeigt, dass die griechische Göttin nicht durch Vermittelung der Römer zu den Pälignern gelangt sei, sondern entweder direkt von den Griechen oder durch die Osker hindurch. Ersteres ist ganz unwahrscheinlich — denn wie kamen Griechen in die Abruzzen? — letzteres hingegen sehr wahrscheinlich, denn die oskischen Inschriften, und zwar gerade die ältesten mit linksläufiger einheimischer Schrift, weisen neben den altitalischen auch bereits zahlreiche griechische Götternamen auf. So haben wir den *hereklos* auf dem cippus Abellanus (Zw. no. 136.) und sonst, den Ζεὺς Μειλίχιος in dem Genetiv *iúveís meelíkiieís,* halb oskisch, halb griechisch (Zw. no. 142.), ebenso gemischt die Dative *patanaí piístiaí* „Patanae πιστίᾳ" und *evkloí patereí* „Εὔκλῳ patri" auf der Tafel von Agnone (Zw. no. 87.). Und gerade die *herentas-urania* unserer Inschrift ist auch oskisch nachweisbar in dem Dativ *herentateí herukinaí* (über den Zusammenhang der Erycina mit der Urania cf. Preller, Röm. Myth. I³, 437.) nebst Genetiv *herentateís* (Zw. no. 140.), gleichfalls in linksläufiger oskischer Schrift. Die oskischen Inschriften einheimischen Alphabets aber hat Mommsen (Unt. Dial. 113.), abgesehen von den jüngeren pompejanischen, als in die Zeit von 210 bis etwa 150 v. Chr. gesetzt, während die tabula Bantina mit ihrer bereits lateinischen Schrift zwischen 128 bis 117 v. Chr. liegt. Mit dieser Datierung der älteren oskischen Inschriften mit griechischen Götternamen verträgt sich die oben aus der Schrift gewonnene Datierung unserer pälignischen Inschrift zwischen 190 und 180 v. Chr. auf das beste, und die griechischen Götternamen in ihr zwingen uns also keineswegs, unter dieses letztere Jahr hinabzugehen.

Damit ist denn „das sogenannte Weihgedicht von Corfinium“ allseitig auf das eingehendste und gewissenhafteste untersucht worden, und es hat sich herausgestellt, dass es weder eine Weihung enthält, noch ein Gedicht ist, sondern eine in allitterierenden Formeln mnemotechnischen Charakters abgefasste Ritualvorschrift, an Form und Inhalt, an Interesse und Wichtigkeit den Iguvinischen Tafeln völlig entsprechend, wobei es nur aufs lebhafteste zu bedauern ist, dass uns dieses wertvolle Dokument in so trümmerhaftem Zustande erhalten ist. Die Aufgabe bezüglich unserer Inschrift war eine ähnliche, wie bei der Censorinschrift von Bovianum (Altit. Stud. II, 77—124.), und ist auch in ähnlicher Weise zu lösen versucht, und so gilt denn auch hier, was dort (l. c. 123) gesagt wurde: „Um Einzelheiten wird sich ja rechten lassen, und begründeten Verbesserungsvorschlägen wird man mich jederzeit zugänglich finden, aber dass meine Erklärung im ganzen das Richtige treffe, glaube ich, wird jeder Unbefangene zugeben.“

Was aber „die Sprache der Päligner“ betrifft, so hat sich ergeben, dass sie nicht, wie Bugge (Altit. Stud. 80.) wollte, „ein Mittelglied zwischen der oskischen und der umbrischen Sprache“ sei, sondern durchaus und in allen wesentlichen Dingen mit der ersteren Hand in Hand geht. Auch Bugge selbst giebt ja zu, dass sie „der erstgenannten ein wenig näher steht“. An das Umbrische erinnert in der That gar nichts, ausser dem Abwerfen etlicher Endkonsonanten, wie sie in unserer Inschrift sich fand (cf. oben pag. 153). In den beiden wichtigsten Unterscheidungspunkten des Oskischen und Umbrischen, Verhalten in bezug auf die Diphthonge und Rhotazismus, steht das Pälignische völlig auf der Seite des Oskischen. Aus den vielen Übereinstimmungen zwischen dem Wortschatze unserer Inschrift und dem der Iguvinischen Tafeln (cf. oben pag. 152) lässt sich natürlich für die nähere Verwandtschaft beider Sprachen kein Schluss ziehen, denn jene Übereinstimmungen sind nur durch die Ähnlichkeit des Inhaltes bedingt.

Ebensowenig kann ich auch den weiteren Satz Bugges zugeben: „Sie ist weniger altertümlich als die oskische, weniger abgeschliffen als die umbrische Sprache." Nur der zweite Teil dieses Satzes ist wahr, der erste nicht. Denn wenn auch die Abschleifung einzelner Endkonsonanten ein Punkt ist, in dem das Pälignische minder altertümlich ist, als das Oskische, so hat es andrerseits doch auch wieder Punkte, insbesondere die Beibehaltung des weiblichen *-a* statt osk. *-ú*, in denen es das Oskische an Altertümlichkeit überragt.



SVR·PRISTAFALACIRIX·
IBBV·OMNITV·VRANI
LISVIS·T·CERFVM SACA
ETATV·FIRATA·FERTLID
AFBFD·EITE·VVS·PRITRO
LEXE·LIFAR·DIDA·V·VS·DET

Fig. 2.

...CIA PACIA MINERVA
...-BRATIS ·DATAS · PID·SEI·DD·I
--BRATOM PAMPPERCI
--SEFFI·I·NOM·SVOIS
...CNATOIS

g. 1.

RISMVPETIEBVIPVIBAD
SECVCEMPRATOIS
RACIRIXSEMVNVSVA
PRAICIMEPERSEPONAS
AEPACRIS PVVSECIC
HANVSTVHERENTAS

Fig. 3.

CIAA PACIA MINERVA.
BRATS. DATAS. PID. SEI.DDI
BRATOM PAM. PPERCI
SEFFI.I. NOM SVOIS
CNATOIS

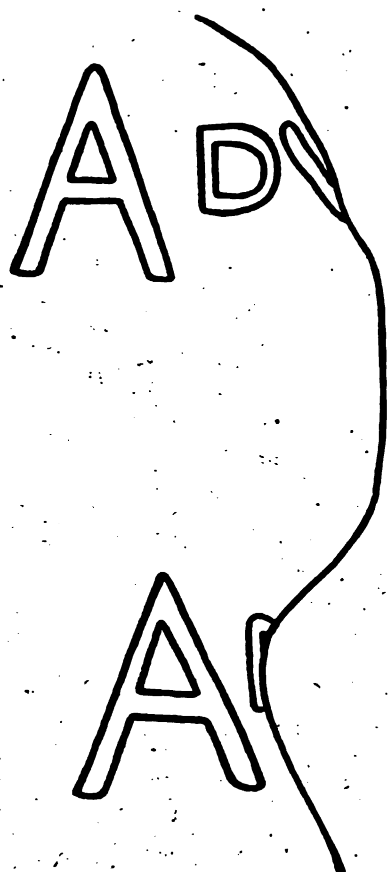


Fig. 1.

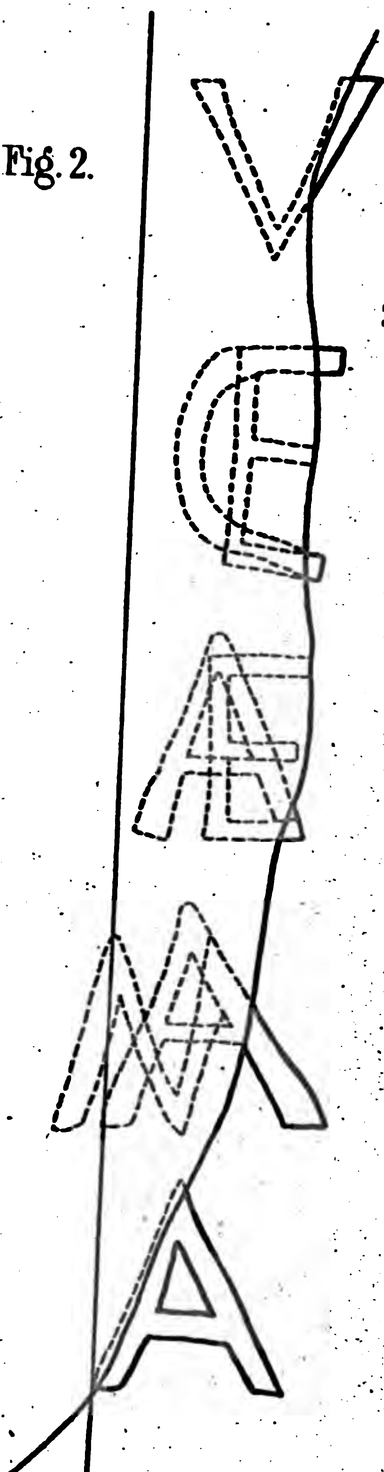


Fig. 2.

